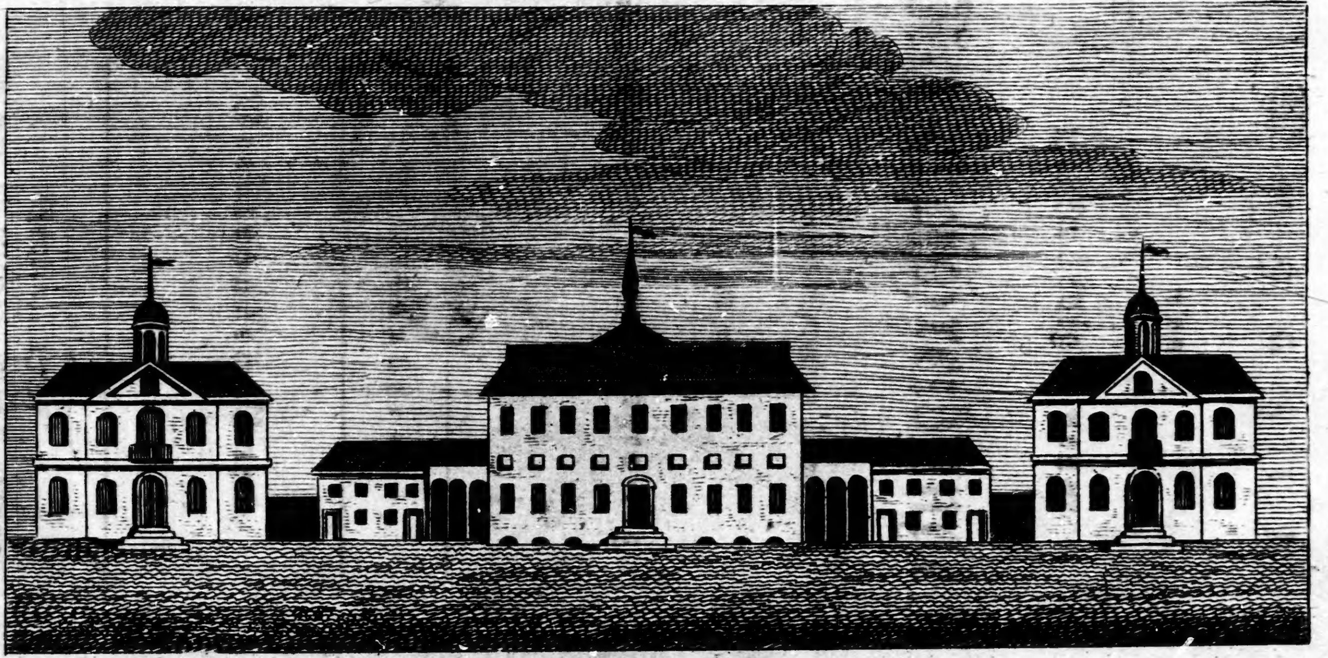
S. 138

George Washington

Präſident der vereinigten Staaten

59 Jahr alt
1791.



Das Staatenhaus in Philadelphia
400 Fuſs lang und 100 Fuſs tief

Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reiſebeſchreibungen,

aus fremden Sprachen überſetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

FREUNDSCHAFTLICHER VEREIN
DANZIG
PRIMA PETRISCHULE

Mit Kupfern.

Vierzehnter Band.

Berlin, 1797.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

NW 972 H436re
DEC 18 '58
Amtmann $35.00

Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reiſebeſchreibungen,

I. Samuel Hearne's Reiſe von dem Prinz von Wallis Fort an der [illegible] nach dem [illegible]

II. Heinrich Wanſey's Tagebuch einer Reiſe durch die vereinigten Staaten von Nordamerika.

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

Mit [illegible] Kupfern.

Vierzehnter Band.

Berlin, 1797.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Inhalt.

I. Samuel Hearne's Reiſe von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudſons-Bay bis zu dem Eismeere.

II. Heinrich Wanſey's Tagebuch einer Reiſe durch die vereinigten Staaten von Nordamerika.

198951

Nachweiſung der Kupfer zu Hearne's Reiſen.

Tab. I. gehört zu Seite 140.
— II. 270

Samuel Hearne's
Reiſe
von
dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudſons-Bay
bis zu dem Eismeere,
in den Jahren 1769 bis 1772.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Mit Anmerkungen
von
Johann Reinhold Forſter,
Profeſſor der Naturgeſchichte und Mineralogie in Halle, Mitglied der K. Pr. Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc.

Samuel Hearne's

Reiſe.

Das Original der hier in einer Ueberſetzung gelieferten Reiſebeſchreibung hat nachſtehenden Titel: A Journey from Prince of Wales's Fort in Hudſon's Bay, to the northern Ocean; undertaken by order of the Hudſon's Bay Company, for the diſcovery of copper mines, a north Weſt-Paſſage, etc. in the Years 1769, 1770, 1771 and 1772. By Samuel Hearne. London, printed for A. Strahan and T. Cadell. 1795. Die Haupturſachen, weshalb Hearne ſeine Reiſe unternehmen mußte, giebt er ſelbſt in dem Titel und in der Einleitung zu ſeinem Buche hinlänglich an. Der Erfolg war nicht der gehoffte, da Hearne weder Kupfergruben, noch eine nordweſtliche Durchfahrt antraf; aber das nimmt der Reiſe, und dem Manne, der ſie machte, ihren Werth nicht. Er verdient, für den Muth, mit welchem er die gröſten Beſchwerlichkeiten und Gefahren ertrug, das Lob ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt; ſeine

Vorrede.

Das Original der hier in einer Ueberſetzung gelieferten Reiſebeſchreibung hat nachſtehenden Titel: A Journey from Prince of Wales's Fort in Hudſon's Bay, to the northern Ocean; undertaken by order of the Hudſon's Bay Company, for the diſcovery of copper mines, a north-Weſt-Paſſage, etc. in the Years 1769, 1770, 1771 and 1772. By Samuel Hearne. London, printed for A. Strahan and T. Cadell. 1796. Die Haupturſachen, weshalb Hearne ſeine Reiſe unternehmen mußte, giebt er ſelbſt in dem Titel und in der Einleitung zu ſeinem Buche hinlänglich an. Der Erfolg war nicht der gehoffte, da Hearne weder Kupfergruben, noch eine nordweſtliche Durchfahrt antraf; aber das nimmt der Reiſe, und dem Manne, der ſie machte, ihren Werth nicht. Er verdient, für den Muth, mit welchem er die größten Beſchwerlichkeiten und Gefahren ertrug, das Lob ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt; ſeine

Reiſe gehört in ſo fern zu den wichtigſten, da ſie die ſo lange ſtreitige Frage: „ob die nordweſtliche Durchfahrt aus den Europäiſchen Meeren in die Aſiatiſchen möglich ſey,“ beinahe mit völliger Gewißheit entſchieden hat; und über dies iſt dieſe Reiſe ein ſehr beträchtlicher Beitrag zur Geſchichte der Menſchheit, da ſie die Sitten eines Völkerſtammes ſchildert, die vorher noch ſehr wenig beobachtet worden.

Uebrigens gehört Herr Hearne zu den Männern, die wohl handeln, aber nicht ſchreiben können. Daher findet der Deutſche Leſer hier zwar alles Wahrhafte, was in den neun erſten Kapiteln des Originals ſteht, doch nicht die unnöthigen Wiederholungen und die andern Fehler gegen die Regeln des Styls, die daſſelbe ſehr widrig und ekelhaft machen. Das zehnte Kapitel des Originals iſt naturhiſtoriſchen Inhalts; nun aber fehlte dem Verfaſſer gänzlich an wiſſenſchaftlicher Kenntniß der Naturgeſchichte, und ſo konnten ſeine Bemerkungen nicht von großem Werthe ſeyn. Dieſes Kapitel iſt in der Ueberſetzung ganz weggelaſſen worden, da ſich hoffen läßt, daß irgend jemand die wichtigen darin ſtehenden brauchbaren Nachrichten in ein der Naturgeſchichte eigentlich gewidmetes Werk aufnehmen wird.

Samuel Hearne's Reiſen.

Einleitung.

Viele Jahre lang glaubte man allgemein, die Hudſons-Bay-Kompagnie ſey gar nicht geneigt, Entdeckungen von irgend einer Art zu machen; ſie begnüge ſich mit dem Gewinne von ihrem kleinen Kapitale (wie man es damals nannte), und brauche ihren Handel nicht zu erweitern. Was frühere Mitglieder der Geſellſchaft in Betreff des erſten unter dieſen Vorwürfen gedacht haben mögen, kann ich nicht ſagen; ich bin indeß überzeugt, daß ſie ſowohl als die gegenwärtigen Mitglieder immer bereit geweſen ſind, jeden annehmlichen Plan zur Erweiterung des Handels auszuführen. Zum Beweiſe dieſer Behauptung brauche ich bloß der ungeheuren Geldſummen zu erwähnen, die ſie zu verſchiednen Zeiten, obgleich ohne Erfolg, angewendet haben, um Fiſchereien anzulegen; und die in gegenwärtigem Buche beſchriebene Reiſe, ſo wie die mancherlei von Bean, Chriſtopher, Johnſton und Duncan angeſtellten Verſuche, eine nordweſtliche Durchfahrt zu

finden, ſind ganz neuere Beweiſe, daß die jetzigen Mitglieder eben ſo ſehr Entdeckungen zu machen, als ihren Handel zu erweitern wünſchen.

Vielleicht ſchreiben dieſe Vermuthungen ſich von dem geheimnißvollen Weſen her, mit dem man ehemals bei einigen Geſchäften der Kompagnie zu Werke ging; und die ungegründeten Behauptungen, die ungerechten Beſchuldigungen von Dobbs, Ellis, Robſon, Dragge und dem Amerikaniſchen Reiſenden mögen dazu beigetragen haben, das Publikum in dieſer Meinung zu beſtärken. Dies ſind die Schriftſteller alle, welche über die Hudſons-Bay geſchrieben haben; und jeder von ihnen hat, entweder aus Intereſſe, oder aus Nachbegierde, beſondres Vergnügen daran gefunden, das Verhalten der Kompagnie zu kritiſiren, ohne wirklich Kenntniſſe von ihren Schritten zu haben, oder ihren Dienſt aus Erfahrung zu kennen. Die meiſten dieſer Schriftſteller behaupten übrigens ſolche handgreifliche Ungereimtheiten, daß ſelbſt Perſonen, die ſchon von Vorurtheilen gegen die Kompagnie eingenommen ſind, ihnen keinen Glauben beimeſſen können *).

Von Robſon, der ſechs Jahre an der Hudſons-Bay und in Dienſten der Kompagnie zugebracht hat, ſollte man natürlicher Weiſe glauben, er müßte das Klima und den Boden zunächſt um die Faktoreien, in denen er ſich aufhielt, einigermaßen kennen; aber ſein ganzes Buch iſt offenbar voller Vorurtheile, und ſollte ihn dafür rächen, daß die Kompagnie ſeine

*) Seitdem ich dies geſchrieben habe, hat ein gewiſſer Herr Umfreville eine Nachricht von der Hudſons-Bay bekannt gemacht; aber mit eben dem böſen Willen, wie die früheren Schriftſteller, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihm die Hoffnung, eine (nicht offen gewordene) Befehlshaberſtelle in der Bay zu erhalten, fehlgeſchlagen war. A. d. V.

romanhaften und gar nicht zuſammenhangenden Plane verworfen hatte. Ueberdies weiß man wohl, daß Robſon weiter nichts als ein Werkzeug in Herrn Dobbs Händen war.

Der Amerikaniſche Reiſende iſt freilich ein eleganterer Schriftſteller, hat aber noch weniger Anſpruch auf unſre Nachſicht, da er mit ſeinen Behauptungen unſerem Glauben noch mehr zumuthet. Seine Verſicherung (American Traveller, p. 23.), daß er mehrere groſe Klumpen von dem ſchönſten gediegenen Kupfer gefunden habe, iſt eine ſo handgreifliche Unwahrheit, daß ſie keiner Widerlegung bedarf. Niemand, weder ein Engländer, noch ein Indianer, fand jemals ein Stückchen Kupfer ſüdwärts von 71° Grad N. Br., wenn anders nicht zufälliger Weiſe irgend einer von den entfernteren nördlichen Indianern es auf ſeinem Wege nach der Faktorei der Kompagnie verloren hatte.

Die Eingebornen, welche den großen Strich Landes nordwärts vom Churchill-Fluſſe mehr durchſtreifen, als bewohnen, haben zu wiederholtenmalen Proben von Kupfer nach der Faktorei gebracht. Viele von unſern Leuten vermutheten daher, daß es nicht weit von unſern Niederlaſſungen gefunden würde; und da die Indianer ihnen ſagten, daß die Gruben ziemlich nahe bei einem großen Fluſſe wären, ſo nahm man allgemein an, daß dieſer Fluß ſich in die Hudſons-Bay ergießen müßte. Man konnte ſich nehmlich keinesweges vorſtellen, daß irgend eine Art von Menſchen, ſollte ihre Lebensart auch noch ſo wandernd ſeyn, jemals einen ſo großen Strich Landes durchſtreifen könnte, als dieſe es müßten, wenn ſie um die nördliche Gränze der Bay herum gingen, zumal ohne Schiffe. Nachſtehendes Tagebuch wird indeß zeigen, wie ſehr dieſe Leute ſich

irrten, und auch, wie unwahrſcheinlich es iſt, daß ihr Lieblingsplan, Bergwerke zu eröffnen, ausgeführt werden könne.

Die Faktorei der Kompagnie am Churchill-Fluſſe bekam gleich nachher, als ſie angelegt worden war, im Jahre 1715, Nachrichten von dieſem großen Fluſſe, und Proben von Kupfer; man findet aber nicht, daß früher als im Jahre 1719 Verſuche gemacht worden ſind, den Fluß oder die Kupfergruben zu entdecken. Damals ließ die Kompagnie eine Fregatte, die Albany, Kapitain George Barlow *), und eine Schaluppe, die Discovery

*) Kapitain Barlow war Gouverneur von Albany-Fort, als die Franzoſen im Jahre 1704 zu Lande aus Kanada kamen, um es zu belagern. Die Kanadier und ihre Indianiſchen Wegweiſer hielten ſich in der Nachbarſchaft von Albany mehrere Tage lang verborgen, ehe ſie den Angriff machten, und tödteten vieles von dem Viehe, das auf den Marſchländern weidete. Ein treuer Haus-Indianer, der auf der Jagd war, entdeckte dieſe Fremden, vermuthete, daß ſie Feinde wären, und kehrte ſogleich zu dem Fort zurück, um dem Gouverneur Nachricht zu geben. Dieſer glaubte ihm nicht recht; indeß nahm man alle Maßregeln, das Fort zu vertheidigen, und der Steuermann einer Schaluppe, die in einiger Entfernung lag, bekam Befehl, bei dem erſten Kanonenſchuſſe, den er hören würde, mit aller möglichen Eil nach dem Fort zu kommen.

Mitten in der Nacht, oder vielmehr am Morgen, kamen die Franzoſen an das Fort, und verlangten eingelaſſen zu werden. Herr Barlow, der auf der Wache war, ſagte ihnen: der Gouverneur ſchliefe; er wollte aber die Schlüſſel ſogleich holen. Als die Franzoſen dies hörten, erwarteten ſie keinen Widerſtand, und drängten ſich ſo dicht, als ſie nur ſtehen konnten, bei dem Thore zuſammen. Barlow benutzte die Gelegenheit; anſtatt das Thor zu öffnen, ließ er nur zwei Schießlöcher aufmachen, hinter denen zwei mit Kartätſchen geladene Sechspfünder ſtanden. Dieſe wurden ſogleich abgefeuert, und dadurch eine beträchtliche Anzahl Franzoſen, unter andern auch der Befehlshaber, ein Irländer, getödtet. Ein ſo unerwarteter Empfang machte, daß die Uebrigen ſich mit großer Eilfertigkeit zurückzogen. Der Befehlshaber der Schaluppe fuhr, als er die Kanonen hörte, ſo ſchnell er nur konnte, nach dem Fort; aber

(Entdeckung), Kapitain David Vaughan, auszurüſten. Das Kommando dieſer Expedition bekam indeß einzig und allein Herr James Knight, ein Mann von großer Erfahrung im Dienſte der Kompagnie, der mehrere Jahre Gouverneur der verſchiedenen Faktoreien an der Bay geweſen war, und das erſte Etabliſſement am Churchill-Fluſſe angelegt hatte. Bei aller Erfahrung, die Herr Knight in den Geſchäften der Kompagnie haben mochte, und bei aller ſeiner Kenntniß der Gegenden um die Bay, in denen er ſich aufgehalten hatte, läßt ſich doch nicht vermuthen, daß er mit dem Weſen des ihm jetzt aufgetragenen Geſchäftes bekannt war, da er ſich nach weiter nichts richten konnte, als nach den unbeſtimmten, unvollkommnen Angaben der Indianer, die man damals wenig kannte, und noch weniger verſtehen konnte *).

einige Franzoſen, die an dem Ufer des Fluſſes verſteckt lagen, tödteten ihn und ſeine ſämmtliche Mannſchaft.

Die Franzoſen zogen ſich nur mit großem Widerwillen von dieſem Platze zurück; denn einige von ihnen hörte man noch zehn Tage nach dem mißlungenen Angriffe in der Nachbarſchaft des Fort ſchießen. Ein Mann beſonders ging einen ganzen Tag lang die Platteforme auf und nieder, die von dem Thore des Fort zu dem Stapel führte. Herr Fullarton, damaliger Gouverneur von Albany, redete ihn Franzöſiſch an, und verſprach, ihm Quartier zu geben, wenn er es annehmen wollte. Jener antwortete nicht, und ſchüttelte nur den Kopf. Herr Fullarton ſagte ihm nun: wenn er ſich nicht freiwillig ergäbe, ſo würde er ganz gewiß auf ihn ſchießen. Hierauf kam der Mann näher an das Fort, und Herr Fullarton erſchoß ihn aus ſeinem Kammerfenſter. Vielleicht machten die Mühſeligkeiten, die der arme Mann bei ſeiner Rückkehr nach Kanada erleiden zu müſſen fürchtete, daß er lieber ſterben wollte. Daß er ſich aber weigerte, von ſo menſchlichen und edelmüthigen Feinden, wie die Engländer, Quartier anzunehmen, iſt erſtaunlich. A. d. Verf.

*) Bei allen Entdeckungsreiſen muß man ſich vorzüglich bemühen, die Sprache der Einwohner kennen zu lernen. Eine kleine Sammlung von einzelnen Wörtern und kur-

Dieſe ungünſtigen Umſtände, und ſein hohes Alter (er war damals nahe an Achtzig) nahmen dem kühnen Abentheurer keinesweges den Muth. Er war vielmehr von einem glücklichen Erfolge und den beträchtlichen Vortheilen, die aus ſeinen Entdeckungen entſpringen würden, ſo überzeugt, daß er einige groſe, mit Eiſen beſchlagene Kiſten machen ließ und mitnahm, um den Goldſtaub und andre ſchätzbare Sachen, welche er thörichter Weiſe in dieſen Gegenden anzutreffen hoffte, darin zu verwahren.

Die Inſtruktion, die Herr Knight von der Kompagnie erhielt, iſt vom 4ten Juni 1719, und trägt ihm auf, mit „Gottes Erlaubniß die Straße Anian zu entdecken, um alsdann nordwärts Gold und andre ſchätzbare Waaren zu ſuchen.“

Herr Knight verließ Graveſend in Kurzem, und trat ſeine Reiſe an. — Da das Schiff nicht in dieſem Jahre, der Erwartung gemäß, nach England zurückkam, ſo glaubte man, es hätte in der Hudſons-Bay überwintert; und da es einen guten Vorrath von Lebensmitteln, das Fachwerk zu einem Hauſe, nebſt allen nöthigen Handwerkern, und eine groſe Quantität von Handelswaaren bei ſich hatte; ſo dachte man wenig oder gar nicht daran,

zen Redensarten, die man Anfangs hat, kann man mit der Zeit ſehr bequem vermehren und berichtigen; und zuletzt wird man ſich im gemeinen Leben und bei Geſchäften faſt immer verſtändlich machen können. — Nächſtdem muß man ſich Kenntniſſe von den Sitten, den Gebräuchen, dem Charakter und der Denkungsart des Volkes zu verſchaffen ſuchen. Unterläßt man dies, ſo kann man ſich leicht, gegen ſeinen Willen, Feindſchaft und Rache zuziehen. Kein Reiſender betrug ſich in dieſem Stücke klüger und mit mehr Menſchenkenntniß, als Le Vaillant, aus deſſen Buche Alle, die künftig unbekannte Länder beſuchen wollen, ſehr viel lernen können. Nächſt ihm iſt aber auch unſer Hearne mit ſeinem Betragen gegen rohe Völkerſchaften zu empfehlen.

F.

daß es nicht in Sicherheit ſeyn könnte. Als aber auch im folgenden Jahre (1720) weder das Schiff, noch die Schaluppe nach England zurückkehrte, gerieth die Kompagnie ihrentwegen in große Unruhe, und ſchickte mit ihrem Schiffe, das im Jahre 1721 nach Churchill ſegelte, einer Schaluppe, unter dem Steuermann John Scroggs, den Befehl zu, jene beiden Fahrzeuge zu ſuchen. Das Schiff kam erſt ſpät im Jahre zu Churchill an; dieſer Befehl konnte alſo nicht eher als im folgenden Sommer (1722) ausgeführt werden.

Die Nordweſt-Küſte der Hudſons-Bay war damals wenig bekannt; und da Herr Scroggs durch Untiefen und Klippen in große Verlegenheit gerieth, ſo kehrte er nach dem Prinz von Wallis-Fort zurück, ohne in Betreff des vorhin erwähnten Schiffes oder der Schaluppe irgend etwas Gewiſſes entdeckt zu haben. Denn alle die Merkmahle, die er unter den Eskimoern an der Wallfiſch-Bucht ſah, waren weiter nichts, als einige Dinge, die bei einem unbedeutenden Vorfalle zur Beute gemacht ſeyn, und die man folglich nicht als Beweiſe eines gänzlichen Schiffbruches anſehen konnte.

In Europa herrſchte damals faſt allgemein das Vorurtheil, daß es einen nordweſtlichen Weg durch die Hudſons-Bay geben müſſe. Daher vermutheten Viele, daß die Herren Knight und Barlow dieſen Weg gefunden hätten und über Kalifornien in die Südſee geſegelt wären. Es vergingen viele Jahre, ehe man einen andern überzeugenden Beweis vom Gegentheile bekam, als daß Middleton, Ellis, Bean, Chriſtopher und Johnſton nicht im Stande geweſen waren, eine ſolche Durchfahrt zu finden; und obgleich Jahr für Jahr eine Schaluppe nach Norden auf Entdeckung, und

zum Handel mit dem Eskimoern, ausgeſchickt wurde, ſo währte es doch bis zum Sommer des Jahres 1767, ehe man zuverläſſig erfuhr, daß der arme Herr Knight und Kapitain Barlow in der Hudſons-Bay umgekommen waren.

Die Geſellſchaft trieb jetzt den Wallfiſchfang, und beſtimmte die Marmorinſel (Marble-Island) zum Sammelplatze: Theils, weil der dortige Hafen bequem iſt; Theils, weil man bemerkt hatte, daß die Wallfiſche ſich bei dieſer Inſel in größerer Anzahl aufhielten, als an irgend einem andren Theile der Küſte. Jetzt hatten die Boote, wenn ſie auf Fiſche lauerten, häufig Gelegenheit, dicht an die Inſel hinan zu rudern; und ſo entdeckten ſie nicht weit von dem öſtlichen Ende derſelben einen neuen Hafen, an deſſen vorderem Theile ſie Kanonen, Anker, Kabeltaue, Ziegelſteine, einen Amboß und viele andre Sachen fanden, welche die Zeit noch nicht zerſtört hatte, und welche, entweder weil ſie den Eingebornen unnütz oder für ſie zum Fortbringen zu ſchwer waren, noch auf ihrer erſten Stelle lagen. Das Haus iſt zwar wegen des daran befindlichen Holzes und Eiſens von den Eskimoern zertrümmert; doch die Ueberbleibſel ſind noch deutlich zu ſehen, und eben ſo der Kiel, oder vielmehr der Körper, des Schiffes und der Schaluppe, die, gegen den Eingang des Hafens hin, ungefähr in fünf Faden Waſſer liegen. Das Schnitzwerk am Vordertheile des Schiffes, die Kanonen u. ſ. w. ſind der Kompagnie zugeſchickt worden, und dienen zu einem ſichern Beweiſe, daß die Herren Knight und Barlow ihr Leben auf jener unwirthbaren Inſel verloren haben, wo weder Baum noch Strauch zu ſehen iſt, und die nahe an ſechzehn (Engliſche) Meilen von dem feſten Lande liegt. Dieſes iſt freilich wenig beſſer, da es

nur aus einem Gemiſche von unfruchtbaren Hügeln und Felſen beſteht, die mit weiter gar nichts als mit Moos und Gras bewachſen ſind; denn in dieſer Gegend findet man erſt einige hundert (Engl.) Meilen weit von der Seeküſte Waldungen.

Im Sommer 1769 ſahen wir in dieſem Hafen, als wir die Fiſcherei betrieben, einige Eskimoer. Da wir bemerkten, daß ein Paar von ihnen ſehr alt waren, ſo legten wir aus Neugierde ihnen einige Fragen in Betreff des erwähnten Schiffes und der Schaluppe vor. Wir konnten das um ſo beſſer, da wir einen Eskimo bei uns hatten, der als Dolmetſcher im Dienſte der Kompagnie ſtand und, als ſolcher, jährlich die Fahrt in einem ihrer Schiffe mitmachte. Die Nachricht, die wir von ihnen erhielten, war hinlänglich, deutlich, offen, und folgenden Inhalts: Als die Schiffe hier (bei der Marmor-Inſel) ankamen, war es ſchon ſpät im Herbſte, und das größere wurde, bei dem Einlaufen in den Hafen, ſehr ſtark beſchädigt. Doch ſie kamen hinein; und die Engländer, deren Anzahl ſich damals ungefähr auf funfzig zu belaufen ſchien, fingen nun an, das Haus zu bauen. Sobald das Eis es erlaubte, im folgenden Sommer (1720), machten die Eskimoer einen andern Beſuch bei ihnen. Damals hatte die Anzahl der Engländer ſich ſchon beträchtlich vermindert, und die noch lebenden ſchienen ſehr ungeſund zu ſeyn. Sie waren ſehr beſchäftigt; doch womit, das konnten uns die alten Eskimoer nicht recht beſchreiben. Wahrſcheinlich vergrößerten ſie das lange Boot; denn nicht weit von dem Hauſe liegt noch jetzt eine große Menge Spähne von Eichenholz, die ganz gewiß von Zimmermannsarbeit herrühren.

Krankheit und Mangel an Lebensmitteln verurſachten unter den Engländern eine ſolche Verwü-

ſtung, daß, als der zweite Winter herankam, ihre Anzahl ſich bis auf zwanzig vermindert hatte. In dieſem Winter (1720) ſchlugen einige Eskimoer ihre Wohnungen an der andern Seite des Hafens auf, (der gegenüber, wo die Engländer ihre Häuſer *) gebauet hatten), und brachten ihnen häufig, was ſie bringen konnten, beſonders Wallfiſchſpeck, Robbenfleiſch und Thran. Im folgenden Frühjahre gingen die Eskimoer wieder nach dem feſten Lande. Als ſie im Sommer des Jahres 1721 die Marmorinſel aufs neue beſuchten, fanden ſie nur noch fünf von den Engländern am Leben; und dieſe litten ſolchen Mangel an Nahrungsmitteln, daß ſie Wallfiſchſpeck und Robbenfleiſch, ſo wie ſie es von den Eingebornen gekauft hatten, ganz roh mit Begierde verzehrten. Dies war ihnen ſo nachtheilig, daß drei von ihnen in wenigen Tagen ſtarben, und die beiden Andern ſie nur mit großer Anſtrengung beerdigen konnten. Dieſe Beiden lebten noch viele Tage; ſie gingen oft auf die Spitze eines nahen Felſen, und ſahen mit Sehnſucht nach Süden und Oſten, als ob ſie erwarteten, daß Schiffe kommen und ſie retten ſollten. Wenn ſie dann eine geraume Zeit da beiſammen geblieben waren, und ſich nichts ſehen ließ, ſetzten ſie ſich dicht neben einander nieder, und weinten bitterlich. Endlich ſtarb einer von Beiden; und die Kräfte des Andern waren ſo erſchöpft, daß auch er niederfiel und ſtarb, als er ein Grab für ſeinen Unglücksgefährten zu machen verſuchte. — Die Schedel und andre größere Gebeine dieſer zwei Männer liegen noch jetzt dicht bei dem Hauſe über der Erde. Der zuletzt

*) Ich habe die Ueberbleibſel dieſer Häuſer mehreremale geſehen. Sie befinden ſich an der Weſtſeite des Hafens, und werden wahrſcheinlich noch viele Jahre lang zu unterſcheiden ſeyn. A. d. V.

übrig gebliebene war, wie die Eskimoer erzählten, immer damit beſchäftigt, ihnen Werkzeuge aus Eiſen zu verfertigen; wahrſcheinlich iſt es der Schwertfeger oder Schmid geweſen.

Einige nördliche Indianer, die um des Handels willen im Frühlinge 1768 nach dem Prinz von Wallis-Fort kamen, brachten weitere Nachrichten von dem ſo genannten großen Fluſſe, und auch einige Stücke Kupfer, als Proben von dem Erze der dabei befindlichen Gruben. Dies bewog Herrn Norton, den damaligen Gouverneur von Churchill, der Geſellſchaft die Sache, als ihrer Aufmerſamkeit würdig, vorzuſtellen. Er ging noch in demſelben Jahre nach England zurück. Nun hatte er Gelegenheit, alle ihm mitgetheilten Nachrichten vorzulegen, und zugleich ſeine Meinung davon, nebſt einem Plane, wie man dieſe Kupfergruben am beſten entdekken könnte. Auf Herrn Norton's Vorſtellungen, entſchloß ſich die Kommittee, einen verſtändigen Mann zu Lande auszuſchicken, der die Länge und Breite an der Mündung des Fluſſes beobachten, das Land, durch das er käme, in eine Karte bringen, und die Bemerkungen, die er auf ſeiner Reiſe zu machen Gelegenheit hätte, niederſchreiben ſollte. Ich wurde zum Anführer bei dieſer Unternehmung ausgewählt. Mit dem Schiffe, das im Sommer des Jahres 1769 nach Churchill kam, ſchickte die Kompagnie einige aſtronomiſche Inſtrumente, die ſich leicht fortbringen ließen und zu ſolchen Beobachtungen, wie von mir verlangt wurden, ſehr tauglich waren. Zu gleicher Zeit erſuchte ſie mich, die Reiſe zu machen, und verſprach mir nach meiner Rückkehr eine Belohnung, die den Unruhen und Beſchwerlichkeiten, von denen ich auf meiner Reiſe leiden könnte, angemeſſen ſeyn ſollte.

Ich trug kein Bedenken, dies Verlangen der Kompagnie zu erfüllen; und als im folgenden November einige nördliche Indianer zum Handel kamen, traf Herr Norton, der damals zu ſeiner Befehlshaberſtelle im Prinz von Wallis-Fort zurückgekehrt war, Verabredungen mit einigen unter ihnen, von denen er glaubte, daß ſie am beſten meine Wegweiſer ſeyn könnten. Aber keiner von ihnen war ſchon an dem großen Fluſſe geweſen.

Ich wurde mit Allem, was man für nöthig hielt, und mit Ammunition auf zwei Jahre verſehen. Zu meinen Begleitern beſtimmte man zwei Bedienten der Kompagnie, zwei (ſüdliche) Hauswächter-Indianer *), und eine hinreichende Anzahl von nördlichen, die mein Gepäck tragen und ziehen, mir Lebensmittel anſchaffen ſollten, u. ſ. w. Doch, zur beſſern Ueberſicht dieſer Einrichtungen iſt es vielleicht rathſam, die mir ertheilte Inſtruktion, dem weſentlichen Inhalte nach, hierher zu ſetzen, da ſie, wenn ich hin und wieder einige Bemerkungen hinzufüge, mehr Licht über mein Tagebuch verbreiten wird.

I. „Da die achtbare Hudſons-Bay-Kompagnie durch Nachrichten von Indianern erfahren hat, daß ſehr wahrſcheinlich beträchtliche Vortheile zu erwarten ſind, wenn wir ihr Land beſſer kennen lernen, als bisher; und da die Kompagnie von dem ernſtlichen Verlangen belebt iſt, jeden Umſtand zu benutzen, der ihr, oder der Nation im Ganzen, vortheilhaft ſeyn kann: ſo hat ſie Euch aufgefordert, dieſe Unternehmung anzuführen; und da Ihr bereitwillig geweſen

*) Home-guard Indians. Unter dieſer Benennung verſteht man gewiſſe Eingeborne, die unmittelbar unter dem Schutze der Kompagnie-Officianten ſtehen, auf der Pflanzung wohnen und zum Jagen für die Faktorei gebraucht werden. A. d. Verf.

ſeyd, beſagte Reiſe zu machen, ſo erſuchen wir Euch hiermit, ſie ſo bald als möglich anzutreten, und zwar mit **William Isbeſter**, Matroſen, und **Thomas Merriman**, die Beide Willens ſind, Euch zu begleiten, als Gefährten; ferner mit zwei ſüdlichen Hauswächter-Indianern, die Euch auf der Reiſe begleiten und behülflich ſeyn ſollen; ingleichen mit dem Kapitain **Tſchatſch-indàhah** (Chawchinahaw) ſeinem Lieutenant **Nàbeiah** (Nabyah), und ſechs bis acht der beſten nördlichen Indianer, die wir bekommen können, nebſt einem kleinen Theil ihrer Familien, welche Euch führen, Euch, mit den nöthigen Bedürfniſſen verſehen, und Euch, ſo wie Eure Gefährten, in Allem, was in ihren Kräften ſteht, Beiſtand leiſten ſollen, ſo wie es ihnen beſonders befohlen iſt.“

II. „Da Ihr und Eure Gefährten mit Allem, was wir für nöthig halten, auch mit Proben von leichten Handelswaaren verſehen ſeyd, ſo ſollt Ihr dieſe nicht verhandeln, ſondern ſie entfernten Indianern, denen Ihr vielleicht begegnet, ſchenken, und mit ihren Anführern Euer Friedens-Kalumet *) rauchen, um Freundſchaft mit ihnen zu ſchließen. Ihr müßt ſie auch ſo viel als möglich davon abbringen, daß ſie einander nicht bekriegen; ferner ſie ermuntern, daß ſie ſich Mühe geben, Pelzwerk und andre Handelsartikel anzuſchaffen, auch ihnen verſichern, daß ſie in der Faktorei der Kompagnie gute Bezahlung dafür bekommen ſollen.“

„Es wird Euch und Euren Begleitern ernſtlich empfohlen, die Eingebornen mit Höflichkeit zu be-

*) Das Kalumet (hier im Originale Calimut) iſt ein langes, verziertes Pfeifenrohr, und bei allen Stämmen von Indianern, die den Toback kennen, ſtark in Gebrauch, beſonders bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn Krieg oder Friede beſchloſſen wird, bei allen öffentlichen Beluſtigungen, Reden u. ſ. w. A. d. Verf.

handeln, ſo daß ſie keine Urſache zu Klagen oder Widerwillen bekommen: ſo wie ſie, ihrerſeits, ſtrengen Befehl haben, Euch nicht im mindeſten zu beleidigen, ſondern Euch in Allem, was Ihr zum Vortheile des Unternehmens von ihnen verlangen mögt, Hülfe und Beiſtand zu leiſten."

„Trefft Ihr Indianer an, die nach dem York hin wollen und geneigt ſind, Euch entweder Lebensmittel oder Bekleidung anzuvertrauen, ſo ſchließt mit ihnen einen Handel über dieſe Waaren, und überſendet durch ſie einen Brief, worin Ihr die Quantität von jedem Artikel angebt; dann ſollen ſie, nach Eurer Verabredung, bezahlt werden. Dem Befehle der Kompagnie gemäß, ſollt Ihr auch bei aller Gelegenheit an mich, oder den jedesmaligen Befehlshaber von dem Prinz von Wallis-Fort, berichten; und da Ihr mathematiſche Inſtrumente bei Euch habt, ſo müßt Ihr mir, oder dem mir nachfolgenden Befehlshaber, melden, in welcher Länge und Breite Ihr zu dieſer oder jener Zeit Euch befindet; ferner die Hauptſachen aus Eurem Tagebuche: welche Nachrichten dann der Kompagnie durch die zurückkehrenden Schiffe mitgetheilt werden ſollen *)."

III. „Die Indianer, welche jetzt zu Euren Wegweiſern beſtimmt ſind, ſollen Euch zu den Gränzen der Athapusko-Indianer **) bringen, wo der

*) Da ſich während meiner letzten Reiſe keine andre bequeme Gelegenheit fand, als am 22ſten März 1771, und da ſich bis zu dieſer Zeit gar nichts von Bedeutung ereignet hatte, ſo hielt ich es nicht für nöthig, einen Auszug aus meinem Tagebuche zu überſchicken. Ich ſchrieb bloß einen Brief an den Gouverneur, worin ich von meiner Lage, mit Hinſicht auf die Breite und Länge, Nachricht gab; ferner von der Begegnung, die ich von den Eingebornen erfuhr, u. ſ. w.

**) In meinem früheren Tagebuche und meiner Zeichnung hatte ich irrig: Arathapescow, geſchrieben.

Kapitain Matonabbi im Frühlinge des Jahres 1770 mit Euch zuſammentreffen ſoll *), um Euch zu einem Fluſſe zu führen, von welchem die Indianer ſagen, daß es bei ihm Kupfererz, Thiere mit Pelzwerk ꝛc. in Ueberfluß gebe. Er ſoll ſo weit nordwärts ſeyn, daß mitten im Sommer die Sonne gar nicht untergehe; und die Indianer glauben, er ergieße ſich in irgend einen Ocean. Dieſen Fluß, den die nördlichen Indianer Nithaſanſan-Dagey, das iſt den Weit-weg-Metall-Fluß, nennen, müßt Ihr, wo möglich, bis zu ſeiner Mündung verfolgen und dort die Länge und Breite, ſo genau Ihr nur könnt, beſtimmen; beſonders wenn Ihr findet, daß er ſchiffbar iſt, und daß daſelbſt mit einiger Sicherheit, oder mit einigem Vortheile für die Kompagnie, eine Niederlaſſung angelegt werden könnte.“

„Beobachtet auch ſorgfältig die Erzgänge in der Nähe des Fluſſes, die Art des Waſſers in deſſen Mündung, und die Entfernung der Wälder von der Seeküſte; ferner den Lauf des Fluſſes, die Beſchaffenheit des Bodens und deſſen Produkte. Ueberhaupt müßt Ihr alle Bemerkungen machen, die Ihr entweder für nöthig, oder doch für angenehm haltet. Iſt es wahrſcheinlich, daß der beſagte Fluß von einigem Nut-

*) Dies war eben nicht wahrſcheinlich, da Matonabbi damals noch gar nichts von meiner Reiſe wußte, und noch weniger Befehl erhalten hatte, mich zu der hier angegebenen Zeit an dem beſtimmten Orte zu treffen. Und wären wir ja zufälliger Weiſe einander begegnet, ſo würde er die Reiſe ganz gewiß nicht eher angetreten haben, als bis er in der Faktorei geweſen wäre und ſeinen Accord mit dem Gouverneur geſchloſſen gehabt hätte; denn kein Indianer hat Luſt, den Engländern irgend einen beſondern Dienſt zu leiſten, wenn er nicht vorher weiß, welche Belohnung er dafür bekommen ſoll. Ueberdies würde ich, wenn ich bei meinem Aufbruche den angegebenen Weg genommen hätte, einige hundert Meilen weit von meiner Richtung abgekommen ſeyn. Man vergleiche meine Reiſeroute im Winter 1770, und im Frühling 1771.

zu ſeyn könnte, ſo nehmt ihn für die Hudſons-Bay-Kompagnie in Beſitz, und zwar dadurch, daß Ihr Euren Nahmen, ingleichen das Jahr, den Monath und ſ. w. in irgend einen von den Felſen hauet *).“

„Wenn Ihr dieſen oder irgend einen andern Fluß unterſuchen wollt, ſo müßt Ihr dafür ſorgen, daß die Indianer eine hinlängliche Anzahl von Kanots haben, um die Tiefe des Waſſers, die Stärke der Strömung, u. ſ. w. erforſchen zu können. Solltet Ihr durch irgend einen unvorhergeſehenen Zufall, oder ein Unglück, außer Stand geſetzt werden, den beſagten Fluß zu erreichen, ſo wird Euch ernſtlich empfohlen, wo möglich das Ende der Wager-Straße **) kennen zu lernen; denn, nach den letz-ten

*) Ich war nicht mit Werkzeugen verſehen, mit denen ich hätte in Stein hauen können; doch der Förmlichkeit wegen ſchnitt ich meinen Nahmen, das Datum u. ſ. w. in ein Stück Bret, das zu einem Indianiſchen Schilde gedient hätte, und ſtellte es in einen Haufen Steine, auf einer kleinen Erhöhung nahe bei dem Eingange des Fluſſes, und zwar auf der Südſeite.

**) Es ſchadet gewiß nicht, wenn eine Inſtruktion die größte Vollſtändigkeit erhält; aber doch läßt ſich wohl nicht läugnen, daß dieſe beiden Punkte recht füglich hätten wegbleiben können. Da weder Middleton und Ellis, noch Chriſtopher im Stande geweſen waren, weit genug in dieſe Einfahrten (inlets) einzudringen, um irgend eine Vegetation, Moos und Gras ausgenommen, noch viel weniger alſo Waldungen, zu entdecken; ſo ließ ſich wohl nicht mit Wahrſcheinlichkeit glauben, daß ſich ſeit ihrer Zeit dieſe Gegenden weſentlich genug verbeſſert haben könnten, um einem Verſuche zu weiteren Entdeckungen in ihnen meine Zeit aufzuopfern; beſonders, da ich auf meiner zweiten Reiſe Gelegenheit hatte zu erfahren, daß in der Breite von Cheſterfield's Einfahrt, bis einige hundert (Engl.) Meilen von der Seeküſte, gar keine Waldungen anzutreffen ſind. Da der Rand der nordwärts liegenden Waldungen ſich immer nach Weſten hinzieht, ſo muß in der Breite der Wager-Straße ihre Entfernung von der Seeküſte noch viel größer ſeyn. Dieſe Gegenden ſind ſchon längſt von den Officianten der Kompagnie unterſucht, und liegen in den Ländern, ihr durch ihr Privilegium zugeſicherten, Gränzen; ſie brauchen folglich nicht erſt in Beſitz genommen zu werden.

len Entdeckungen, wird ſie ſo vorgeſtellt, als ob ſie ſich in kleine Flüſſe und Seen endige. Sehet zu, wie weit die Waldungen von den ſchiffbaren Theilen derſelben entfernt ſind, und ob es einigermaßen rathſam wäre, eine Niederlaſſung daſelbſt anzulegen. Fändet Ihr das Gegentheil, ſo müßt ihr eben ſo mit Baker's-See verfahren, welcher der Eingang zu Bowden's oder Cheſterfield's Einfahrt (Inlet) iſt; ingleichen mit jedem andern Fluſſe, den Ihr etwa antreffen möget. Und könnte einer wahrſcheinlich von einigem Nutzen ſeyn, ſo müßt Ihr ihn, auf die ſchon angegebene Art, für die achtbare Hudſons-Bay-Kompagnie in Beſitz nehmen. Eine Zeichnung von Bowden's Einfahrt und Wager-Straße gebe ich Euch mit, damit Ihr Euch von dieſen Gegenden, im Falle daß Ihr ſie beſuchen ſolltet, einen beſſern Begriff machen könnt.“

IV. „Noch ein andrer wichtiger Punkt wird Euch empfohlen: nehmlich, wenn Ihr könnt, entweder durch eigene Reiſen, oder durch Belehrung von den Indianern, ausfindig zu machen, ob es einen Weg durch dieſen Welttheil giebt *). Es wird ſehr nützlich ſeyn,

*) Das feſte Land von Amerika iſt viel breiter, als Manche glauben, wie z. B. beſonders Robſon, welcher ſich einbildete, das ſo genannte ſtille Meer ſey nur einige wenige Tagereiſen weit von der Weſtküſte der Hudſons-Bay. Dies iſt aber ganz und gar nicht der Fall. Als ich am weiteſten weſtwärts war, nahe an fünfhundert (Engl.) Meilen vom Prinz von Wallis-Fort, wußten die Eingebornen, meine Wegweiſer, ſehr wohl, daß noch viele Indianer-Stämme weſtlich von uns wohnten, und kannten das Ende des Landes in dieſer Richtung nicht. Auch habe ich nie Indianer, ſo wenig nördliche als ſüdliche angetroffen, die jemals das Meer nach Weſten hin geſehen gehabt hätten. Uebrigens weiß der unterrichtete Theil der Kompagnie-Officianten ſehr wohl, daß ein ausgebreiteter und zahlreicher Stamm von Indianern, welche Y-artſch-i-Thinnids (E-arch-e-thinnews) heißen, und deren Land weit weſtwärts von

hierüber, wo möglich, zur Gewißheit zu kommen, um für die Zukunft weitere Zweifel über eine Fahrt aus der Hudſons-Bay in den weſtlichen Ocean *) zu verhüten; ſo wie der Amerikaniſche Reiſende noch ganz neuerlich eine vorgeſtellt hat. Die beſonderen, auf dieſen Punkt Beziehung habenden Bemerkungen müßt Ihr in Euer Tagebuch eintragen, das dann der Kompagnie mitgetheilt werden ſoll," u. ſ. w.

Moſes Norton, Gouverneur.

Isbeſtre und Merriman, die in meiner Inſtruktion erwähnt werden, begleiteten mich bei meinem erſten kurzen Verſuche wirklich; aber die Indianer, die wohl wußten, daß Beide nur gemeine Leute waren, begegneten ihnen, beſonders in Zei-

allen Niederlaſſungen der Kompagnie oder der Kanada liegt, mit den Spaniern auf der Weſtſeite des feſten Landes Handel treiben muß; denn einige von den Indianern, welche ehemals nach York-Fort handelten, fanden, wenn ſie mit jenem [illegible] Krieg führten, ſehr häufig Sättel, Zäume, Flinten und viele andre ihnen zugehörige Artikel, die ohne Zweifel von Spaniſcher Arbeit waren. — Ich habe mehrere Indianer geſehen, die ſich ſo weit nach Weſten hin gewagt hatten, daß ſie über den Gipfel der unermeßlichen Gebirgskette gekommen waren, welche durch das ganze Amerika von Norden nach Süden hin läuft. Jenſeits dieſer Gebirge fließen alle Ströme nach Weſten. Ich muß hierbei noch bemerken, daß alle Indianer, die ich jemals von ihren Streifereien in dieſem Lande erzählen hörte, ohne Ausnahme ſo weit ſüdwärts gegangen waren, daß ſie gar nichts von einem Winter, weder Schnee noch Eis geſehen, obgleich ihre Abweſenheit bisweilen anderthalb oder zwei Jahre gedauert hatte.

*) Eine Durchfahrt durch Amerika, von der Hudſons-Bay aus, iſt, obgleich Herr Ellis für ihr Daſeyn geſprochen, und ob ſie gleich in der [illegible] Karte des Amerikaniſchen Reiſenden ihren Platz gefunden hat, ſchon ſo lange verſpottet worden, daß es nicht der Mühe lohnt, weiter etwas darüber zu ſagen. Schon die Breite, in der ich geweſen bin, beweiſet hinlänglich, daß keine ſolche Durchfahrt exiſtirt.

ſen des Mangels, ſo gleichgültig, daß ich einigemal zu äußern befürchtete, ſie würden verhungern müſſen, und daß ich mich ſehr glücklich ſchätzte, als ich ſie wieder nach der Faktorei gebracht hatte. Dieſes ungewöhnliche Betragen der Indianer bewog mich zu dem Entſchluſſe, auf meinen beiden ſpäteren Reiſen gar keinen Europäer mitzunehmen.

Ueber den Punkt in meiner Inſtruktion, der mich anweiſt, die Beſchaffenheit des Bodens, deſſen Produkte, u. ſ. w. zu beobachten, muß ich bemerken, daß ich mich während meiner ganzen Abweſenheit vom Fort den Sommer hindurch unabänderlich in ſteinigen Hügeln und unfruchtbaren Ebnen befand; und ehe wir uns im Herbſte den Waldungen näherten, war der Boden immer beträchtlich tief mit Schnee bedeckt, ſo daß ich niemals Gelegenheit hatte, irgend etwas von den kleinen Pflanzen und Sträuchern nach Weſten hin zu ſehen. Aber nach dem niedrigen, zwergartigen Wuchſe der Waldungen u. ſ. w. (ausgenommen in dem Athapuskow-Lande) zu urtheilen, giebt es dort ohne Zweifel noch weit weniger vegetabiliſche Produkte, als bei der nördlichſten Niederlaſſung der Kompagnie. Und oſtwärts von den Waldungen auf dem unfruchtbaren Boden, ſowohl Hügeln als Thälern, wächſt weiter gar nichts als Moos, welches von dem Rothwilde gefreſſen wird, und einige wenige Zwergweiden, die dazwiſchen hin kriechen. Hier und da ſieht man wohl einige Wiſh-a-capucca *) und ein wenig Gras; aber das letz-

*) Wahrſcheinlich der Arbutus uva urſi, oder die Bärentraube, welche in nördlichen, moosreichen, feuchten Gegenden häufig zu wachſen pflegt. Eine halbe Unze ihrer Blätter, 10 bis 14 Tage hinter einander in Hühnerbrühe genommen, iſt oft als ein Mittel gegen den Stein nützlich gefunden worden.

tere iſt kaum hinreichend für die Gänſe und andre Zugvögel, ſo kurze Zeit ſie ſich auch in dieſen Gegenden aufhalten, da ſie faſt immer auf der Reiſe ſind, ausgenommen, wenn ſie brüten oder mauſern.

Da ich das Verlangen der Kompagnie erfüllte und dieſe Reiſen unternahm, ſo kann man natürlicher Weiſe vorausſetzen, daß ich alle nothwendigen Einrichtungen traf, um bei den vielen Unbequemlichkeiten, die ich nothwendig zu ertragen haben mußte, meine Rechnung u. ſ. w. leichter in Ordnung halten zu können. Ich entwarf auf einer großen Pergamenthaut eine Karte, die zwölf Grade der Breite, und dreißig Grade der Länge, weſtwärts von der Churchill-Faktorey, in ſich begriff. In dieſe Karte zeichnete ich die ganze Weſtküſte der Bay, ließ aber die inneren Theile leer, um ſie während meiner Reiſe auszufüllen. Auch ſetzte ich einzelne Stücke nach einem viel größern Maßſtabe für jeden in der großen Karte enthaltenen Grad der Breite und Länge vorläufig in Bereitſchaft. Auf dieſe einzelnen Stücke zeichnete ich meinen täglichen Weg und meine Entfernung; auch trug ich alle Seen, Flüſſe u. ſ. w. hinein, die ich antraf, und bemühete mich, durch genaue Erkundigungen bei den Eingebornen die Kommunikation der Flüſſe unter einander und ihren Zuſammenhang mit den in dieſem Lande ſo zahlreichen Seen ausfindig zu machen. Hatte ich dann Gelegenheit, ſo berichtigte ich ihre Lage nach Beobachtungen, und trug ſie in die Generalkarte ein. Dieſe und verſchiedene andre nothwendige Vorbereitungen, mein Tagebuch und meine Karte leichter, geſchwinder und genauer führen und zeichnen zu können, wurden gebilligt. Für mich ſelbſt konnte nicht viel gethan werden, da man auf lange Reiſen in dieſen Gegenden auch nicht einmal die gewöhnlichſten Bedürfniſſe an Kleidung u. ſ. w. mit-

nehmen kann, ſo daß der Wanderer ſich in dieſem Stücke, ſo wie in Anſehung der Lebensmittel, ganz auf das Land verlaſſen muß, durch welches ſein Weg ihn führt. Pulver und Blei, nützliches Eiſengeräth, etwas Tabak, einige wenige Meſſer und andre unumgänglich nothwendige Sachen ſind eine hinlängliche Laſt für Jemanden, der eine Reiſe zu Fuß antritt, worüber zwanzig Monathe oder zwei Jahre hingehen können. Da ich mich in dieſem Falle befand, ſo nahm ich nur das Hemde und die Kleidung mit, die ich anhatte, außerdem aber noch einen zweiten Rock, ein Paar Beinkleider und ſo viel Tuch, daß ich mir zwei bis drei Paar Indianiſche Strümpfe daraus machen konnte. Dies, nebſt einer Bettdecke, machte meinen ganzen Vorrath von Kleidung und Wäſche aus.

Reiſe nach dem nördlichen Ocean.

Erſtes Kapitel.

Vorfälle auf meiner erſten Reiſe.

Als ich die nöthigen Anſtalten zu meinem Aufbruche getroffen hatte, nahm ich am 6ten November 1769 von dem Gouverneur und meinen übrigen Freunden im Prinz von Wallis = Fort Abſchied, und trat meine Reiſe an, wobei ich mit ſieben Kanonenſchüſſen begrüßt wurde.

Da die Witterung zu dieſer Zeit ſehr mild, und alle meine Mannſchaft ſchwer beladen war, ſo ging es mit dem Schlittenfahren nur mittelmäßig *), und wir konnten nur kurze Tagereiſen machen. Doch gingen wir am 8ten über den nördlichen Arm des Po=ko=riſk=is=ko=Fluſſes, und kamen dieſen Abend an einen kleinen Buſch, zwiſchen dieſem und dem Robben=Fluſſe. In der Nacht entlief einer von den nördlichen Indianern; und da alle meine übrige Mannſchaft ſchwer beladen war, ſo ſah ich

*) Je kälter die Witterung iſt, deſto leichter können die Schlitten über den Schnee gleiten. A. d. Verf.

mich genöthigt, den von ihm zurückgelaſſenen Schlitten ſelbſt zu ziehen, welcher indeß kaum über ſechzig Pfund ſchwer ſeyn mochte.

Die Witterung blieb noch gut und angenehm. Wir reiſ'ten in der Richtung Weſt-Nord-Weſt, und gingen am 9ten, früh Morgens, über den Robben-Fluß. An dieſem Tage begegneten wir verſchiedenen nördlichen Indianern, die mit Pelzwerk und Wildbret nach der Faktorei gehen wollten. Da wir ſeit unſrer Abreiſe vom Fort noch gar kein Wild geſchoſſen hatten, ſo kaufte ich von dieſem Fremden einige Wildkeulen, und gab ihnen wegen ihrer Bezahlung eine Note an den Gouverneur, womit Alle vollkommen zufrieden zu ſeyn ſchienen.

Als wir auf der Nordweſtſeite des Robben-Fluſſes waren, fragte ich den Kapitain Ttſchatſcheinähah, wie weit es wohl noch bis zu den Hauptwaldungen wäre; und er verſicherte mir, nicht über vier bis fünf Tagereiſen. Dieſe Nachricht gab mir und meinen Gefährten guten Muth. Wir ſetzten nun unſre Reiſe zwiſchen Weſt gen Norden und N. Weſten fort, und hofften mit jedem Tage an dieſe Waldungen zu kommen, von denen man uns geſagt hatte, daß wir in ihnen Alles, was das Land nur habe, finden würden. Aber jene Nachricht war nichts weniger, als richtig; als wir die angegebene Zeit ſchon doppelt auf unſerm Wege zugebracht hatten, bekamen wir in der Richtung, die wir hielten, noch immer keine Spuren von Waldungen zu ſehen. Hingegen bemerkten wir ſehr oft in Südweſten ganz von fern einen Anſchein von dergleichen.

Da es jetzt ſehr kalt, unſer kleiner Vorrath von Engliſchen Lebensmitteln gänzlich verzehrt, und auf den traurigen Hügeln, über die uns ſeit einiger Zeit unſer Weg geführt hatte, nicht das Mindeſte zu be-

kommen war — ſo mußten wir uns nothwendig mehr nach Weſten hin halten. Dies thaten wir; und am nächſten Abend (den 19ten) kamen wir an einige kleine Flecke mit elendem, niedrigem Holze, worin wir verſchiedne Spuren von Wild bemerkten und einige wenige Rephühner ſchoſſen. Der Weg, den wir ſchon ſeit vielen Tagen gehabt hatten, war durchgängig ſo rauh und ſteinig, daß unſre Schlitten täglich zerbrachen; und, was dieſe Unbequemlichkeit noch größer machte, — das Land war ſo unfruchtbar, daß wir gar keine Materialien zur Reparatur derſelben finden konnten. Doch, die kleine Holzung, an die wir jetzt kamen, verſorgte uns reichlich mit dieſem Bedürfniſſe; und da wir nun im Stande waren, jede Nacht gehörig Zelte aufzuſchlagen, ſo befanden wir uns weit beſſer, als in vielen vorhergehenden Nächten, wo wir auf dem nackten Boden liegen mußten und uns noch ſehr glücklich ſchätzten, wenn wir nur Strauchwerk genug zu einem Feuer zuſammen ſcharren konnten. Faſt nie hatten wir einen andren Schutz gegen das Wetter, als daß wir ein Loch in den Schnee, bis auf das Moos hinunter, gruben, und, in unſre Kleider gewickelt, hinein legten, und die Schlitten, dem Winde entgegen, davor ſtellten.

Am 21ſten machten wir Halt. Die Indianer gingen nun auf die Jagd, während daß die Weiber Löcher in das Eis hieben und in einem kleinen See, neben welchem wir unſre Zelte aufgeſchlagen hatten, einige Fiſche fingen. Abends kamen die Männer mit einigem Wildpret zurück, da ſie drei Stück Rothwild geſchoſſen hatten. Natürlicher Weiſe war uns dies ſehr angenehm; aber da unſre Geſellſchaft aus vielen Perſonen beſtand, und da die Indianer unge-

ſauren Appetit haben *); ſo blieb nach den erſten zwei oder drei guten Mahlzeiten weiter nichts mehr übrig, als einige kleine Stücke. Als wir unſer Wildbret verzehrt und an unſern Schlitten, ingleichen den Schneeſchuhen, die nothwendigen Reparaturen vorgenommen hatten, womit wir allein einen Tag zubrachten, ſetzten wir unſre Reiſe fort, und zwar durch niedrige, armſelige Fichten, zwiſchen denen einige zwergartige Lärchenbäume ſtanden, die man in der Hudſons-Bay gemeiniglich Wachholdern nennt. Wir ſahen auf unſerm Wege häufig Spuren von Rothwild, und viele Biſam-Stiere **), wie ſie dort genannt werden; aber keiner von meinen Begleitern hatte das Glück, einen zu ſchießen. Einige wenige Repphühner — weiter konnten wir nichts zu unſrer Nahrung bekommen; und auch dieſe zeigten ſich ſe

*) Alle wilden, nomadiſchen Völkerſchaften hören, wenn ſie auf der Jagd oder bei dem Fiſchfange glücklich geweſen ſind, nicht eher auf zu eſſen, als bis auch das Letzte verzehrt iſt. Durch dieſes, einem geſitteten Europäer unglaublich ſcheinende, ſtarke Eſſen erweitert ſich der Magen ſolcher Menſchen außerordentlich ſtark. Sie können aber dagegen, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlt, auch erſtaunlich lange ohne alle Speiſe aushalten, und dennoch große Strecken auf ihren Wanderungen zurücklegen. F.

**) Biſamſtier (Bos moſchatus L.) nennt man eine Art von wildem Rindvieh, das man nur im äußerſten Norden von Amerika und Grönland antrift. Dieſe Thiere ſind ſo hoch wie Dammhirſche, und vom Kopfe bis zum Schwanze etwa ſechs Fuß lang. Ihre Farbe iſt ſchwarz, mit einem weißen Flecke auf dem Rücken. Das Haar iſt lang, und reicht beinahe bis auf die Erde. Ihr Fleiſch riecht und ſchmeckt ſtark nach Biſam, ſo daß die Europäer es nicht anders als bei großem Mangel genießen mögen. Aber bei dem allen iſt es doch eine geſunde Speiſe. [illegible] vom Scharbock kranke Schiffsmannſchaft erholte ſich durch den Genuß ſolches Fleiſches in Kurzem. — Man ſieht dieſe Rinder, in kleinen Heerden von zehn bis funfzehn Stück, bloß auf kahlen, felſigen Bergen, die ſie mit bewundernswürdiger Leichtigkeit erſteigen. F.

fehlten, daß wir oft nicht einen halben Vogel für den Mann auf einen ganzen Tag hatten; und das war denn, da es uns an allen andern Lebensmitteln fehlte, in der That faſt ſo gut wie gar nichts, auf vier und zwanzig Stunden.

Jetzt fand ich, daß dem Kapitain Tſchatſcheinähah der glückliche Erfolg des Unternehmens gar nicht am Herzen lag. Er ſchilderte die Schwierigkeiten oft mit den ſchwärzeſten Farben, wendete jedes Mittel an, mich und meine Europäiſchen Gefährten muthlos zu machen, und deutete verſchiedentlich den Wunſch an, daß wir nach der Faktorei zurückkehren möchten. Da er aber ſah, daß ich entſchloſſen war, weiter zu reiſen, ſo wählte er Mittel, von denen er glaubte, daß er durch ſie ſeinen Endzweck am beſten erreichen könnte. Eins davon beſtand darin, daß er gar nicht für Lebensmittel ſorgte. Wir hatten eine beträchtliche Zeit hindurch weiter nichts zu eſſen, als was unſre beiden Haus-Indianer anſchafften, und das wenige, was ich und die beiden Europäer ſchießen konnten. Das ſtand aber mit unſern Bedürfniſſen gar nicht in Verhältniß, da wir auch mehrere bei uns befindliche Weiber und Kinder verſorgen mußten.

Da Tſchatſchinähah merkte, daß er durch dieſe Art von Benehmen wohl ſchwerlich ſeine Abſicht erreichen würde und daß wir uns nicht in Nachgiebigkeit hineinhungern ließen: ſo bewog er am Ende einige der beſten nördlichen Indianer, des Nachts (am 29ſten) zu entlaufen; und dieſe nahmen mir denn mehrere Beutel mit Ammunition weg, ferner verſchiedene Eiſengeräthe, als Aexte, Eiſmeißel, Feilen, und mancherlei andre nützliche Sachen *).

*) Ich habe ſchon anderswo angemerkt, daß die Wilden in Nord-Amerika durch den langen Umgang mit

Als ich dieſen ſchlechten Streich erfuhr, befragte ich Tſchàwchelnàhah um die Urſache ſeines Benehmens. Ich bekam zur Antwort: er wüßte gar nichts von der Sache; da es nun aber einmal geſchehen wäre, ſo würde es nicht rathſam ſeyn, noch weiter zu reiſen. Er und alle ſeine Landsleute ſtänden im Begriff einen andern Weg einzuſchlagen, um wieder zu ihren Weibern und Familien zu kommen. Nun gab er uns eine kurze Anweiſung, wie wir am nächſten zu dem Robben-Fluſſe kommen könnten, über den wir, ſagte er, am beſten nach Hauſe zurückkehren würden. Dann übergaben er und ſeine Leute mir die meiſten Sachen, die ſie aufgeladen hatten, gingen nach Südweſten, ließen die Waldungen von ihrem Gelächter erſchallen, und überließen uns dem Nachdenken über unſre unglückliche Lage. Wir befanden uns beinahe zweihundert (Engl.) Meilen weit vom Prinz von Wallis-Fort, ſämmtlich ſchwer beladen und durch Hunger und Beſchwerlichkeit ſehr entkräftet.

Unſre ſehr beunruhigende Lage erlaubte uns nicht, viele Zeit auf Ueberlegungen zu verwenden; daher beluden wir unſre Schlitten, ſo gut wir konnten (wobei wir indeß einige Beutel mit Pulver und Blei wegwerfen mußten), und machten uns ſogleich auf den Rückweg. An dieſem Tage hatten wir das Glück, verſchiedne Repphühner zu ſchießen; worüber wir uns denn ſehr freueten, da ſie uns ſeit mehreren Tagen nicht

Europäern äußerſt verderbt geworden ſind. Die Betriegereien und Grauſamkeiten der Handelsleute (Traders) haben ſie endlich genöthigt, die Europäer, ſo oft ſie können, mit gleicher Münze zu bezahlen. — Der Wilde (wenn wir nun einmal dieſe Benennung gebrauchen wollen) iſt von Natur gut und rechtſchaffen, dienſtfertig, zuvorkommend und gaſtfrei. Ich ſelbſt habe hiervon auf meiner Reiſe um die Welt in Neu-Seeland angenehme Erfahrungen gemacht. F.

erſtenmale wieder eine Mahlzeit gaben. Wirklich hatten wir an den fünf vorhergehenden Tagen nicht einmal ein halbes Repphuhn auf den Mann, und an manchem ſogar nicht einen Biſſen gehabt. Während daß wir uns in dieſer Noth befanden, litten die nördlichen Indianer ganz und gar keinen Mangel; denn, da ſie immer voraus waren, ſo hatten ſie zehnmal öfter, als wir, Gelegenheit, Repphühner, Kaninchen *), oder ſonſt etwas, zu ſchießen. Außerdem hatten ſie mir gleich im Anfange der Reiſe beträchtliche Vorräthe von Weizen- und Hafermehl, nebſt andern Engliſchen Lebensmitteln, veruntreuet. Da einer von meinen Haus-Indianern, Nahmens Mäckätſchei, und ſeine Frau, von Geburt eine Nord-Indianerin, immer zu den Zelten der Uebrigen gingen, wo ſie reichlich mit Lebensmitteln verſehen wurden, wenn weder ich noch meine Leute einen Biſſen zu eſſen hatten; ſo konnte ich wohl mit Recht den Verdacht hegen, daß ſie bei dieſer Veruntreuung vorzüglich die Hand im Spiele gehabt haben müßten. In der That waren der Mann und ſeine Frau jedes Verbrechens fähig, ſo abſcheulich es auch ſeyn mochte.

Am erſten December hatten wir für die jetzige Jahreszeit ſehr ſchönes und angenehmes Wetter. Wir machten uns früh Morgens auf, und kamen noch an eben dem Tage zu dem Robben-Fluſſe, längs dem wir unſre Reiſe mehrere Tage lang fortſetzten. Heute ſchoſſen wir eine Menge Repphühner.

*) Rabbits. Eigentlich ſind dieſe Thiere Haſen (Lepus Americanus L.). Sie haben verhältnißmäßig längere Hinterläufe, als unſre Haſen, und graue Ohrenſpitzen. Im Winter werden ſie ganz weiß. Sie wohnen hauptſächlich in hohlen Bäumen, und man findet ſie bloß in Nord-Amerika. F.

und ſahen viel Rothwild; das Wetter war aber ſo außerordentlich heiter, daß die Indianer von dem letzteren nur zwei Stück ſchießen konnten. Jetzt hatten wir Wildbret in ſolchem Ueberfluſſe, daß alle unſre Beſorgniſſe vor Hunger verſchwanden; und ob wir gleich ſchwer beladen waren und ziemlich ſtarke Tagreiſen machten, ſo kamen wir doch, da wir guten Muth hatten, allmählig wieder zu Kräften.

Auf unſerm Wege, den Noo ban-Fluß hinunter, begegneten wir am 5ten einem Fremden, einem nördlichen Indianer, der auf der Jagd war. Ob er gleich an dieſem Tage gar kein Glück gehabt hatte, ſo lud er uns doch freundlich in ſein Zelt ein, und ſagte, er hätte Wildbret im Ueberfluß, das uns zu Dienſte ſtände. Zu meinen ſüdlichen Indianern ſagte er: es gäbe nicht weit von ſeinem Zelte zwei oder drei Biberbaue, und er würde ſich freuen, wenn ſie ihm helfen wollten, einige zu fangen. Es waren nehmlich nur Ein Mann und drei Weiber in dem Zelte.

Ob wir gleich für jetzt gar keinen Mangel an Lebensmitteln hatten, ſo nahmen wir dennoch ſeine Einladung an und machten uns mit unſerm neuen Wegweiſer auf. Er beſtimmte durch Vergleichungen die Entfernung ſeines Zeltes nur auf fünf (Engl.) Meilen von dem Orte, wo wir ihn antrafen; wir fanden aber, daß ſie beinahe funfzehn betrug, ſo daß wir erſt mitten in der Nacht an Ort und Stelle kamen. Als wir uns dem Zelte näherten, wurde durch Einen oder zwei Flintenſchüſſe das gewöhnliche Zeichen von ankommenden Fremden gegeben, welches der Mann in dem Zelte ſogleich beantwortete. So wie wir vor den Eingang kamen, trat der gute Mann heraus, ſchüttelte mir die Hand, und lud uns ein, zu ihm herein zu gehen. Da aber ſein Zelt uns nicht Alle faſſen konnte, ſo befahl er ſeinen Weibern,

daß ſie uns helfen ſollten, das unſrige aufzuſchlagen. Während der Zeit bewirthete er mich und ſo viele von meinen Begleitern, als in ſeiner kleinen Wohnung Raum fanden, mit dem Beſten, was er beſaß. Die Pfeife ging wacker herum. Das Geſpräch fiel natürlicher Weiſe auf die Behandlung, die wir von Tſchatſchethähah und ſeiner Rotte erfahren hatten. Dazu ſagte unſer Wirth immer: „o, wenn ich da geweſen wäre, es ſollte nicht ſo gegangen ſeyn!" Aber er würde, ſo gaſtfrei er auch bei dieſer Gelegenheit war, es gewiß nicht beſſer gemacht haben, als die Andern, wenn er mit zu der Geſellſchaft gehört hätte.

Als wir uns mit einer reichlichen Mahlzeit geſtärkt hatten, nahmen wir auf eine Weile von unſerm Wirthe Abſchied, und kehrten in unſer Zelt zurück. Vorher wurde mir aber ſehr deutlich zu verſtehen gegeben, daß man vielerlei von mir erwartete, ehe ich mich gänzlich entfernte.

Am folgenden Morgen ganz früh halfen meine Indianer die ſchon erwähnten Biberbaue erobern. Da aber dieſe nur klein waren, und überdies einige Biber entkamen, ſo konnten nur ſechs geſchoſſen werden. Dieſe alle kochte man noch denſelben Abend, und verſchlang ſie gierig als eine feſtliche Mahlzeit. Auch mir gaben die Indianer einige Stücke Wildbret, die wenigſtens zwei Thiere betrugen. Ich wollte für Alles bezahlen; aber ich fand, daß Mäckätſchei und ſein Weib das Beſte von dem Fleiſche bekamen. Als ich hierüber etwas gegen meine Wirthe äußerte, zeigten ſie ſo viele Nationalliebe, daß ſie es dem erwähnten Indianer ſchenkten, damit er mir es doppelt ſo theuer verkaufen könnte, als Wildbret ſonſt in dieſen Gegenden bezahlt wird. Dies iſt ein hinlänglicher Beweis, welche große Vortheile die Ein-

gebornen dieſes Landes gegen einen Engländer haben, wenn dieſer ſo weit von den Faktoreien der Kompagnie entfernt iſt, daß er in Anſehung der Lebensmittel gänzlich von ihnen abhängt.

Als ich endlich lange genug hier geweſen zu ſeyn glaubte, gab ich Befehl, alles zu unſerm Aufbruch in Stand zu ſetzen. Ich kaufte noch ſo viel Fleiſch, daß ich hoffen konnte, bis zu unſrer Ankunft im Fort damit auszureichen.

Am 8ten, früh Morgens, nahmen wir endlich Abſchied von unſerm Wirthe, und traten unſre weitere Rückreiſe an. Einer von den Fremden begleitete uns. Ich konnte zuerſt nicht errathen, weshalb er das thäte; doch bald nach unſrer Ankunft in der Faktorei hörte ich, daß er Bezahlung für das Fleiſch verlangte, welches Mäckäitſchai bei unſrer Abweſenheit in ſeinem Zelte umſonſt bekommen haben ſollte. Das Wetter war anhaltend ſehr ſchön, obgleich ſehr kalt. Ohne daß wir noch etwas Bemerkenswerthes begegnete, kamen wir den 11ten December glücklich wieder nach dem Prinz von Wales Fort, zu meinem größten Verdruß und zu nicht geringer Verwunderung des Gouverneurs, der vorher in Tſchatſchinahhah's Geſchicklichkeit und Betragen großes Vertrauen geſetzt hatte.

Zweites Kapitel.

Vorfälle ſeit meiner Rückkehr nach der Faktorei, bis zum Antritte der zweiten Reiſe, und Nachricht von dieſer bis zu der Zeit, da ich das Unglück hatte, den Quadranten zu zerbrechen.

Während meiner erſten Abweſenheit vom dem Prinz von Wallis-Fort waren verſchiedene Nord-Indianer in großer Noth nach der Faktorei gekommen, und man hatte ſie gebraucht, Rephühner für unſre Leute zu ſchießen. Einer von dieſen Indianern, Nahmens Konneequeſe, ſagte: er wäre ſehr nahe bei dem Fluſſe geweſen, zu dem ich hinreiſen ſollte. Dem gemäß nahm Herr Norton mit ihm und zwei andern Nord-Indianern Abrede, daß ſie bei dieſem zweiten Verſuche meine Gefährten ſeyn ſollten; um aber alles überflüßige Geſchleppe ſo viel als möglich zu vermeiden, wurde es rathſam gefunden, gar keine Weiber mitzunehmen *), daß die Indianer für wenigere Perſonen zu ſorgen hätten. Europäer wollte ich nicht wieder bei mir haben; aber zwei Hauswächter-Indianer ſollten mich, wie das vorigemal, begleiten. Isbeſter wäre ſehr gern wieder mit mir gegangen, und ſein Körperbau war auch ganz für ein ſo beſchwerliches Unternehmen gemacht; aber ich habe ſchon im vorigen Kapitel geſagt, wie die Indianer ſich gegen ihn und gegen Merri-

man

*) Dieſen Vorſchlag that der Gouverneur, ob er gleich wohl wußte, daß wir Weiber brauchten, um unſer Gepäck zu ziehen, Felle zur Kleidung in Stand zu ſetzen, unſer Zelt aufzuſchlagen, Feuer anzuzünden, u. ſ. w.

man betrugen. Der Letztere bot übrigens ſeine Dienſte nicht wieder an, ſondern ſchien ſich vielmehr glücklich zu ſchätzen, daß er wieder geſund zu ſeinen Freunden gekommen war; denn er wurde von ſolchen Streifereien immer förmlich krank, und hatte ſich auf dem Rückwege nach der Faktorei eine ſehr heftige Erkältung zugezogen.

Als der ſchon erwähnte Entſchluß gefaßt und die Anzahl der Indianer, die mich begleiten ſollten, feſt beſtimmt war, wurden wir abermals mit einem beträchtlichen Vorrathe von Pulver und Blei, ſo vielen andren nützlichen Sachen, als wir bequem fortbringen konnten, und einigen Proben von leichten Handelswaaren, zu Geſchenken für die Indianer, verſehen.

Meine diesmalige Inſtruktion enthielt weiter nichts, als den Befehl, ſo ſchnell wie möglich abzureiſen; wegen des Uebrigen wurde ich auf die frühere verwieſen.

Sobald Alles in Bereitſchaft war, am 23ſten Februar 1770, trat ich meine zweite Reiſe an, und zwar in Begleitung von drei Nord-Indianern, und zwei ſüdlichen, ſo genannten Hauswächtern. Ich verlangte übrigens ausdrücklich, daß [illegible], ob er gleich ein vortrefflicher Jäger war, mich nicht wieder begleiten ſollte, da er ſich auf meiner erſten Reiſe als einen argliſtigen Schelm gezeigt hatte.

Der Schnee lag jetzt auf den Wällen ſo hoch, daß man nur wenige von den Kanonen ſehen konnte; ſonſt hätte der Gouverneur mich bei meiner Abreiſe, wie das vorigemal, begrüßen laſſen. Doch da eine ſolche Ehrenbezeigung für meine Reiſe gar keinen Nutzen hatte, ſo that ich auch gern darauf Verzicht. Anſtatt ihrer gaben der Gouverneur, die Officiere und die Leute mir einen dreimaligen Zuruf.

Nach dem Aufbruche von der Faktorei hielten wir faſt eben die Richtung, wie auf meiner vorigen Reiſe, bis wir an den Robben-Fluß (Seal-River) kamen. Doch, anſtatt über ihn hin, und dann, wie vorher, auf dem unfruchtbaren Boden zu gehen, folgten wir dem Laufe des Fluſſes, ausgenommen an zwei Stellen, wo die Krümmungen ſich ſo weit nach Süden erſtreckten, daß wir durch den Weg über zwei, etwa fünf bis ſechs (Engl.) Meilen breite, Landengen, uns jedesmal beinahe zwanzig Meilen erſparten und dann doch wieder zu dem Hauptfluſſe kamen.

Das Wetter war ſo ungeſtüm und veränderlich geweſen, daß wir öfters zwei oder drei Nächte an derſelben Stelle hatten bleiben müſſen. Zum Erſatze für dieſe Unbequemlichkeit war in den erſten acht oder zehn Tagen ſolcher Ueberfluß an Rothwild, daß meine Indianer ſo viel ſchoſſen, als wir brauchten. Wir konnten aber unmöglich viel von dem Fleiſche mitnehmen, da wir Alle ſchon ſo ſchwere Laſten hatten. Ich merkte bald, daß dieſer Umſtand uns großen Unbequemlichkeiten ausſetzte, da wir, im Falle daß wir drei oder vier Tage hinter einander gar nichts ſchoſſen, in großen Mangel gerathen mußten. Wir legten uns indeß ſelten ganz ohne gegeſſen zu haben, zum Schlafen nieder; doch am 8ten März konnten wir, ob wir gleich am Morgen nur acht Engliſche Meilen gingen und den ganzen Ueberreſt des Tages mit der Jagd zubrachten, uns gar nichts, ſelbſt nicht einmal ein Rephuhn, zum Abendeſſen verſchaffen. Auch hatten wir an dieſem Tage gar keine Spur von irgend etwas geſehen, die uns Hoffnung zu beſſerem Glücke auf morgen hätte geben können. Bei dieſen Umſtänden bereiteten wir einige Fiſchangeln, da unſer Zelt gerade an einem zu dem Rob-

den Fluſſe gehörigen See ſtand, der durch ſeine Lage uns einigermaßen einen glücklichen Erfolg verſprach.

Früh Morgens, am 9ten, brachen wir unſer Zelt ab, und gingen ungefähr fünf Engliſche Meilen nach W. gen S., zu einem Theile des Sees, welcher zum Fiſchen bequemer ſchien, als der, an welchem wir die Nacht vorher zugebracht hatten. Sobald wir an dieſen Ort kamen, mußten ſogleich Einige von uns Löcher in das Eis hauen, während daß Andre Holz anſchafften, u. ſ. w. Die, welche das Zelt aufgeſchlagen hatten, gingen, da es noch früh am Tage war, auf die Jagd, und Abends kam einer von ihnen mit einem Stachelſchweine zurück. Die Fiſcher fingen mit ihren Angeln einige ſchöne Forellen (?), an denen wir ein reichliches Abendeſſen und ſo gar noch etwas zum Frühſtücke hatten.

Im Winter unter dem Eiſe Fiſche zu fangen, erfordert weiter keine Anſtalten, als daß man runde Löcher von Einem bis zwei Fuß im Durchmeſſer in das Eis hauet, und einen Angelhaken mit Köder hinein hängt, der dann unaufhörlich in Bewegung gehalten wird: Theils, um zu verhüten, daß das Waſſer nicht ſo bald wieder zufrieren kann, als in dem Falle, wenn es ganz ruhig bliebe; Theils, weil man bemerkt hat, daß es zugleich ein wirkſames Mittel iſt, den Fiſch zu der Oeffnung im Eiſe hin zu locken. In dieſer Gegend ſchnappt nehmlich der Fiſch weit eher nach einem Köder, der bewegt wird, als nach einem andern, der in Ruhe bleibt.

Früh Morgens am 19ten ſetzten wir unſer Angeln fort; da wir aber den ganzen Vormittag hindurch nichts fingen, ſo brachen wir unſer Zelt ab, und ſchlugen es ungefähr acht Engliſche Meilen weiter nach Weſten an eben dem See wieder auf. Dort

hieben wir mehr Oeffnungen zum Angeln in das Eis, und fingen in der Nacht einige ſchöne Hechte. Am folgenden Tage gingen wir ungefähr fünf Engliſche Meilen nach Südweſten, zu einem kleinen Fluſſe. Hier ſchlugen wir unſer Zelt auf, und fingen in vier Netzen, die wir ausſpannten, eine Menge ſchöner Fiſche, beſonders Hechte, Forellen, Schnäpel (Gangfiſch, Salmo Lavaretus L.) und eine Art von groben Fiſchen, die man in der Hudſons-Bay unter dem Nahmen Methy *) kennt.

Da dieſer Ort, wie es ſchien, uns fortdauernd mit Fiſchen verſehen konnte, ſo ſchlug mein Wegweiſer mir vor, ſo lange hier zu bleiben, bis die Gänſe anfingen zu fliegen, welches in dieſen nördlichen Gegenden ſelten vor der Mitte des Mayes geſchieht. Seine Gründe ſchienen mir allerdings wichtig. „Die Witterung,“ ſagte er, „iſt jetzt zu kalt, als daß wir auf dem unfruchtbaren, holzleeren Boden fortgehen könnten; und die Waldungen ziehen ſich von hier ſo weit nach Weſten hin, daß unſre Richtung, wenn wir nur einigermaßen geſchützt bleiben wollten, gerade nach Weſt-Süd-Weſten gehen müßte. Dadurch kämen wir aber ganz von unſrem Wege ab. Bleiben wir hingegen hier, bis die Witterung uns erlaubt, über den unfruchtbaren Boden gerade nach Norden zu gehen, ſo werden wir dann in Einem Monathe weiter zu dem Ziel unſrer Reiſe kommen, als wenn wir den ganzen Ueberreſt des Winters hindurch der Richtung der Wälder folgten.“

*) Dieſe Indianiſche Benennung bezeichnet unſre Quappe, oder Aalraupe, (Gadus Lota L.) — Der Verfaſſer läßt hier noch eine umſtändliche Beſchreibung von dem Fiſchen unter dem Eiſe folgen; da aber die Methode auch in Deutſchland gewöhnlich iſt, ſo kann die ganze Stelle aus der Ueberſetzung füglich wegbleiben. F.

Dieſe Gründe ſchienen mir ſehr richtig; und da der Plan ſich wahrſcheinlich ohne viele Unruhe ausführen ließ, ſo hatte er meinen ganzen Beifall. Nun gaben wir uns mehr Mühe mit unſrem Zelte, und machten es ſo bequem, als die vorhandenen Materialien und unſre Lage es nur immer erlauben wollten.

Wenn man im Winter ein Indianiſches Zelt aufſchlagen will, muß man zuerſt ein ebnes Stück trocknen Boden ſuchen. Dies kann man nicht anders beſtimmen, als ſo, daß man auf dem ganzen ausgeſuchten Platze eine Stange durch den Schnee bis auf den Boden ſtößt. Hat man einen bequemen Ort gefunden, ſo wird der Schnee in einem Kreiſe bis auf das Moos weggeräumt; und iſt man Willens, länger als Eine oder zwey Nächte an derſelben Stelle zu bleiben, ſo wird auch das Moos ausgeſtochen und weggeſchafft, da es, wenn es trocken geworden, leicht Feuer fängt, und den Leuten im Zelte viel Unruhe verurſacht. Dann ſchafft man Stangen an, die an Zahl und Länge gemeiniglich der Größe der Zeltdecke, und der Anzahl von Menſchen, die darunter wohnen ſollen, angemeſſen ſind. Iſt nun eine von den Stangen nicht gabelförmig, ſo werden zwey nahe bei der Spitze zuſammengebunden, dann aufgerichtet und ihre untern Enden ſo weit, als der Durchmeſſer des Zeltes ſeyn ſoll, aus einander gezogen. Die andern Stangen werden ringsum in gleichen Entfernungen von einander und in ſolcher Ordnung aufgeſtellt, daß ihre untern Enden einen völligen Zirkel bilden. Die Zeltdecke wird alsdann an einer leichten Stange befeſtigt und immer auf der Wetterſeite rings um die Stangen gelegt, ſo daß die beiden Enden, welche über einander ſchlagen und den Eingang ausmachen, unter dem Winde ſind. Ich

muß aber anmerken, daß dieſe Methode nur dann gebraucht wird, wenn die Indianer ſich jeden Tag von einem Orte zum andern begeben; denn, wenn ſie Willens ſind, einige Zeit an derſelben Stelle zu bleiben, ſo bringen ſie die Oeffnung ihrer Zelten immer nach Süden zu.

Die Zeltdecke iſt gewöhnlich von Elen-Leder, das die Indianer ſelbſt zugerichtet haben, und hat in ihrer Geſtalt Aehnlichkeit mit einem umgekehrten Fächer, ſo daß, wenn die größte Krümmung die unterſten Enden der Stangen einſchließt, die kleinſte immer hinreichend iſt, die Spitze zu bedecken: ein Loch ausgenommen, das man abſichtlich, Theils zu einem Rauchzuge, Theils zu einem Fenſter, offen läßt.

Das Feuer wird immer in der Mitte auf dem Boden angezündet, und der übrige Raum im Zelte ganz mit kleinen Fichtenzweigen belegt, welche ſowohl zu Sitzen als zu Betten dienen. Außerhalb, rings um die Stangen, legt man eine Quantität von Fichtenſpitzen und Zweigen, über welche dann der Rand des Zeltes geſchlagen wird. Dann bepackt man das Ganze mit einer Quantität Schnee, welcher die äußere Luft abhält, und viel zu der innern Wärme beiträgt. Das hier beſchriebene Zelt iſt ein ſolches, wie die ſüdlichen Indianer es brauchen, und wie ich eins in der Faktorei bekam; denn die Zelte, deren die nördlichen Indianer ſich bedienen, werden von andern Materialien gemacht und ſind auch von ganz andrer Geſtalt, wie ich weiterhin beſchreiben werde.

Die Lage unſres Zeltes war jetzt in der That ſehr angenehm, beſonders für eine Frühlingswohnung. Es ſtand auf einer kleinen, erhöheten Spitze, von der man eine weite Ausſicht über einen großen See beherrſchte. Deſſen Ufer waren reichlich mit man-

cherlei Holz beſetzt, als mit Fichten, Lärchenbäumen, Birken und Pappeln; und an manchen Orten ſtachen dagegen ſehr ſchön mancherlei hohe Hügel ab, die mit ihren von Schnee bedeckten Spitzen über die höchſten Wälder hervorragten. Ungefähr zwei hundert Schritte weit von dem Zelte war ein Waſſerfall, oder ſo genannter Rapid, der wegen ſeiner ſchnellen Strömung auch in den kälteſten Wintern nicht zufriert. Am Ende dieſes Falles, der ſich in den erwähnten See ergießt, war ſchönes offnes Waſſer, beinahe eine Meile lang, und wenigſtens eine halbe Meile breit. An dem Rande deſſelben hatten wir unſre Netze aufgeſtellt, und zwar ſo, daß wir ſie aus dem Zelte überſehen konnten.

Der übrige Theil dieſes Monaths verfloß ohne irgend etwas, das unſre Ruhe hätte ſtören können, oder des Erzählens werth wäre. Unſre Netze verſahen uns täglich mit Fiſchen; und die Indianer waren zu gute Philoſophen, als daß ſie ſich außerdem viele Mühe hätten geben ſollen; denn während der ganzen Zeit erbot ſich nicht Einer von ihnen, ſich nur nach einem Repphuhne oder ſonſt etwas, das uns einmal ein anderes Gericht hätte verſchaffen können, umzuſehen*).

Da man leicht vermuthen wird, daß mir die Zeit unter dieſen Umſtänden ſehr lang gewähret haben mag, ſo iſt es wohl nicht undienlich, wenn ich dem Leſer ſage, wie ich ſie zubrachte. Vor allen Andern benutzte ich jede günſtige Gelegenheit, die Breite des Ortes zu beſtimmen. Sie war, nach dem Durchſchnitte von mehreren Beobachtungen, 58° 46′ 30″ N.;

*) Gleichmüthigkeit oder Trägheit iſt ein Charakterzug aller wilden Nationen. So lange ſie irgend eine Speiſe im Ueberfluß haben, denken ſie nicht daran, ſich Abwechſelung zu verſchaffen. F.

[illegible] die Länge nach Berechnungen, [illegible] W. vom Prinz von Wallis Fort. Ich verbeſſerte nun meine Rechnung nach der letzten Beobachtung, brachte mein Tagebuch in Ordnung, und führte meine Karte, bis zu dem Orte hin, wo wir uns jetzt befanden. Auch machte ich Fallen, in denen ich einige Marder fieng, und, um meine Ammunition zu ſparen, ſtellte ich Schlingen für Repphühner auf. Zu den erſtern nimmt man einige Holzklötze, die ſo geſtellt werden, daß der Marder, wenn er die für ihn hingelegte Lockſpeiſe wegzunehmen ſucht, ſehr leicht ein kleines Hölzchen niederreißt, welches das ganze Gewicht der Falle trägt. Wird das Thier nicht durch die Schwere der Stücke Holz erſchlagen, ſo bleibt es doch eingeſperrt, bis es todt gefroren iſt, oder bis der Jäger, wenn er ſeine Runde macht, es tödtet *).

Repphühner in Schlingen zu fangen, erfordert auch nicht viele Anſtalten. Man macht einige Hecken oder Zäune quer über einen Weg, oder bringt ſie auch unter rechten Winkeln auf der Seite irgend einer Weideninſel an, welche, wie man bemerkt hat, von dieſen Vögeln oft beſucht wird. In jeder Hecke, oder jedem Zaune, muß man einige Oeffnungen laſſen, daß die Repphühner hindurch können, und vor jede legt man dann eine Schlinge. Wenn nun die Repphühner nach ihrer Gewohnheit längs den Weiden in ihrer Nahrung hin hüpfen, ſo gerathen bald einige von ihnen in die Schlingen, wo ſie denn

*) Gerade auf die hier beſchriebene Art fangen auch die Ruſſen und die Sibiriſchen Völkerſchaften Marder und Zobel. Solche Fallen ſind ſo leicht und ſo einfach, daß man ſie in mehr als Einem Lande hat erfinden müſſen. Kleinere Thiere mit koſtbarem Pelzwerke zu ſchießen, wäre zu koſtbar, und überdies dem Felle derſelben nachtheilig, da es alsdann blutig oder vom Schrote durchlöchert würde, und folglich an ſeinem Werthe verlöre.

eingeſperrt bleiben, bis man ſie herausnimmt. Ich habe durch dieſe ſehr einfache Erfindung, bei der man nur Morgens und Abends die Schlingen zu beſuchen braucht, an einem Tage drei bis zehn Repphühner gefangen *).

Zu unſerer großen Verwunderung gaben uns am 1ſten April unſre Netze nicht einen einzigen Fiſch. Zwar hatten wir an einigen der vorhergehenden Tage ziemlich viel Glück gehabt, aber meine Gefährten legten ſich, als wahre Indianer, ſelten zum Schlafen nieder, ohne alle im Zelte vorhandenen Lebensmittel verzehrt zu haben. Da nun nichts mit dem Netze zu fangen war, ſo gingen wir alle zum Angeln aus; doch auch damit hatten wir um nichts mehr Glück, und konnten den ganzen Tag hindurch nicht einen einzigen Fiſch fangen. Dieſe plötzliche Veränderung der Umſtände beunruhigte einen von meinen Gefährten ſo ſehr, daß er daran dachte, ſeine Flinte wieder zu benutzen, die er beinahe einen ganzen Monath auf die Seite gelegt hatte.

*) Der Verfaſſer beſchreibt die Nordamerikaniſche Art Repphühner zu fangen, etwas undeutlich. Unter Weideninſel verſteht er einen dichten Weidenbuſch im freien Felde, der ringsum mit tiefem Schnee umgeben iſt. — Die Knospen und künftigen Blüthenkätzchen (Juli) verſchiedner Weidenarten ſind in Nord-Amerika, und beſonders in den Ländern der Hudſons-Bay, während des Winters die liebſte Nahrung der Repphühner. Bei großer Kälte mögen dieſe nicht gern fliegen, ſondern laufen lieber, beſonders wenn der Schnee eine Art von Rinde bekommen hat und ſie trägt. Um nun zu andern Gegenden des dichten Weidenbuſches zu kommen, laufen ſie an der Außenſeite längs ihm hin. Die Jäger ſtecken Zweige von den Weiden in den tiefen Schnee, und machen aus denſelben eine Art von dichtem, undurchdringlichem Zaun, damit die Repphühner einen Umweg nehmen müſſen. Hin und wieder werden in dieſen Zäunen oder Hecken Oeffnungen gelaſſen, und Schlingen von Bindfaden oder von den langen Haaren der Biſamstiere u. ſ. w. darin angebracht. F.

Wir ſtanden früh Morgens auf. Mein Wegweiſer Conne-equeſe ging auf die Jagd, und die Uebrigen blieben bei den Netzen und Angeln nicht weit von unſrem Zelte. Doch Alle hatten ſo wenig Glück, daß wir den ganzen Tag nicht einmal für zwei Mann genug zuſammenbrachten. Anſtatt nun wach zu bleiben, legten ſich die meiſten von meinen Reiſegefährten zum Schlafen nieder; und kaum war nun einer von ihnen ſo vernünftig, nach den Netzen zu ſehen, ob ſie gleich nicht über zwei- bis dreihundert Schritte weit von unſrem Zelte waren.

Mein Wegweiſer, ein ſtandhafter Mann und ein vortrefflicher Jäger, der viele Jahre lang eine zahlreiche Familie verſorgt hatte, ſchien bei weitem der Thätigſte unter meiner ſämmtlichen Mannſchaft; er verfolgte ſeine Jagd mehrere Tage nach einander, und kam ſelten vor dem Abend wieder zu dem Zelte, während daß die Andren ihre Zeit größten Theils mit Tabackrauchen und Schlafen hinbrachten.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ſich nur ein Anſchein von Hülfe zeigte. Doch am 10ten blieb mein Wegweiſer länger als gewöhnlich aus; und daher vermutheten wir, daß er entweder Fremde angetroffen, oder Wild geſehen hätte. Wir legten uns Alle zum Schlafen nieder, ohne heute und an den beiden vorigen Tagen viel mehr zur Erfriſchung gehabt zu haben, als eine Pfeife Taback und einen Trunk Waſſer. Selbſt Repphühner waren ſo ſelten geworden, daß wir nicht ein einziges bekamen; denn das ſtarke Thauwetter hatte ſie alle nach dem unfruchtbaren Boden hin getrieben. — Um Mitternacht kam endlich zu unſerer großen Freude unſer Jäger, und brachte das Blut nebſt einigen Stücken Fleiſch von zwei Hirſchen mit, die er geſchoſſen hatte. Ein ſo unverhofftes Glück weckte die Schläfer bald

wohl, und in einer Minute waren ſie emſig beſchäftigt, einen großen Keſſel Suppe, mit Blut, einigem Fett, und klein geſchnittenem Fleiſche zu kochen. Dieſes Gericht konnte wohl zu jeder Zeit für ſchmackhaft gelten; doch beſonders jetzt für uns, da wir beinahe verhungert waren.

Als wir dieſe ſtärkende Mahlzeit verzehrt hatten, legten wir uns wieder ſchlafen; und früh Morgens gingen wir dann Alle zuſammen nach dem Orte, wo die beiden Stücke Rothwild lagen. Da wir nur kurze Zeit dort bleiben wollten, ſo ließen wir unſer Zelt mit allem unſrem Gepäcke ſtehen. Als wir an dem beſtimmten Orte waren, machten einige von uns ſogleich eine Hütte oder Barrikade von jungen Fichten. Während daß Einer den Hirſchen die Haut abzog, gingen dann die Uebrigen auf die Jagd, und kamen Nachmittags mit zwei Stück Rothwild, die ſie geſchoſſen hatten, wieder zu der Hütte.

Nun wurden mehrere Tage mit Schmauſen und Schwelgen hingebracht, da die Indianer während der Zeit noch fünf Hirſche und drei ſchöne Bieber ſchoſſen. Als wir endlich fanden, daß wir wenige Hoffnung hätten, noch mehr Wild zu bekommen, entſchloſſen wir uns, mit den Ueberreſten, die wir noch hatten, wieder nach unſerem Zelte zurückzukehren.

Die geſchoſſenen Hirſche waren freilich eben nicht die größten; doch hätten ſie bei mäßigem Genuſſe unſre geringe Anzahl (nicht mehr als ſechs Perſonen) einige Zeit erhalten können. Aber meine Gefährten aßen, wie alle andren Indianer, ſo lange ſie noch etwas hatten, Tag und Nacht, und waren dabei träge und ſorglos genug, nicht einmal gehörig nach den Netzen zu ſehen, ſo daß ſie viele ſchöne Fiſche, die hinein gerathen waren, gänzlich verderben ließen. Auf ſolche Art befanden wir uns denn nach zwölf oder

vierzehn Tagen beinahe wieder in eben ſo großem Mangel an Lebensmitteln, wie jemals.

Während unſrer langen Unthätigkeit hatte Sa-ſo y-a-kei-ſchäk, oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, Soſſop, mein beſter Süd-Indianer, als er aus Birkenholz Löffel, Schüſſel und anderes nothwendiges Hausgeräth ſchnitzte, das Unglück, ſich ſo in die Lende zu ſchneiden, daß er nicht gehen konnte; und der andre Süd-Indianer war, obgleich viel jünger, doch ſo unthätig, daß er mir zu weiter gar nichts diente, als einen Theil unſres Gepäckes zu ziehen und das mit aufzuzehren, was die Thätigeren unter meinen Gefährten angeſchafft hatten.

Am 24ſten, früh Morgens, ſahen wir in Südweſten an dem großen See, bei dem unſer Zelt ſtand, einen großen Trupp Indianer. Als ſie zu uns kamen, fanden wir, daß es die Weiber und Familien der nördlichen Gänſejäger waren, die ſich nach dem Prinz von Wallis-Fort begeben hatten, um daſelbſt die Zugzeit abzuwarten. Sie wollten nach dem unfruchtbaren Lande hin, und dort ſo lange bleiben, bis ihre Männer und Verwandten nach der Gänſejagd wieder von dem Fort zurückkämen.

Mein Wegweiſer war ſchon ſeit einigen Tagen Willens geweſen, die Reiſe nach dem unfruchtbaren Lande fortzuſetzen. Am 27ſten, Morgens, brachen wir nun unſer Zelt ab, packten unſre Sachen auf, und gingen in eben der Richtung, in der wir gekommen waren, nach Oſten. Da aber Soſſop ſo lahm war, daß er in einem Schlitten gezogen werden mußte, ſo bewog ich, und zwar ohne Schwierigkeit, zwei von den Indianern, die wir am 24ſten angetroffen hatten und die denſelben Weg nehmen wollten, ihm dieſen Dienſt zu erweiſen.

Wir machten zwei ſtarke Märſche auf dem vo-

rigen Wege, und kamen dann am 29ſten zu einem Theile des Norden-Fluſſes, der Sche-than-nee (She-than-nee) genannt wird. Hier ſchlugen wir unſer Zelt auf, und ſtellten unſre Netze aus, da wir Willens waren, ſo lange hier zu bleiben, bis die Gänſe anfingen zu ziehen. Ob wir gleich ſchon mehrere Schwäne und Gänſe hatten nach Norden hin fliegen ſehen, ſo währte es doch bis zum 13ten May, ehe wir etwas ſchießen konnten. An dieſem Tage bekamen die Indianer endlich zwei Schwäne und drei Gänſe. Hierdurch wurde unſrem Mangel einigermaßen abgeholfen, der jetzt ſehr groß war, da wir ſeit fünf oder ſechs Tagen weiter gar nichts zu eſſen gehabt hatten, als einige wenige Kranichbeeren *), die wir auf erhöheten Orten ſammelten, wo der Schnee hin und wieder weggethauet war. Zwar ſtellten wir unſre Netze aus, und angelten, wo ſich nur irgend ein glücklicher Erfolg hoffen ließ; aber wir fingen während der ganzen Zeit nicht mehr, als drei kleine Fiſche. — Viele von den nördlichen Indianern, die am 24ſten April zu uns geſtoßen waren, blieben einige Zeit in unſrer Geſellſchaft. Ich wußte wohl, daß ſie einen glücklichen Winter gehabt hatten, und noch gute Vorräthe von getrocknetem Fleiſche beſaßen; auch war ihnen unſre Noth nicht unbekannt: ſie gaben aber weder mir noch meinen ſüdlichen Gefährten nur das Mindeſte, ob ſie gleich unſre nördlichen Wegweiſer insgeheim ſehr reichlich verſorgten.

Vom 19ten an gab es Gänſe, Schwäne, Enten, und andre Zugvögel im Ueberfluß, und wir ſchoſſen täglich ſo viele, als wir zum Verzehren brauchten. Wir blieben einige Tage liegen, um nach einem ſo langen Faſten wieder Kräfte zu ſammeln; und am

*) Ehemals Vaccinium, jetzt Schollera Oxycoccos. Linn. Gmel. F.

ärztien fingen wir aufs neue an, unſern Weg zu dem unfruchtbaren Lande fortzuſetzen. Da Soſſop ſich jetzt vollkommen von ſeiner Verletzung erholt hatte, ſo ſchien unſre Ausſicht ſehr günſtig zu ſeyn, beſonders da meine Geſellſchaft bis auf zwölf Perſonen verſtärkt worden war. Ich hatte nehmlich eins von den Weibern meines Wegweiſers und noch fünf andre angenommen, daß ſie unſer Gepäck ſollten tragen helfen; denn ich wußte wohl, daß es mit dem Ziehen für dieſen Sommer bald ein Ende haben würde.

Da es zeither ſo ſtark gethauet hatte, daß es beinahe unmöglich war in den Waldungen zu reiſen, ſo ſetzten wir unſren Weg öſtlich am Robben-Fluſſe fort. Etwa nach ſechzehn (Engl.) Meilen kamen wir an einen kleinen Fluß und eine mit ihm zuſammen hangende Reihe von Seen, die ſich nach Norden erſtreckte.

Die Witterung war einige Zeit hindurch ausgezeichnet ſchön und angenehm; auch gab es Wild von aller Art in großem Ueberfluß. Wir ſetzten unſren Weg nordwärts an dem erwähnten Fluſſe und den Seen fort. bis zum erſten Junius, wo wir an einen Ort kamen, welcher Beralzone genannt wird. Auf unſrem Wege dahin ſchoſſen wir, außer mehreren Gänſen, als wir nöthig hatten, zwei Stück Rothwild. Einer von meinen Gefährten hatte jetzt das Unglück, durch eine Flinte, welche ſprang, ſich die Hand ſehr ſtark zu beſchädigen; da aber keine Knochen zerſchmettert waren, ſo verband ich die Wunde, und heilte ſie durch gelbes Baſilik *) und andre Mittel, die ich bei mir hatte, in kurzer Zeit, ſo daß der Mann ſehr bald außer aller Gefahr zu ſeyn ſchien.

Wir hielten einige Tage bei Beralzone an, um ein wenig Wildbret und einige Gänſe zu trock-

*) Eine Salbe, die auch Tetrapharmakon genannt wird.

nen. Dann gingen wir am 4ten Jun. weiter nach Norden, und zwar auf dem unfruchtbaren Boden; denn als wir den erwähnten Ort verlaſſen hatten, ſahen wir bald gar keine Waldungen mehr.

Der Schnee war jetzt ſo weich, daß man nur mit großer Beſchwerlichkeit in Schneeſchuhen gehen konnte. Zwar fanden wir den Boden hier und da ſchon frei; doch bisweilen, und an manchen beſondern Stellen, lag ſo tiefer Schnee, daß wir ohne dergleichen Schuhe unmöglich fertig werden konnten. Am 6ten thauete es indeß ſo allgemein und ſo ſtark, daß wir uns Alle entſchloſſen, unſre Schneeſchuhe wegzuwerfen, da ſie uns mehr Unbequemlichkeit verurſachten, als Dienſte leiſteten. Bis zum 10ten konnten wir unſre Schlitten noch brauchen, beſonders wenn wir über das Eis von Seen und Teichen gehen mußten; da aber dieſe Art zu reiſen wegen des ſtarken Thauwetters nun gefährlich wurde, ſo entſchloſſen wir uns, die Schlitten ſtehen zu laſſen und jeder ſeine Laſt auf den Rücken zu nehmen.

Das fand ich denn weit ſchwerer, als das Ziehen im Winter, da ich zu meinem Theile Folgendes zu tragen hatte: den Quadranten mit ſeinem Geſtelle, einen Kaſten mit Büchern, Papieren u. ſ. w.; eine Bouſſole, und einen großen Beutel mit allen meinen Kleidungsſtücken; ferner eine Axt, Meſſer, Feilen u. ſ. w.; verſchiedene kleine Artikel, die zu Geſchenken für die Eingebornen beſtimmt waren, noch ungerechnet. Meine Laſt, die wohl über ſechzig Pfund wiegen mochte, ließ ſich überdies nicht gut packen, und wurde dadurch noch ſchwerer zu tragen. Da nun auch die Witterung übermäßig heiß war, ſo kann ich wohl behaupten, daß ich nie eine ſolche Beſchwerlichkeit ausgehalten hatte, wie jetzt. Sie wurde noch durch den ſchlechten Weg und die Art, wie ich

die Nächte zubringen mußte, vergrößerte; denn aus Mangel an gehörigen Zelten blieb ich immer der unfreundlichſten Witterung ausgeſetzt *). Das Zelt, welches wir bei uns hatten, war in dem unfruchtbaren Lande, wo man keine Stangen bekommen konnte, nicht nur zu groß und untauglich, ſondern wir hatten es auch zu Schuhen zerſchneiden müſſen, und jeder trug ſein eignes Theil davon. Mein Wegweiſer zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit in der That ſehr nachläſſig, oder vielmehr unedel: er machte nehmlich weder mich noch meine ſüdlichen Indianer mit der Art und Weiſe bekannt, wie in dem unfruchtbaren Boden Zelte aufgeſchlagen werden; hätte er dies gethan, ſo wäre es uns leicht geweſen, ehe wir die Waldungen verließen, Zeltſtäbe mitzunehmen. Sich und ſeine Frau verſorgte er freilich mit der nöthigen Anzahl; und als das Zelt getheilt wurde, wußte er es ſo einzurichten, daß ſein Stück zu einem vollſtändigen kleinen Zelte hinreichte: aber mir und meinen ſüdlichen Indianern bot er niemals an, daß wir uns darunter niederlegen ſollten.

Außer der Unbequemlichkeit, daß wir Tag und Nacht bei jeder Witterung der freien Luft ausgeſetzt waren, litten wir auch wirkliche Noth an Lebensmitteln. Bekamen wir ja einmal etwas zu eſſen, ſo war es doch oft der Fall, daß wir kein Feuer anzünden

*) Man kann ſich leicht einen Begriff von der Witterung in den Ländern an der Hudſons-Bay machen, wenn man bedenkt, daß noch am 10ten Jun., alſo elf Tage vor dem Anfange des Sommers, alle Flüſſe ſo mit Eis belegt waren, daß ſie Menſchen und kleine, mit einer Laſt von 60 Pfunden beladene, Hundſchlitten trugen. — Und doch wohnen in dieſem unwirthbaren Erdſtriche Menſchen; und manche Europäer wählen ihn freiwillig zu ihrem Aufenthalte, um für ſich oder Andre Vortheile zu gewinnen! F.

zünden konnten; und das Fleiſch ganz roh eſſen mußten; was denn, beſonders bey Fiſchen, Anfangs meinen ſüdlichen Indianern eben ſo wenig ſchmecken wollte, als mir ſelbſt *).

Doch ungeachtet dieſer vielen und mannichfachen Beſchwerlichkeiten, blieben wir vollkommen geſund und gutes Muthes. Mein Wegweiſer, der mit ſeinen Lebensmitteln, beſonders in Zeiten des Mangels, ſehr geizte, gab uns die ſtärkſten Verſicherungen, daß wir nun bald in ein Land des Ueberfluſſes kommen und da nicht nur hinlängliche Lebensmittel haben, ſondern auch andre Indianer antreffen, und daß dieſe wahrſcheinlich recht gern einen Theil unſres Gepäckes tragen würden. Dieſe Nachricht mußte uns natürlicher Weiſe ſehr beruhigen; denn jetzt waren die Laſten, die wir für immer zu tragen hatten, ſo ſchwer, daß wir, wenn der Himmel uns auch etwas antreffen ließ, nicht für mehr als für zwey Tage Lebensmittel mitnehmen konnten; woher es denn hauptſächlich kam, daß wir ſo oft in Mangel geriethen.

Vom 20ſten bis zum 23ſten gingen wir jeden Tag beynahe zwanzig (vier Deutſche) Meilen, ohne irgend etwas Andres zum Lebensunterhalte zu haben, als eine Pfeife Taback und einen Trunk Waſſer. Selbſt Rebhühner und Meven (?), die wir einige Zeit

*) Einige kleine Fiſcharten, die dem Stintlachſe ſehr ähnlich ſind, werden in Taheiti und auf andren Südſee-Inſeln roh gegeſſen, und ſind, wie ich aus Erfahrung weiß, [illegible] im Seewaſſer [illegible], nicht übelſchmeckend, auch nicht ungeſund; aber viele Tage hinter einander von ſolcher Speiſe leben zu müſſen, auch ſie nicht einmal hinlänglich zu haben, und dabey noch große Beſchwerlichkeiten auszuhalten: das iſt in der That ein nicht geringes Ungemach. Und doch [illegible] es den Menſch, wenn er nur einige Hoffnung zu beſſern Zeiten hat. Wahrlich, es iſt ein Räthſel, in welchem auch der ſcharfſinnigſte [illegible] nicht immer den Schlüſſel finden kann.

vorher in Ueberfluß und ohne große Mühe gehabt hatten, waren jetzt ſo wenig zahlreich und ſo ſcheu, daß wir ſelten eine ſchoſſen; und die Gänſe, Enten u. ſ. w. hatten ſich alle ſchon nach Norden begeben, um zu brüten und zu mauſern.

Am 23ſten brachen wir, wie gewöhnlich, früh Morgens auf. Kaum waren wir ſieben bis acht Meilen gegangen, ſo ſahen wir drei Biſamſtiere neben einem kleinen See graſen. Die Indianer verfolgten ſie ſogleich; und da einige von ihnen geſchickte Jäger waren, ſo wurden alle drei bald erſchoſſen. Wir konnten dies ohne Zweifel für ein großes Glück anſehen; aber ehe wir noch einem von den drei Stieren die Haut abgezogen hatten, kam zu unſrem großen Mißvergnügen ein ſo ſtarker Platzregen, daß es uns ſchlechterdings unmöglich war, ein Feuer anzuzünden. (Wir hatten jetzt, auch bei gutem Wetter, nichts Andres zum Brennen, als Moos, da wir uns beinahe hundert Meilen weit von allen Waldungen befanden). Dies war denn freilich nicht tröſtlich für Leute, die vier oder fünf Tage gefaſtet hatten. Noth hat indeß, wie das Sprichwort ſagt, kein Gebot; und da wir ſchon vorher den Anfang gemacht, rohes Fleiſch zu eſſen, ſo waren wir auf unſre heutige Mahlzeit ſo ziemlich vorbereitet. Sie wollte aber ganz und gar nicht ſo hinunter, wie andres rohes Wildbret oder rohe Fiſche; denn das Fleiſch des Biſamſtieres iſt nicht allein grob und zähe, ſondern riecht und ſchmeckt auch ſo ſtark nach der Ingredienz, von welcher das Thier ſeinen Namen hat, daß es roh äußerſt unangenehm, obgleich, gehörig gekocht, ganz erträglich iſt *). Die Witte-

*) Was lehrt nicht der Hunger eſſen! ſogar rohes Fleiſch von dem Biſamſtiere, das, ſelbſt zubereitet, nichts we-

rung blieb ſo außerordentlich übel (es fiel ohne Unterlaß Schnee und Regen unter einander), und unſer Mangel war ſo groß, daß wir beinahe einen halben Stier ganz roh aufgezehrt hatten, ehe wir wieder ein Feuer anzünden konnten.

Ob ich gleich bei dieſer Gelegenheit alle meine Philoſophie zuſammen nahm, ſo muß ich doch geſtehen, daß mein Muth anfing zu verſchwinden. Unſer ohnedies ſchon großes Unglück wurde in der That noch durch die unfreundliche Witterung vermehrt, die nicht nur kalt, ſondern auch ſo naß war, daß ich beinahe drei Tage und Nächte hindurch nicht Einen trocknen Faden an mir hatte. Als das Wetter wieder beſſer wurde, zündeten wir ein Feuer an, (freilich nur von Moos, wie ich ſchon erinnert habe); und ſobald ich meine Kleider trocken hatte, ſchien Alles wieder den alten Gang zu gehen. Dies war nun zwar nicht ſonderlich; ich ſuchte aber, wie ein Seemann nach dem Sturme, das vergangene Uebel zu vergeſſen.

Keines von unſern Leiden, wenn ich den Durſt ausnehme, fanden wir ſo ſchwer zu ertragen, als den Hunger; und bei Wanderungen, wie ich jetzt eine machte, wird dieſes Uebel dadurch noch ſehr vergrößert, daß man nicht weiß, wie lange es dauern wird, und welche Mittel man ergreifen ſoll, um es zu endigen. Bei ſolchen Umſtänden entkräftet es nicht nur den Körper, ſondern drückt auch den Geiſt

Der

nigen als wohlſchmeckend iſt. — Die meiſten Menſchen, welche in geſitteten Ländern unter der Regierung vernünftiger Obern leben, haben wohl ſelten, oder nie, wahren Hunger empfunden; denn, was wir in Europa Hunger nennen, iſt nur ein etwas lebhafter, geſchärfter Appetit, und giebt keinen Begriff von dem unbeſchreiblichen Leiden, das Mangel an Speiſe verurſachen kann. G.

nieder, wie viele Mühe man ſich auch geben mag, dies zu verhüten. Außerdem verliert der Magen durch Mangel an Beſchäftigung ſeine Verdauungskraft, ſo daß er nach einem langen Faſten ſeine Funktionen nur mit Mühe wieder verrichten kann. Auf dieſer Reiſe hab' ich die ſchrecklichen Wirkungen dieſer Noth nur allzu oft empfunden; mehr als einmal bin ich durch Hunger und Beſchwerlichkeiten ſo entkräftet geweſen, daß, wenn der Himmel mir etwas zuführte, mein Magen kaum im Stande war, mehr als zwei bis drei Unzen anzunehmen, ohne mir die peinlichſten Schmerzen zu verurſachen. Noch ein andrer übler Umſtand bei langem Faſten iſt der, daß Anfangs die natürlichen Ausleerungen nur mit äußerſt großer Mühe und ſehr ſchmerzhaft verrichtet werden können. Der Schmerz iſt ſo ſchrecklich, daß nur jemand, der ihn ſelbſt erfahren hat, ſich einen angemeſſenen Begriff davon machen kann.

Wenn ich den Küchenzettel jedes Tages ſeit dem Anfange meiner Reiſe einzeln angeben wollte, ſo würde das nicht viel mehr ſeyn, als ein abgeſchmacktes Einerlei. Ich kann in wenigen Worten einen hinlänglichen Begriff davon machen. Es iſt ganz richtig, wenn ich ſage: wir waren entweder in völligem Ueberfluß, oder in völliger Hungersnoth. Bisweilen hatten wir zu viel, ſelten gerade genug, häufig zu wenig, und öfters gar nichts. Ich brauche nur zu ſagen, daß wir viele male zwei ganze Tage und Nächte gefaſtet haben; zweimal beinahe drei Tage; und einmal, als wir uns am Sche-than-ni (She-than-nee) befanden, beinahe ſieben Tage, während welcher Zeit wir nicht einen Mundvoll hatten, ausgenommen einige wenige Kranichbeeren, Waſſer, Stückchen altes Leder, und gebrannte Knochen. In ſolchen dringenden Fällen habe ich oft geſehen, daß die In-

dianer ihren, größten Theils aus Thierfellen beſte- henden, Kleidervorrath durchſuchten, und überlegten, was wohl am beſten verſchont werden könnte. Bis- weilen wurde dann ein Stück von einer alten, halb vermoderten Hirſchhaut, und zu andrer Zeit ein Paar alte Schuhe aufgeopfert, um dem äußerſt großen Hunger ein wenig zu ſtillen. Eine Erzählung von ſolchen ungewöhnlichen Mühſeligkeiten mag vielleicht in Europa nicht vielen Glauben finden; wer aber die Hudſons-Bay kennt, und weiß, welche Noth die um ſie her wohnenden Eingebornen oft ertragen müſſen, ſieht jene Umſtände vielleicht für weiter nichts an, als für gewöhnliche Ereigniſſe in dem Leben der Indianer, die oft ſogar zu der Nothwendigkeit ge- bracht werden, einander ſelbſt zu freſſen *).

*) Die ſüdlichen Indianer glauben allgemein, wer von ihnen aus Noth einmal Menſchenfleiſch gegeſſen habe, finde ſo viel Geſchmack daran, daß niemand in ſeiner Geſellſchaft ſicher ſey. Ob man gleich wohl weiß, daß jemand ſich nicht anders, als in der dringendſten Noth, eine ſo ſchreckliche Mahlzeit zu Schulden kommen läßt, ſo wird doch der, welcher ſie gehalten hat, nicht nur vermieden, ſondern auch von Allen, die ihn kennen, ſo ſehr verabſcheuet, daß keiner mit ihm unter Einem Zelte wohnen will, und daß dergleichen Leute öfters hinterliſtiger Weiſe ermordet wer- den. Ich habe mehrere ſolche Elende geſehen, die Noth und Hunger unglücklicher Weiſe zu der erwähnten Hand- lung getrieben hatten. Sie waren vorher angeſehen ge- weſen, wurden aber nachher allgemein ſo ſehr verachtet, und vernachläſſigt, daß niemals ein Lächeln ihr Geſicht er- heiterte, und daß tiefe Melancholie auf ihrer Stirne lag, während daß ihr Auge zu ſagen ſchien: „weshalb verachtet ihr mich um meines Unglücks willen? Vielleicht iſt die Zeit nicht fern, da ihr in gleiche Noth gerathen könnt!“ — Als ich im Frühlinge des Jahres 1775 Cumber- land-Haus bauete, kam ein Indianer, Nahmens Wa- puhs, nach der Niederlaſſung. Es waren damals funf- zehn Zelte mit Indianern auf den Pflanzungen. Dieſe In- dianer examinirten ihn ſehr genau, und fanden, daß er ganz allein, ohne Flinte und Ammunition, einen beträcht- lichen Weg zurückgelegt hatte. Daher kamen viele von ihnen auf den Gedanken, er müßte irgend einen Menſchen unterweges angetroffen und getödtet haben; und dies glaub-

Da wir wußten, daß unſre bleibende Laſt uns nicht erlauben würde, viele Proviſionen mitzunehmen, ſo beſchloſſen wir, uns einen oder zwei Tag auszuruhen und etwas Fleiſch an der Sonne zu dörren, weil es dadurch nicht allein leichter, ſondern auch ſogleich zum Gebrauche tauglich wurde. Am 26ſten war der ganze Ueberreſt von dem Fleiſche der Biſamſtiere gehörig gedörret; und nun ſetzten wir unſre Reiſe weiter nordwärts fort. Am 30ſten Juni kamen wir zu einem kleinen Fluſſe, dem Cathawhachaga (Käthahätſchaga?), welcher ſich in einen großen See, den Yath-kyed-whoie, oder den weißen Schnee-See, ergießt. Hier fanden wir einige Zelte voll nördlicher Indianer, die ſich zeither damit beſchäftigt hatten, aus ihren Kanots, ſo wie ſie über den erwähnten kleinen Fluß fuhren, mit einem Speere Rothwild zu ſchießen. Auch begegneten

te man um ſo leichter, da er einen Beutel voll Lebensmittel, den er mitgebracht hatte, in einer hohen Tanne nahe bei dem Hauſe ſehr ſorgfältig zu verbergen ſuchte. Ich lud ihn, als einen Fremden, ein, ob ich gleich wohl ſah, daß er nichts zum Verhandeln beſaß. Während daß er bei mir war, unterſuchten einige Indianiſche Weiber ſeinen Beutel, und erklärten dann, das darin befindliche Fleiſch wäre von einem Menſchen. Nun konnte der Unglückliche ſein Leben nur durch die Vermittelung einiger angeſehenen Indianer retten, die beſſer und humaner waren, als die Uebrigen. Viele von dieſen putzten und luden ihre Flinten ſchon; Andre hatten ihre Bogen und Pfeile in Bereitſchaft; und ſelbſt die Weiber griffen zu den Aexten, um den harmloſen Unglücklichen aus keiner andren Urſache zu tödten, als weil er an zweihundert (Engl.) Meilen weit ganz allein gereiſt war, ohne Feuergewehr bei ſich zu haben. A. d. Verf. — Ich habe ehemals behauptet, daß nur Wuth und der höchſte Grad von Rachbegierde die Menſchen zu der Abſcheulichkeit bringen könne, das Fleiſch ihrer Mitbrüder zu verzehren. (M. ſ. J. R. Forſters Bemerkungen, Deutſche Ueberſetzung, S. 288 — 294.) Aber jetzt muß ich einräumen, daß ſie auch durch Noth zu dieſer Barbarei kommen können. Dies zeigen Hearne's Nachrichten, und das Beiſpiel des Hirten, der zuerſt aus Noth einen jungen Menſchen erſchlug und deſſen Fleiſch verzehrte, dann aber mehrere Perſonen umbrachte, weil

wir eben daſelbſt einem Anführer oder Kapitain der nördlichen Indianer, Nahmens Kihlſchies, und einem kleinen Theile ſeiner Leute, die mit Pelzen und andren Handelswaaren nach dem Prinz von Wallis-Fort hin wollten. Als Kihlſchies die Abſicht meiner Reiſe erfuhr, erbot er ſich ſogleich, Alles, deſſen wir wahrſcheinlich benöthigt ſeyn würden, von der Faktorei mitzubringen; und ob wir uns gleich damals in 63° 4′ N. B. und 7° 12′ W. Länge von Churchill befanden, ſo verſprach er dennoch, gegen den Winter an einem von meinem Wegweiſer beſtimmten Orte wieder zu uns zu ſtoßen. Auf dieſes Anerbieten überſah ich unſre Ammunition und andre Artikel; und da ich fand, daß etwas Pulver, Schroot, Taback und einige Meſſer uns wahrſcheinlich noch ſehr zu Statten kommen würden: ſo entſchloß ich mich, den Gouverneur des Prinz von Wallis-Fort in einem Briefe von meiner Lage zu benachrichtigen, und ihn zu bitten, daß er mir durch den Ueberbringer eine gewiſſe Quantität von den erwähnten Artikeln überſchicken möchte. Kihlſchies und ſeine Mannſchaft ſetzten nun noch an eben dem Tage ihre Reiſe nach der Faktorei fort.

er am Menſchenfleiſche Wohlgeſchmack fand. Nachbegierde und Hunger haben gleichen Theil an dem Urſprunge des Menſchenfreſſens, das dann bei verſchiednen Nationen ganz zur Gewohnheit geworden iſt. — Der Ritter Pinto, jetziger Staatsſekretair in Liſſabon, hat, einer mir durch ihn mitgetheilten Nachricht zufolge, in der Provinz Matogroſſo, in Braſilien, wo er Gouverneur war, eine Frau geſprochen, welche ſich noch in ihrem hohen Alter mit großer Lebhaftigkeit und wirklichem Wohlbehagen der Mahlzeiten von Menſchenfleiſch erinnerte, die ſie in ihrer Jugend mit verzehrt hatte. — In dem Abſcheue, den die übrigen Indianer gegen den armen Wapuhs äußerten, finde ich zu meiner Freude eine Spur von der Ehrerbietung, die ſelbſt der rohe Wilde für die Menſchheit und für ihre heiligen, unverletzlichen Rechte hegt.

Der Cathawhachaga war, ſeit dem Aufbrechen des Eiſes, der erſte Fluß, an den wir kamen, ohne ihn durchwaten zu können. Da wir keine Kanots bei uns hatten, ſo waren wir genöthigt, uns von den fremden Indianern überſetzen zu laſſen. Als wir auf die Nordſeite des Fluſſes kamen, wo die Indianer ſich aufhielten, ſchlug mein Wegweiſer mir vor, einige Zeit anzuhalten und etwas Fleiſch zum Mitnehmen zu trocknen; was ich mir denn ſehr gern gefallen ließ. Wir ſtellten auch unſre Netze aus, und fingen eine beträchtliche Quantität ſehr ſchöner Fiſche, als Schnäpel (Salmo Lavaretus L.), und Barben (Cyprinus Barbus).

So lange wir an dem Fluſſe waren, ſetzte nicht ſo viel Wild hinüber, als wir erwartet hatten; es reichte vielmehr gerade nur hin, unſrem gegenwärtigen Mangel abzuhelfen. Nach einigen Tagen machten wir daher Anſtalt wieder aufzubrechen, und am 6ten Jul. thaten wir dies wirklich, obgleich unſre Geſellſchaft jetzt nicht einmal ſo viele Lebensmittel hatte, als zu einer Abendmahlzeit nöthig waren. Während unſres Aufenthaltes an dieſem Orte hatten wir zwar Fleiſch oder Fiſche genug für den gegenwärtigen Gebrauch bekommen, aber nichts davon geſpart, weil wir immer auf noch beſſere Zeiten hofften.

Ehe wir den Cathawhachaga verließen, beobachtete ich die Breite verſchiedenemale, und fand ſie 63° 4′ Nördlich; auch brachte ich mein Tagebuch und meine Karte in Ordnung. Mein Wegweiſer ſagte mir jetzt: in wenigen Tagen brauchten wir nothwendig ein Kanot, weil wir über einige tiefere Flüſſe müßten, denen wir nicht ausweichen könnten. Dieſe Nachricht bewog mich, ein Kanot zu kaufen; und das bekam ich denn für ein einziges Meſſer, welches nicht über einen Penny werth war. Ich muß

aber bemerken, daß der Mann, dem das Kanot gehörte, es nicht weiter nöthig hatte, und es daher ſehr gern für jeden Preis verkaufte. Hätte er indeß unſer Bedürfniß ganz gekannt, ſo würde er zuverläſſig ſo viele Waaren gefordert haben, daß wenigſtens zehn Biberfelle damit bezahlt geweſen wären.

Dieſe Vermehrung unſres Gepäckes nöthigte mich, noch einen andren Indianer anzunehmen; und wir waren ſo glücklich, gerade einen armen, verlaſſenen Menſchen anzutreffen, der den Dienſt herzlich gern übernahm, da er nie in einem beſſeren Zuſtande, als ein Laſtthier, geweſen war. Nun ſetzten wir unſren Weg ungefähr in N. Weſtlicher Richtung fort, und blieben in der nächſtfolgenden Nacht (auf den 7ten) neben einer kleinen Bucht in dem weißen Schnee-See. Hier angelten wir, und fingen einige ſchöne Forellen, von denen mehrere nicht weniger als vierzehn oder ſechzehn Pfund wogen. In der Nacht kam ein ſtarker Regen, der drei Tage anhielt. Als endlich am 9ten das Wetter wieder gut wurde und die Sonne ſehr mächtig wirkte, trockneten wir unſre Kleider, und ſetzten unſren Weg nach Norden fort. Gegen Abend fing es indeß wieder an ſo außerordentlich ſtark zu regnen, daß wir unſer Pulver, und ich meine Bücher, nur mit großer Schwierigkeit trocken erhalten konnten.

Am 17ten ſahen wir viele Biſamſtiere, von denen die Indianer einige tödteten. Nun beſchloſſen wir, Einen oder ein Paar Tage hier zu bleiben, um das Fleiſch von einigen zum Mitnehmen zu dörren und zu pülvern *). Fleiſch von irgend einem Thiere,

*) Um Fleiſch auf dieſe Art zu präpariren, braucht man weiter nichts zu thun, als die magern Theile des Thieres in dünne Scheiben zu ſchneiden, ſie an der Sonne, oder an einem gelinden Feuer, zu dörren, und ſie dann zwiſchen zwei Steinen zu ſchlagen, bis ſie zu einem groben Pulver werden. A. d. V.

ſo zubereitet, hält ſich nicht nur, ſondern iſt auch immer zum Gebrauche ſogleich da, und überdies bequem fortzubringen *).

Sobald wir ſo viel Fleiſch, als wir mitnehmen konnten, auf dieſe Art zubereitet hatten, gingen wir weiter nach Norden, und ließen noch eine große Quantität Fleiſch liegen. Dies hatten wir wohl ſchon eher gethan; und ſo verſchwenderiſch es auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch bei allen Indianiſchen Stämmen ſo alltäglich, daß man gar nichts daraus macht. — Am 22ſten trafen wir einige Fremden an, und vereinigten uns mit ihnen, um Wild zu jagen. Dies war jetzt in ſolcher Menge da, daß wir jeden Tag genug zu unſrem Bedarf erlegten, und wirklich nur allzu oft Thiere bloß wegen der Zungen, des Markes und des Fettes ſchoſſen **).

Als wir einige Zeit mit dieſen Indianern in Geſellſchaft geweſen waren, fand ich, daß mein Wegweiſer Bedenken trug, noch weiter zu gehen, und daß er ſein Zelt bald hier, bald da, vor- und rückwärts, aufſchlug, ſo wie das Wild und die übrigen Indianer ihn dazu veranlaßten. Ich fragte ihn: warum er das thäte; und er antwortete mir: „es wäre ſchon zu ſpät im Jahre, als daß wir noch in

*) Leute, die ehemals unter den Wilden in Nord-Amerika gereiſt waren, haben mir erzählt, daß ſolches gedörrtes und zu Pulver geſchlagenes Fleiſch ſehr nahrhaft und auch ſehr wohlſchmeckend ſey. F.

**) Dieſe ſo unvernünftige Verſchwendung der wilden Nord-Amerikaner läßt ſich nur aus einem Vorurtheile erklären, das allgemein unter ihnen herrſcht. Sie glauben nehmlich, je mehr Wild von ihnen erlegt werde, deſto ſtärker vermehre es ſich, und deſto glücklicher werde die künftige Jagd. Die Erfahrung muß ihnen nothwendig das Gegentheil ſagen; aber dennoch bleiben ſie bei ihrer Sitte. Hierzu mag indeß auch wohl ihr Verlangen, von ihren Landsleuten als geſchickte Jäger gelobt zu werden, mit beitragen. F.

dieſem Sommer den Kupfergruben-Fluß erreichen könnten; er hielte es daher für rathſamer, den Winter mit einigen von den jetzt bei uns befindlichen Indianern zuzubringen. Wir könnten übrigens gewiß hoffen, daß wir dieſen Fluß im folgenden Jahre (1771) bei guter Zeit erreichen würden." Da ich es mir nicht anmaßen konnte, ihm zu widerſprechen, ſo ließ ich mir ſeinen Vorſchlag gefallen; und nun gingen wir mit den übrigen Indianern weiter nach Weſten. In einigen Tagen kamen noch viele andre aus verſchiednen Gegenden zu uns, ſo daß wir am 30ſten Jul. zuſammen über ſiebzig Zelte ausmachten, welche nicht weniger als ſechshundert Perſonen enthielten. In der That hatte unſer Lager des Abends das Anſehen einer kleinen Stadt; und Morgens, wenn wir wieder Anſtalten zum Aufbruche trafen, ſchien der ganze Boden in einem großen Raume rings umher von Männern, Frauen, Kindern und Hunden zu leben. Obgleich das gänzlich unfruchtbare Land weiter keine Vegetation hatte, als Wiſch-a-Kapuka *) und Moos, ſo gab es hier doch Rothwild in ſolcher Menge, daß die Indianer nicht nur genug für unſre zahlreiche Geſellſchaft, ſondern öfters auch verſchiedene bloß wegen der Häute, des Markes u. ſ. w. ſchoſſen, das Fleiſch aber verweſen, oder von Wölfen, Füchſen und andren Raubthieren freſſen ließen.

Auf dieſem Wege nach Weſten kamen wir zu verſchiedenen Flüſſen, die zwar klein und unbedeutend, aber ſo tief waren, daß wir nicht hindurch waten konnten; beſonders verhielt es ſich ſo mit dem

*) Dieſe Pflanze wächſt in den Gegenden der Hudſons-Bay ſehr häufig, und einen Aufguß von ihr trinken die Europäer als Thee. A. d. V. — Man ſ. die Note oben S. 19. F.

Du-bahnt- (Doo-baunt) Fluſſe *). Nur bei ſolchen Gelegenheiten bedienten wir uns unſres Kanots, welches zwar von der gewöhnlichen Größe war, aber nur zwei Perſonen tragen konnte. Von dieſen liegt die eine immer der vollen Länge nach ausgeſtreckt, damit das Kanot nicht oben zu ſchwer werden ſoll; und die andre ſitzt auf den Ferſen, und rudert. Dieſe Methode über Flüſſe zu ſetzen, iſt zwar langweilig, aber die bequemſte, welche die armen Eingebornen jener Gegenden anwenden können. Sie müſſen nehmlich ihre Kanots zuweilen hundert und funfzig bis zweihundert Meilen weit tragen, ohne daß ſie Gelegenheit bekommen, Gebrauch davon zu machen. Mitunter können ſie aber nicht ohne ein Kanot fertig werden; und wäre dies nun nicht ſo klein und leicht, ſo könnte Ein Mann es unmöglich tragen, was ſie doch öfters thun müſſen, und nicht nur die ſchon erwähnte Strecke, ſondern ſogar den ganzen Sommer hindurch.

Der Menſch, den ich angenommen hatte, daß er mein Kanot tragen ſollte, war zu dieſem Dienſte nicht ſtark genug; daher mußte ein Andrer von meiner Mannſchaft ſeine Laſt mit ihm vertauſchen, womit denn Beide vollkommen zufrieden ſchienen. Da wir überdies nur kurze Tagereiſen machten und Rothwild in großem Ueberfluſſe hatten, ſo ging Alles recht gemächlich.

Bis zum 8ten Auguſt ereignete ſich nichts Merkwürdiges; doch an dieſem Tage waren wir nahe daran, den Quadranten und unſer ſämmtliches Pul-

*) Dieſer Fluß, und alle andren, über welche ich auf dieſem Theile meiner Reiſe kam, fließen nach Oſten und Nord-Oſten. Sie ſowohl als die Seen haben vollkommen ſüßes Waſſer, und es halten ſich Fiſche darin auf, von denen man weiß, daß ſie niemals ſalziges Waſſer beſuchen. A. d. V.

ver zu verlieren, und zwar durch folgenden Umſtand: Der Menſch, dem ich wegen ſeiner Schwäche das Kanot abnehmen mußte, hatte nach dem Tauſche weiter nichts zu tragen, als mein Pulver und ſeine eigenen Kleinigkeiten, die in der That ſo unbeträchtlich waren, daß ſie wohl nicht einmal ſo viel wogen, als der Torniſter eines Soldaten. Da ich nun auch gern ein wenig Jagdvergnügen haben wollte, und wohl wußte, daß ſeine Laſt viel leichter war, als die meinige, ſo gab ich ihm den Quadranten und deſſen Geſtell zu tragen. Er nahm auch beides ohne Bedenken oder anſcheinenden Widerwillen an. Sobald ich mich für jetzt eines ſchweren und läſtigen Theils von meiner Laſt entledigt hatte, machte ich mich früh Morgens mit einigen Indianern auf. Als wir ungefähr acht oder neun (Engl.) Meilen gegangen waren, ſah ich von dem Gipfel eines hohen Hügels eine große Menge Rothwild in einem benachbarten Thale weiden. Nun legten wir unſre Laſten nieder und ſteckten eine Flagge auf, zum Zeichen, daß die Uebrigen daſelbſt ihre Zelte für die Nacht aufſchlagen ſollten. Dann fingen wir an zu jagen, und waren dabei ſehr glücklich. Abends, als wir zu dem Hügel zurückkehrten, wo wir unſer Gepäck gelaſſen hatten, fand ich, daß nur ein Theil der Indianer angekommen war, und daß der Mann, dem ich mein Pulver und meinen Quadranten anvertrauet, mit einer kleinen Anzahl von Indianern, welche ſich dieſen Morgen in unſrer Geſellſchaft befunden, einen andern Weg eingeſchlagen hatte. Da es ſchon ſpät Abends war, ſo mußten wir bis zum folgenden Morgen warten, ehe wir ihn ſuchten; und da ſeine Spur jetzt, mitten im Sommer, nicht leicht entdeckt werden konnte, ſo waren die ſüdlichen Indianer und ich ſehr unruhig. Wir fürchteten nehmlich, daß Pulver ver-

loren zu haben, das uns auf dem noch übrigen Theil unſrer Reiſe mit Nahrung und Kleidung verſorgen ſollte. Das ſehr ungefällige Betragen der nördlichen Indianer, die ſich damals in unſrer Geſellſchaft befanden, gab mir wenige Hoffnung, länger Beiſtand von ihnen zu erhalten, als ich irgend etwas hätte, wodurch ich ihre Mühe und ihre Hülfe belohnen könnte; denn während der ganzen Zeit, die ich mit ihnen beiſammen geweſen war, hatte ſich auch nicht Einer von ihnen erboten, mir nur einen Mundvoll Eſſen zu geben, ohne etwas dagegen zu verlangen, das gemeiniglich dreimal ſo viel werth war, als ſie für eben die Artikel bekommen haben würden, wenn ſie dieſelben nach der, einige hundert Meilen weit entlegenen, Faktorei gebracht hätten.

Dieſe Leute waren ſo gedankenlos, daß ſie, wo ich ihnen auch begegnen mochte, immer glaubten, ich beſäße einen großen Vorrath von Waaren, mit denen ich ihren Bedürfniſſen abhelfen könnte: gerade, als hätte ich das Waarenlager der Kompagnie mitgebracht. Einigen von ihnen fehlte es an Flinten; Allen an Pulver und Blei, Eiſenwaaren und Taback. Viele wollten auch gern Arzenei haben, und Andre quälten mich um verſchiedene Kleidungsſtücke. Wenn ſie dann fanden, daß ich weiter nichts übrig hatte, als einige Kleinigkeiten, ſo ſagten ſie ganz unverhohlen: „ich wäre ein armer Bedienter, ganz und gar nicht, wie der Gouverneur der Faktorei, der ihnen, ſo oft er ſie ſähe, immer etwas Nützliches ſchenkte.“ Es iſt kaum möglich, ſich einen Begriff von einem Volke zu machen, dem es ſo ſehr an gemeinem Menſchenverſtande fehlt, daß es ſich einbilden konnte, ich hätte dieſe ermüdende Reiſe in keiner andren Abſicht unternommen, als einen großen Vorrath von nützlichen und ſchweren Werkzeugen mit mir zu führen,

um jeden, der dergleichen bedürfte, damit aushelfen zu können. Viele von ihnen baten mich um das, was ſie brauchten, eben ſo freimüthig, und wie es ſchien, mit eben der Hoffnung eines glücklichen Erfolges, als wenn ſie in einer von den Faktoreien der Kompagnie geweſen wären. Andre, die etwas edelmüthiger ſeyn wollten, boten mir Pelzwerk zu eben dem Preiſe an, zu dem es in der Faktorei verkauft wird; es fiel ihnen gar nicht ein, daß ich meine übermäßige Laſt wohl ſchwerlich mit Artikeln vergrößern würde, die mir in meiner gegenwärtigen Lage um nichts mehr nützen konnten, als ihnen ſelbſt.

Dies ſeltſame Betragen der Indianer veranlaßte mich zu vielen ſehr ernſthaften Betrachtungen, da es mir deutlich zeigte, wie wenig ich von ihnen zu erwarten hatte, wenn ich durch einen Zufall in die Noth geriethe, in Anſehung der Lebensmittel gänzlich von ihnen abzuhangen. Ich legte mich wohl zum Schlafen nieder, konnte aber kein Auge zuthun. Als ich die Nacht auf dieſe melancholiſche Art zugebracht hatte, ging ich mit den beiden ſüdlichen Indianern aus, den Entlaufenen zu ſuchen. Unſre Mühe war viele Stunden hindurch vergeblich, da wir in der Richtung, die er genommen haben ſollte, gar keine Spur von ihm entdecken konnten. Als der Tag beinahe ohne den mindeſten Anſchein von glücklichem Erfolge verfloſſen war, nahm ich mir vor, nach der Stelle hin zu gehen, wo ich dem Entlaufenen meinen Quadranten überliefert hatte, weil ich hoffte, ich würde vielleicht im Moos eine Spur von dem Wege bemerken, den er mit den Indianern genommen hätte. Auf dieſer Stelle bemerkten wir, daß ſie einen kleinen Fluß hinunter gegangen ſeyn mußten, über den ſie am vorigen Morgen gekommen waren. Da fanden wir denn zu unſrer großen Freu-

be den Quadranten und den Beutel mit Pulver auf einem hohen Steine liegen; aber von Menſchen war nichts zu ſehen. Als wir das Pulver unterſuchten, zeigte ſich, daß man den Beutel geöffnet und einen Theil des Inhaltes heraus genommen hatte. Obgleich unſer Verluſt ſehr beträchtlich war, ſo kehrten wir doch mit leichtem Herzen zu der Stelle zurück, wo ich mich die Nacht vorher befunden hatte. Dort fand ich mein Gepäck unverletzt; aber alle Indianer waren weggegangen. Sie hatten indeß doch die Ueberlegung gehabt, durch Merkmahle den von ihnen genommenen Weg zu bezeichnen.

Während der Zeit, daß wir unſre Bündel in Ordnung brachten, wurde es Abend. Da wir nun in der uns angewieſenen Richtung einen Rauch, oder vielmehr ein Feuer, ſahen, ſo gingen wir darauf zu, und ein wenig nach 10 Uhr Abends erreichten wir den Haupttrupp der Indianer. Wir hielten eine reichliche Mahlzeit (das Erſte, was wir heute aßen), und begaben uns dann zu Ruhe, deren ich wenigſtens beſſer genoß, als in der vorigen Nacht.

Morgens am 11ten gingen wir weiter nach Weſten; am 12ten aber lagen wir ſtill. Dies gab mir Gelegenheit, daß ich den Verſuch machen konnte, die Breite durch eine Beobachtung der Sonnenhöhe zu beſtimmen; und ich fand, daß ſie ungefähr 63° 10′ N. betrug. Da es um Mittag etwas wolkig wurde, obgleich das Wetter ſchön war, ſo ließ ich den Quadranten ſtehen, um noch durch andre Beobachtungen der Höhe die Breite genauer zu beſtimmen. Aber zu meinem groſſen Mißvergnügen warf, als ich gerade mein Mittagseſſen genoß, ein plötzlicher Windſtoß den Quadranten um; und da der Boden ſehr ſteinig war, ſo wurde er ſo ſtark beſchädigt, daß ich ihn zu nichts mehr brauchen konnte. Nach dieſem

Un-

Unglücke entſchloß ich mich, wieder zu dem Fort zurückzukehren, ob wir gleich damals etwa in 10° 40′ W. L. vom Churchill-Fluſſe und in der ſchon angegebenen Breite waren.

Drittes Kapitel.

Vorfälle von der Zeit an, da mein Quadrant zerbrach, bis zu meiner Ankunft in der Faktorei.

Den Tag nach meinem Unglücke mit dem Quadranten, kamen verſchiedene Indianer von Norden her zu mir. Einige von ihnen plünderten mich und meine Gefährten faſt rein aus; unter andren nahmen ſie mir auch meine Flinte. Ob wir gleich ſchon im Begriff ſtanden, nach der Faktorei zurückzukehren, ſo mußten wir doch dieſen Verluſt ſehr ſchmerzlich empfinden, da auch eine von den Flinten meiner Gefährten nicht ganz in Ordnung war.

Die Böſewichter gingen mit der kälteſten Ueberlegung zu Werke. Es kamen Abgeordnete von ihnen in mein Zelt, (das, beiläufig anzumerken, bloß aus drei Stäben beſtand, über welche eine Decke gehängt war). Der Anführer ſetzte ſich mir zur Linken. Zuerſt baten ſie mich, ihnen mein S k i p e r t o g a n *) zu leihen, daß ſie ſich eine Pfeife Taback

*) Dies iſt ein kleiner Beutel, der Stahl, Feuerſtein, eine Pfeife, Taback und faules Holz zum Zunder enthält. Einige von dieſen Beuteln kann man in der That elegant nennen, da ſie reichlich mit Glaskorallen, Kielen von Stachelſchweinen, Robbenhaaren u. ſ. w. verziert ſind.

ſtopfen konnten. Nachdem ſie zwei oder drei Pfeifen geraucht hatten, fragten ſie nach mehreren Artikeln, die ich nicht hatte, unter andren auch nach Spielkarten. Als ich ihnen zur Antwort gab: ich hätte keinen von den Artikeln, die ſie forderten; legte einer von ihnen ſeine Hand auf meinen Mantelſack, und fragte, ob er mir gehörte. Ehe ich noch Ja antworten konnte, hatten er und ſeine Gefährten (ihrer Sechs) alle meine Reichthümer auf den Boden ausgebreitet. Der Eine nahm dies, der Andre das, bis zuletzt weiter nichts übrig blieb, als der leere Sack, den ſie mir denn zu behalten erlaubten. Endlich bedachten ſie doch, daß ich auf meinem Wege nach der Faktorei ein Meſſer zum Zerſchneiden des Fleiſches, eine Pfrieme zum Flicken meiner Schuhe, und eine Nadel zum Ausbeſſern meiner andren Kleidungsſtücke brauchen würde. Sie gaben mir daher dieſe Sachen bereitwillig zurück, wobei ſie mich indeß bedeuteten, ich müßte das als eine große Gunſt betrachten. Da ich ſie ſo großmüthig fand, ſo wagte ich es auf gut Glück, ſie auch um meine Barbiermeſſer zu bitten. Sie meinten aber, ich würde, bis ich nach Hauſe käme, wohl an Einem genug haben, und behielten ohne Bedenken das andre; doch wählten ſie glücklicher Weiſe das ſchlechteſte. Um nun recht großmüthig zu ſeyn, erlaubten ſie mir auch, ſo viele Seiſe zu nehmen, als ich zum Waſchen und Barbieren bis zu meiner Rückkehr nach der Faktorei für nöthig hielt.

Mit dem Plündern der ſüdlichen Indianer waren ſie behutſamer, da dieſe einen Krieg zwiſchen beiden Völkerſchaften veranlaſſen konnten, wenn ſie

Sie werden wegen der netten Arbeit, welche immer die Weiber machen, von den meiſten Europäern mit vielem Rechte sehr geschätzt. A. d. Verf.

ihren Landsleuten erzählten, daß man Gewaltthätigkeiten an ihnen verübt hätte. Von den Engländern brauchten ſie freilich ſo etwas nicht zu befürchten. Uebrigens waren die Nord-Indianer liſtig genug, meinen ſüdlichen Hauswächtern Alles abzuſchwatzen, was ſie beſaßen, ſo daß dieſe, ehe wir uns von jenen trennten, eben ſo wenig mehr hatten, wie ich ſelbſt, ausgenommen ihre Flinten, einige Ammunition, eine alte Axt, einen Eismeißel und eine Feile zum Schärfen dieſer Inſtrumente.

Es kann vielleicht befremden, daß mein Wegweiſer, der ſelbſt ein nördlicher Indianer war, ſeinen Landsleuten erlaubte, an Perſonen, die unter ſeinem Schutze ſtanden, ſolche Räubereien zu verüben; er hatte aber bei ſeiner Völkerſchaft kein Anſehen, und konnte uns nicht beſchützen, ſondern mußte ſich vielmehr beinahe einer ähnlichen Behandlung unterwerfen. Er wollte bei dieſer Gelegenheit gern das Anſehen der Großmuth haben; doch eigentlich gab er mit gutem Willen weg, was er nicht behaupten konnte.

Früh am 19ten trat ich meine Rückreiſe an, und zwar in Geſellſchaft mehrerer nördlichen Indianer, welche mit Pelzwerk und andren Waaren zum Handel nach der Faktorei gehen wollten. Dieſen Morgen gab mir der Indianer, der meine Flinte genommen hatte, ſie wieder; er konnte ſie nehmlich nicht brauchen, da er weder Pulver noch Blei hatte. Das Wetter war eine Zeit hindurch ſchön; auch gab es Wild in Ueberfluß. Da nun überdies die erwähnten Räuber meine Laſt ſehr beträchtlich erleichtert und mir faſt nichts als den Quadranten, die Bücher rc. gelaſſen hatten, ſo war dieſer Theil meiner Reiſe in der That gemächlich und angenehm. Wir begegneten unterweges ſehr oft andren Indianern. Viele von

dieſen vereinigten ſich mit uns, weil auch ſie Pelzwerke und andre Handelswaaren hatten.

Da die Felle des Rothwildes jetzt gerade ſo beſchaffen waren, wie ſie zur Kleidung tauglich ſind, ſo mußten wir ſo viele zu bekommen ſuchen, als wir zu einem warmen Winteranzuge brauchten. Eine erwachſene Perſon hat, je nachdem ſie kleiner oder größer iſt, die beſten Stücke von acht bis elf ſolchen Fellen nöthig; man kann alſo leicht denken, daß ich nun wieder eine ſehr beträchtliche Laſt aufladen mußte, die ſich indeß noch ziemlich bequem tragen ließ. Aber unglücklicher Weiſe half es mir nichts, daß ich ſie einige Wochen lang trug. Da wir in unſrer eigentlichen Geſellſchaft keine Weiber hatten, ſo konnte uns niemand die Felle in Stand ſetzen; und die übrigen Indianer waren ſo ungefällig, daß ſie dieſelben weder für andre, ſchon fertige von geringerem Werthe eintauſchen wollten, noch ihren Weibern erlaubten, ſie für uns zu bereiten. Zwar ſagten ſie zu ihrer Entſchuldigung: ihre Weiber hätten immer für ſie und ihre Familien zu thun; aber das war ungegründet. Eigentlich rührte ihre Ungefälligkeit davon her, daß ſie nur allzu wohl wußten, in welchen dürftigen Umſtänden ich mich befand, und daß ich gar nichts hatte, womit ich ſie für ihre Mühe belohnen konnte. Nein, ich habe nie Menſchen angetroffen, die ſo wenig Humanität, und ſo wenig Theilnahme bei der Noth ihrer Mitgeſchöpfe geäußert hätten! Zwar ſcheinen ſie große Liebe zu ihren Weibern und Kindern zu haben; doch über das Unglück jeder andren Perſon, die nicht nahe mit ihnen verwandt iſt, lachen und ſpotten ſie nur.

Dieſes Betragen der Indianer machte unſre Lage ſehr unangenehm; denn der Herbſt rückte heran, und die Kälte wurde uns, weil wir keine gehörigen

Kleidrr hatten, ſehr empfindlich. Auch von der unfreundlichen Witterung litten wir ſehr, weil es uns an einem Zelte fehlte. Mein Wegweiſer war von allen dieſen Unannehmlichkeiten frei, da er ſich einen vollſtändigen, warmen Anzug verſchafft hatte; auch beſaß er, da eins von ſeinen Weibern ſchon lange vorher zu uns gekommen war, ein Zelt und alles Andre, deſſen er, bei ſeiner Art zu leben, bedurfte. Um uns bekümmerte er ſich aber nicht im Mindeſten, ſondern hatte ſich ſchon einige Zeit vorher gänzlich von unſrer Geſellſchaft getrennt. Zwar trug er noch den größten Theil unſres ganzen Ueberreſtes von Pulver und Blei; aber nie half er uns Lebensmittel anſchaffen. Indeß, da es Rothwild in Ueberfluß gab, ſo war mir ſeine Nachläſſigkeit in dieſem Stücke ziemlich gleichgültig. Uebrigens wurde unſre Lage noch dadurch verſchlimmert, daß die meiſten der nördlichen Indianer, die ſich in unſrer Geſellſchaft befunden hatten, jetzt ſchon voran gegangen waren, weil wir ihnen aus Mangel an Schneeſchuhen nicht nachkommen konnten.

Am 20ſten September, Abends, kam von Weſten her ein berühmter Anführer, Nahmens Matonabbi, zu uns: eben der, deſſen in meiner Inſtruktion erwähnt wird. Auch er wollte mit ſeinem Gefolge, oder ſeinem Trupp, Pelzwerk und andre Handelswaaren nach dem Prinz von Wallis-Fort bringen. In ſeiner Jugend hatte er ſich mehrere Jahre in dieſem Fort aufgehalten, und konnte ſich nicht allein in der Sprache der ſüdlichen Indianer vollkommen ausdrücken, ſondern wußte durch häufigen Umgang mit den Bedienten der Kompagnie auch etwas Engliſch. Er war es, der die neueſten Nachrichten von dem Kupfergruben-Fluſſe gegeben, und dadurch die von mir unternommene Reiſe veranlaßt hatte.

Dieſer Fremde verpflichtete mich ſehr durch ſeine Dienſtfertigkeit. Sobald er unſre Noth erfuhr, ließer unſre Felle für meine ſüdlichen Indianer bereiten, und verſah mich ſelbſt mit einem guten, warmen Kleide von Seeotter- und andren Fellen. Schneeſchuhe konnte er uns nicht verſchaffen, da wir uns jetzt in der holzleeren Gegend befanden; aber er wies uns zu einem kleinen Fluſſe hin, bei dem etwas Holz wuchs. Dies, ſagte er, wäre freilich nicht das beſte; indeß könnten wir uns doch zum einſtweiligen Gebrauche Schneeſchuhe und Schlitten daraus verfertigen, die uns auf unſrer noch übrigen Reiſe ſehr zu Statten kommen würden. Wir brachten verſchiedne Nächte in Matonabbi's Geſellſchaft zu. Da Lebensmittel in Ueberfluß vorhanden waren, ſo gab er mir einen großen Schmaus in der Manier der ſüdlichen Indianer, wobei ſtark und gut gegeſſen, nachher aber geſungen und getanzt wurde. Bei dieſer Beluſtigung ſpielten meine Hauswächter-Indianer eine beträchtliche Rolle, da ſie Beide unter ihrem Stamme angeſehene Leute, und Matonabbi'n ſehr wohl bekannt waren. Von den übrigen nördlichen Indianern wurden ſie freilich nicht geachtet; und das iſt denn in der That nicht zu verwundern, wenn man daran denkt, daß bei den Nordamerikaniſchen wilden Völkerſchaften der Werth eines Mannes immer nach ſeiner Geſchicklichkeit im Jagen beurtheilt wird. Da nun meine beiden ſüdlichen Indianer von dieſer keine ſonderliche Proben zeigten, ſo achteten die nördlichen ſie um nichts mehr, als ihre eigenen Landsleute von gleich mittelmäßigen Talenten *).

*) Die Nordamerikaniſchen Wilden ſchätzen den Menſchen nur nach ſeiner Geſchicklichkeit und Thätigkeit in Geſchäften, die für ſie wichtig ſind; und darin ſind ſie klüger,

Matonabbi fragte mich bei einer Unterredung ſehr ernſtlich: ob ich noch eine andre Reiſe zur Entdeckung des Kupfergruben-Fluſſes unternehmen wollte. Als ich ihm antwortete: allerdings, ſobald ich nur beſſere Wegweiſer bekommen könnte, als ich bisher gehabt hätte; ſagte er mir: er wäre ſehr gern zu dieſem Dienſte bereit, wenn der Gouverneur des Fort ihn dazu brauchen wollte. Ich verſicherte ihm, man würde ſein Anerbieten mit Vergnügen annehmen; und da ich ſchon alle die Mühſeligkeiten erfahren hätte, die wir bei einem künftigen Verſuche bevorſtänden, ſo wäre ich entſchloſſen, die Entdeckung, ſelbſt mit Gefahr meines Lebens, zu machen. Matonabbi erwiederte hierauf: nach allem, was er von ſeinen Landsleuten, den ſüdlichen Indianern, und mir ſelbſt gehört hätte, würde ich wahrſcheinlich auf der ganzen Reiſe nicht ſo viele Mühſeligkeiten zu erdulden haben, als ich bisher ſchon auf dem dritten Theile des Weges erduldet hätte.

Unſer ganzes Unglück ſchrieb er dem übeln Benehmen unſrer Wegweiſer zu, und außerdem dem Umſtande, daß wir, dem Willen des Gouverneurs gemäß, keine Weiber mitgenommen hatten. „Das, ſagte er, hat hauptſächlich euren Mangel verurſacht; denn, wenn alle Männer ſchwer beladen ſind, ſo können ſie weder weit genug auf die Jagd ausgehen, noch ſchnell genug reiſen. Und haben ſie ja einmal im Jagen Glück: — wer ſoll das Geſchoſſene fortbringen? Die Weiber ſind zur Arbeit geſchaffen; Eine von ihnen kann eben ſo viel tragen oder ziehen, wie zwei Männer. Sie ſchlagen auch unſre Zelte auf, machen unſre Kleider, beſſern ſie aus, und hal-

als die meiſten Europäer, von denen ſehr oft auch reiche Müßiggänger und ähnliche ſchlechte Leute, wenigſtens äußerlich, geehrt werden. F.

ten uns des Nachts warm. Kurz, in unſrem Lande kann man ſie bei einer langen oder weiten Reiſe ſchlechterdings nicht entbehren. Sie thun Alles, und koſten doch nur wenig; denn da ſie immer kochen müſſen, ſo können ſie ſich in kümmerlichen Zeiten allenfalls damit ſättigen, daß ſie ſich die Finger ablekken.“ So ſeltſam Matonabbi's Aeußerungen dem Leſer ſcheinen mögen, ſo ſind ſie doch eine treue Schilderung von dem Zuſtande der Weiber in dieſem Lande *). Wenigſtens ſcheint es ſo, als ob ſie nicht viel koſteten; da ſie aber immer die Lebensmittel zu tragen haben, ſo iſt es mehr als bloß wahrſcheinlich, daß ſie ſich in Abweſenheit ihrer Männer ſchadlos halten.

Am 23ſten, früh Morgens, ging ich mit meinen beiden Gefährten und zwei oder drei nördlichen Indianern nach Oſten. Matonabbi ſetzte mit ſeiner Mannſchaft den Weg nach der Faktorei fort; doch verſprach er mir, ſo langſam zu reiſen, daß wir ihn wieder einholen könnten. In zwei Tagen kamen wir an den Ort, wohin er uns gewieſen hatte. Wir fingen ſogleich an, uns Schneeſchuhe und Schlitten zu verfertigen; aber ungeachtet des angeſtrengteſten Fleißes konnten wir ſie doch nicht eher als in vier Tagen fertig bekommen. Am 1ſten November ſetzten wir endlich unſre Reiſe nach der Faktorei wieder fort; und am 6ten kamen wir zu Matonabbi und ſei-

*) Nicht nur bei den Nord-Amerikaniſchen Wilden, ſondern bei allen noch ganz unkultivirten Völkern werden die Weiber faſt nur als bloße Laſtthiere angeſehen und behandelt. Mit der fortſchreitenden Bildung der Nationen, verbeſſert ſich auch die Lage der Weiber. Dieſe können aber, wenn die Achtung für ſie am Ende übertrieben wird, ganze Reiche zerrütten, wovon uns die neueſte Geſchichte Beiſpiele gegeben hat. Die Achtung für ſie ſollte alſo, wie die Verfeinerung ganzer Nationen, in gewiſſen Gränzen bleiben. F.

nen Leuten. Wir blieben mehrere Tage in ſeiner Geſellſchaft; und immer fand ich, daß er der gefälligſte, freundlichſte und verſtändigſte unter allen Indianern war, die ich jemals geſehen hatte. Für einen Indianer wußte er auch ſehr viel, und ſtand daher in allgemeiner Achtung.

Einige Zeit lang hatten wir noch Rothwild in ziemlichem Ueberfluß. Aber, als ich Matonabbi'n etwas Pulver und Blei zu ſeinem eignen Gebrauche geben wollte, fand ich zu meinem Erſtaunen, daß mein Wegweiſer Konne-e-queſe ſehr viel verſchwendet oder auch veruntreuet hatte. Es waren nur noch zehn Kugeln und etwa drei Pfund Pulver übrig; ſo daß wir uns, lange vor unſrer Ankunft in dem Fort, genöthigt ſahen, einen Eismeißel in viereckige Stücke zu zerhacken und dadurch den Mangel an Kugeln zu erſetzen. Es iſt indeß gefährlich, Stückchen Eiſen aus ſolchen ſchwachen Läufen, wie zum Handel nach der Hudſons-Bay gebracht werden, abzuſchießen. Dieſe Läufe ſind leicht, folglich für Engländer und Indianer auf langen Reiſen ſehr bequem, auch ſtark genug für Schrot oder bleierne Kugeln, aber nicht für ſolche Ladungen, wie die erwähnte. Starke Vogelflinten würden übrigens für das mühſame Jagen in jenem Lande zu ſchwer ſeyn, und auch, da ſie viel weitere Läufe haben, doppelt ſo viel Pulver und Blei erfordern; was denn, für die Indianer wenigſtens, ein ſehr bedeutender Umſtand wäre.

Ich blieb bis zum 20ſten in Matonabbi's Geſellſchaft. Das Rothwild fing jetzt an ſo ſelten zu werden, daß wir kaum eine friſche Spur davon zu ſehen bekamen. Da wir nur noch einige Tagereiſen bis zum Fort hatten, ſo rieth mir Matonabbi, meinen Weg mit aller nur möglichen Eil fortzu-

ſetzen, während daß er und ſeine Gefährten gemächlich nachfolgen wollten. Dem gemäß machte ich mich am 21ſten mit einem ſüdlichen und drei nördlichen Indianern auf. Dieſe Nacht blieben wir an der Südſeite des Eier-Fluſſes (Egg-River); aber am folgenden Morgen, ſchon lange vor Tagesanbruch, kamen ſo heftige Windſtöße mit Schnee, daß wir ſchlechterdings kein Feuer anzünden konnten. Es war keine gute Waldung in der Nähe, die uns hätte Schutz geben können; deshalb beſchloſſen wir, unſren Weg fortzuſetzen, beſonders da wir den Wind im Rücken hatten. Obgleich die Witterung unten ſehr übel war, ſo konnten wir doch öfters den Mond, bisweilen auch Sterne, ſehen, und uns bei unſrem Wege darnach richten. So gingen wir den ganzen Tag fort; und erſt nach zehn Uhr Abends kamen wir zu einem kleinen Gebüſche.

Zwar mußten wir bei mehreren Stellen mit Strauchholz vorbei gekommen ſeyn, das uns einigen Schutz hätte geben können; aber der Wind blies ſo ſtark, und jagte ſo außerordentlich dicken Schnee vor ſich her, daß wir den ganzen Tag über nicht zehn Schritte weit vor uns ſehen konnten. Zwiſchen 7 und 8 Uhr Abends war mein Hund, ein ſehr ſchätzbares Thier, todt gefroren, ſo daß ich mich genöthigt ſah, ſeinen (ganz und gar nicht leichten) Schlitten zu ziehen. Zwiſchen 9 und 10 Uhr kamen wir zu einem kleinen Regen- oder Winterſtrom (creek), und, als wir ungefähr drei Viertelmeile längs ihm hin gegangen waren, zu einem großen Gebüſche von hohen Weiden und zwei oder drei Partieen von alten Zeltſtäben. Da wir große Ermüdung fühlten, ſo beſchloſſen wir, dieſe Nacht nicht weiter zu gehen, und trafen ſogleich Anſtalten, uns ſo gut, als die Lage des Ortes und unſre Materialien es erlaubten, ge-

gen die Witterung zu beſchützen. Unſre Arbeit beſtand bloß darin, daß wir ein Loch in den Schnee gruben und einige Hirſchfelle vor dem Winde befeſtigten. Als dies geſchehen war, verſahen uns die alten Zeltſtangen hinlänglich mit Brennholz. Kaum hatten wir unſre Arbeit vollendet, ſo legte ſich der Sturm; wir ſahen den Mond und auch ein ſehr glänzendes Nordlicht, ſo daß wir uns wahrſcheinlich auf morgen recht gute Witterung verſprechen konnten. Nach einer reichlichen Mahlzeit von Wildbret, deſſen wir bis zu unſrer Ankunft im Fort noch genug hatten, legten wir uns nieder und ſchlieſen ein wenig. Am folgenden Tage, der ſehr ſchön und hell, obgleich außerordentlich ſcharf war, ſetzten wir unſre Reiſe früh Morgens fort, und Abends hielten wir auf der Südoſt-Seite des Robben-Fluſſes an. Wir würden eine viel längere Tagereiſe gemacht haben, wenn uns nicht bald nach dem Aufbruche eine Reihe unordentlicher Felſen aufgehalten hätte, die wir ohne einen großen Umweg nicht vermeiden konnten. Es war ein großes Glück, daß wir am vorigen Abend nicht noch zwei oder drei Engliſche Meilen mehr gemacht hatten. Wären wir bei Nacht in dieſe gefährliche Gegend gekommen, ſo hätten wir uns nothwendig verirren, oder wohl gar den Tod finden müſſen; denn ſelbſt bei hellem Tage, und bei aller nur möglichen Vorſicht, konnten wir nur ſchwer mit geſunden Gliedern wieder herauskommen. Bei Nacht wäre das in der That faſt unmöglich geweſen.

Am 25ſten, Nachmittags, kamen wir, nach einer Abweſenheit von 8 Monathen und 22 Tagen, wieder in dem Prinz von Wallis-Fort an.

Viertes Kapitel.

Vorfälle während meines Aufenthaltes im Fort, und Antritt meiner dritten Reiſe, bis zur Ankunft bei dem Clowey, wo im May 1771 Kanots gebauet wurden.

Nach meiner Ankunft im Fort zeigte ich dem Gouverneur an, daß Matonabbi ſo nahe wäre; und am 28ſten November kam dieſer ſelbſt. Ob ich gleich bei meinen zwei erſten unglücklichen Verſuchen ſo viele Mühſeligkeiten zu ertragen gehabt hatte, ſo ließ ich mich dennoch zu dem dritten nicht erſt auffordern, ſondern erbot mich dazu von freien Stücken. Man gab mir auch keine abſchlägige Antwort, da man ſich nunmehr auf meine Geſchicklichkeit und auf meinen Muth bei Schwierigkeiten wohl verlaſſen konnte.

Ich nahm Matonabbi'n zu meinem Wegweiſer an. Er ſetzte mir mit einer Geläufigkeit und Präciſion, die man bei den Indianern eben nicht oft findet, die Urſachen aus einander, weshalb ich bei meinen erſten beiden Verſuchen ſo unglücklich geweſen wäre. Zugleich gab er den Plan an, den er befolgen wollte. Dieſer Plan machte ſeinem Scharfſinn, ſeiner Beurtheilungskraft, große Ehre, und zeigte, daß er ein Mann von vielem Beobachtungsgeiſte war, der auf Ort und Jahreszeit Rückſicht zu nehmen wußte, und Alles überdachte, was eine Reiſe in dieſer öden Weltgegend erleichtern oder erſchweren konnte.

Ich machte nun ſogleich Anſtalten zu meiner Abreiſe. Der Gouverneur Herr Norton war aber durch den Handel mit einem großen Trupp Indianer ſo ſehr beſchäftigt, daß er mir meine Verhaltungsbefehle nicht eher als am 1ſten December geben konnte. Hierbei darf ich wohl erwähnen, daß er mir wieder einige von den Hauswächter-Indianern, ſeine Anverwandten *), aufdringen wollte, und zwar bloß in der Abſicht, daß es dann heißen möchte, ſie hätten auf meiner Reiſe Sorge für mich getragen. Ich hatte aber dieſe Leute bei meinen früheren Verſuchen ſo wenig nützlich gefunden, daß ich mich ſchlechterdings weigerte, einige von ihnen mitzunehmen. Dadurch fand ſich denn Herr Norton ſo ſehr

*) Herr Norton war ein Indianer, und im Prinz von Wallis-Fort geboren. Er hatte ſich neun Jahre in England aufgehalten und, in Betracht der geringen Summe, welche auf ſeine Erziehung verwendet worden war, ſich recht gute Kenntniſſe erworben. Als er wieder nach der Hudſons-Bay zurückkam, fiel er bald in alle die abſcheulichen Laſter ſeiner Landsleute. Er hielt ſich fünf bis ſechs der ſchönſten Indianiſchen Mädchen, die er nur finden konnte. Ungeachtet ſeines eignen Hanges zu dem weiblichen Geſchlechte, that er doch Alles, was nur in ſeinen Kräften ſtand, um zu verhüten, daß kein Europäer Umgang mit Indianerinnen hätte. Für ſein Vaterland und ſeine Freunde war er ſo partheiiſch, daß er einen ihrer Lieblingshunde mit mehr Achtung behandelte, als ſeinen erſten Officianten. Unter ſeinen elenden, unwiſſenden Landsleuten galt er für einen Arzeneiverſtändigen, und immer trug er eine Schachtel mit Gift bei ſich, um denen, die ihm ihre Weiber oder Töchter abſchlugen, eine Doſis beibringen zu können. Bei allen dieſen üblen Eigenſchaften, gab er ſich die größte Mühe, Andren Tugend, Moralität und Enthaltſamkeit einzuſchärfen. Er ſchilderte die Eiferſucht und Rachgierde der Indianer mit den ſchwärzeſten Farben, ſo oft ein Verſuch gemacht worden war, die Keuſchheit ihrer Weiber oder Töchter zu verletzen. Ein Mann von feſt gegründeter Tugend hätte vielleicht mit ſolchen Predigten etwas bewirkt; aber aus dem Munde eines Mannes, der ganz offenbar alle göttlichen und menſchlichen Geſetze verachtete, wurden ſie immer nur mit Unwillen gehört. — Seine Zimmer waren nicht bloß bequem, ſondern auch elegant, und beſtändig voll

beleidigt, daß er es mir nie vergab, und nach meiner Rückkehr alles, was er nur konnte, that, mir das Leben zu verbittern. Indeß muß ich zu ſeiner Ehre ſagen, daß er unter ſeiner Privat-Feindſchaft das allgemeine Beſte nicht leiden ließ; denn ich wurde mit Pulver und Blei und mit allen andren Artikeln verſehen, von denen Matonabbi glaubte, daß wir ſie brauchen könnten. Auch bekam ich wieder einen kleinen Vorrath von leichten Handelswaaren zu Geſchenken für die weit entfernten Indianer.

Als ich endlich am 7ten December meine Inſtruktion (die nichts Neues enthielt, ſondern ſich nur auf die frühere bezog) bekommen hatte, trat ich meine dritte Reiſe an, und hatte, für dieſe Jahreszeit, einige Tage ziemlich mildes Wetter. Eins von Matonabbi's Weibern war krank; wir mußten daher ſo langſam reiſen, daß wir erſt am 13ten zu dem Robben-Fluſſe kamen. Jetzt verließen uns zwei Männer mit ihren Weibern; ihre Laſten wurden nun unter meine übrigen Leute vertheilt, und erſchwerten

Lieblings-Indianer. Des Nachts verſchloß er die Thüren, und legte die Schlüſſel unter ſein Kopfküſſen; daher war denn Morgens ſein Speiſeſaal, weil es an gewiſſen Nothwendigkeiten gefehlt hatte, gemeiniglich noch ärger als ein Schweineſtall. — Mit den Jahren nahm ſeine Eiferſucht zu, und wirklich vergiftete er zweie von ſeinen Weibern, weil er glaubte, daß ſie mehr Neigung zu andren, jüngeren, Mannsperſonen hätten. Er war ein ſehr bekannter Contrebandier; doch, ob er gleich den Schiffs-Kapitainen viele Tauſende zuwendete, ſo ſteckte er doch ſelten einen Schilling in ſeine eigne Taſche. — Er ſtarb den 29ſten December 1773 an einer Entzündung der Eingeweide. Bei aller ſeiner Marter blieb er doch bis an ſein Ende eiferſüchtig. Noch einige Minuten vor ſeinem Tode, ſah er von ungefähr, daß ein Offizier eins von ſeinen Weibern, das am Feuer ſtand, bei der Hand faßte. Er brüllte, ſo laut er in ſeinen Umſtänden nur konnte: „hol Euch der T-l! Bleib ich leben, ſo ſchlag' ich Euch das Gehirn ein!“ Wenige Minuten nach dieſer ſchönen Apoſtrophe ſtarb er unter dem entſetzlichſten Todeskampfe, den man ſich nur denken kann. A. d. V.

dieſen ihre Arbeit ſehr beträchtlich, beſonders da Matonabi's Frau ſo krank war, daß ſie in einem Schlitten gezogen werden mußte.

Weil wir nur wenig Roth- und andres Wild fanden, und nicht wußten, wie lange es noch dauern könnte, ehe wir mehr anträfen, ſo machten meine Indianer täglich einen ſo weiten Weg, als ihre Laſten und andre Umſtände es ihnen erlaubten. Am 16ten kamen wir zu dem Eier-Fluſſe, wo Matonabbi und meine übrigen Leute auf ihrer Reiſe nach dem Fort einige Lebensmittel und andre Bedürfniſſe ſo gut verſteckt hatten, daß ſie nicht von wilden Thieren gefunden werden konnten. Aber zu ihrem großen Mißvergnügen fanden ſie, daß einige von ihren Landsleuten, mit denen der Gouverneur zuerſt gehandelt und die er nachher entlaſſen, ihnen alle ihre Lebensmittel und auch einige ihrer nützlichſten Werkzeuge geſtohlen hatten. Dieſer Verluſt war ſehr empfindlich, da es an allen Arten von Wild gänzlich fehlte, und da die Indianer mit dem Hafermehl und andren in dem Fort ihnen gegebenen Lebensmitteln nicht ſo ökonomiſch umgegangen waren, als ſie wahrſcheinlich gethan haben würden, wenn ſie ſich nicht feſt darauf verlaſſen hätten, an dieſem Orte einen Vorrath zu finden. Meine Gefährten ertrugen indeß dieſen Verluſt mit der größten Standhaftigkeit, und ich hörte auch nicht einen Einzigen von ihnen nur im Mindeſten mit Rache an den Thätern drohen. Der Vorfall that weiter keine Wirkung, als daß wir unſren Marſch ſo viel als möglich beſchleunigten, und einige Zeit lang jedesmal vom Morgen bis zum Abend gingen. Da aber die Tage kurz, unſre Schlitten ſchwer, und der Weg zum Theil ſehr übel war, ſo machten wir ſelten über ſechzehn bis achtzehn (Engl.) Meilen, und an manchen Tagen nicht einmal ſo viel.

Am 18ten gingen wir N. Weſtlich, einen kleinen Bach (creek) hinauf, der ſich in den Eier-Fluß ergießt, und ſahen Spuren von vielem Rothwild, das wenige Tage vorher durch dieſe Gegend gekommen war. Eine friſche Spur zeigte ſich freilich nirgends; indeß hatten einige Indianer, die ganz neuerlich hier durch gereiſt waren, mehr geſchoſſen, als ſie brauchten, und ſo fanden wir denn an ihrem Lagerplatze mehrere Stücke gutes Fleiſch. Zwar reichte das nur zu Einer guten Mahlzeit hin; doch war es uns ſehr willkommen, da wir ſchon ſeit vielen Tagen ſo großen Mangel gehabt hatten.

Am 19ten gingen wir weiter nach Nordweſten über eine gänzlich holzleere Gegend, und hatten bis zum 27ſten faſt gar nichts zu eſſen. Zwar kamen wir ſchon den 26ſten an etwas Holzung, und ſahen einige Hirſche, von denen meine Indianer einen ſchoſſen; wir lagen aber ſo weit von der Stelle, wo dies geſchah, daß es bis zum folgenden Tage währte, ehe das Fleiſch zu den Zelten gebracht werden konnte. Die Indianer ſchlugen mir vor, einen Tag hier zu bleiben, und zwar unter dem Vorwande, daß ſie ihre Schlitten und Schneeſchuhe ausbeſſern wollten; doch daran wurde, als ich einwilligte, wenig gedacht: es lag ihnen am Eſſen, womit ſie denn auch den ganzen Tag über nicht aufhörten. Wir hatten ſeit vielen Tagen großen Mangel gelitten, und ſeit den drei letzten weiter nichts genoſſen, als eine Pfeiſe Taback und einen Trunk Schneewaſſer. Da wir nun überdies täglich vom Morgen bis zum Abend gingen und Alle ſchwer beladen waren, ſo mußte es uns wohl natürlicher Weiſe zuletzt an Kräften fehlen. Nie habe ich das Weihnachtsfeſt ſo traurig verlebt; und wenn ich daran dachte, welchen Ueberfluß und welche köſtliche Speiſen man jetzt anderswo hätte, ſo konnte ich

nicht

nicht umhin, mich wieder nach Europa, allenfalls nur zu den Ueberbleibſeln von dem Tiſche irgend eines Bekannten, hin zu wünſchen. Meine Indianer blieben indeß guten Muthes; und da wir nun faſt ganz über die holzloſe Gegend weg waren, auch einige friſche Spuren von Rothwild bemerkten, ſo hofften ſie ſchon, das Schlimmſte wäre für dieſen Winter überſtanden, und wir würden nun bald Wild von mancherlei Art in Ueberfluß haben.

Am 28ſten ſetzten wir unſre Reiſe nach Weſten fort, und kamen durch dicke, aber niedrige Holzungen. Dieſe beſtanden hauptſächlich aus übel gewachſenen, verkrüppelten Fichten und kleinen zwergartigen Wachholdern, zwiſchen denen hier und da, beſonders an Teichen und Sümpfen, kleine Weidenbüſche wuchſen. Zwiſchen den Felſen und an den Seiten der Hügel ſtanden übrigens auch einige kleine Pappeln.

Am 30ſten kamen wir an die Oſtſeite des Inſel-Sees. Hier ſchoſſen die Indianer zwei große Hirſchböcke; aber ihr Fleiſch konnte, da die Brunſtzeit eben erſt vorüber war, nur von Leuten genoſſen werden, die gar nichts Andres hatten. Abends wurde Matonabbi ſehr krank; und, nach allen Symptomen, rührte das von der ungeheuren Menge Fleiſch her, die er am 27ſten gegeſſen hatte: denn ſeitdem war ihm immer nicht recht wohl geweſen. Solche Unpäßlichkeiten ſind bei den Indianern etwas ſehr Gewöhnliches, wenn ſie in einer einzigen Mahlzeit ſo viel verzehrt haben, daß ſechs Menſchen von mäßigem Appetit daran genug hätten; aber keiner von ihnen will zugeben, daß ihr übles Befinden davon herrühre. Sie ſagen: das geringſte Thier wiſſe ja, wenn ſein Hunger geſtillt ſey, und höre dann auf zu freſſen. Dies iſt aber eine ganz falſche Behauptung;

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
4.0
2.0
1.8
1.0

denn ihnen und allen ſüdlichen Indianern iſt ſehr wohl bekannt, daß der ſchwarze Bär, der ſich doch wegen ſeiner Größe und ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches mit Fug und Recht zu den anſehnlichen Thieren zählen läßt, ganz und gar nicht weiß, wenn ſein Hunger geſtillt iſt. Im Sommer, wenn die Kranichbeeren reif ſind, verſchlingt er nehmlich ſo viele auf einmal, daß er oft, und ſogar täglich, eine ganze Menge unverdauet wieder von ſich giebt; und gleich nachher fängt er wieder an eben ſo gierig zu freſſen *).

So gefräßig aber die nördlichen Indianer bisweilen ſind, ſo können ſie doch auch den Hunger mit einer Standhaftigkeit ertragen, „die ſich," wie Herr Ellis einmal bei Gelegenheit der ſüdlichen Indianer ſagt, „leichter bewundern als nachahmen läßt." Mehr als Einmal habe ich die Indianer nach einem drei- oder viertägigen Faſten ſo heiter und ſcherzhaft geſehen, als hätten ſie es ſich freiwillig auferlegt. Sie fragten einander dann in den deutlichſten Ausdrücken und in der fröhlichſten Laune: ob ſie nicht Luſt zu einem Liebeshandel mit dem oder jenem fremden Weibe hätten. Ich muß geſtehen, daß mir ſolche Beiſpiele oft ſehr nützlich waren, da ſie mich bei gutem Muthe erhielten, und mir eine Standhaftigkeit gaben, die ich bei einem andren Benehmen der Indianer gewiß nicht gehabt hätte.

*) Der ſchwarze Amerikaniſche, oder, wie man ihn ſonſt auch nennt, Virginiſche Bär, (Urſus americanus L.), iſt nur an den Backen und der Unterkehle roſtfarbig, übrigens wirklich ganz ſchwarz. Kopf und Ohren ſind an ihm länger als an den Bären im nördlichen Europa und Aſien. Sein Haar iſt lang und ſehr glänzend. Er brummt nicht ſondern heult nur. Vorzüglich lebt er von Früchten, Beeren, Wurzeln, Eicheln und Fiſchen. Er iſt an 7 Fuß lang, wiegt gegen 400 Pfund, und iſt gemeiniglich ſo fett, daß man an 60 Pinten Schmalz von ihm bekommt. F.

Am 31ſten gingen wir ungefähr vierzehn Meilen nach Weſten, und zwar über den Inſel-See. Matonabbi war heute ſo krank, daß er den ganzen Tag in einem Schlitten gefahren werden mußte; doch am folgenden Morgen hatte er ſich ſchon ſo weit wieder erholt, daß er gehen konnte. Wir gingen nun auf eben dem See ungefähr noch ſechzehn Meilen weiter, und kamen an zwei Zelte, worin die übrigen Weiber und Familien meiner Wegweiſer die Rückkehr ihrer Männer und Väter von dem Fort abgewartet hatten. Es waren mehr als zwanzig Weiber und Kinder in den Zelten, und nur zwei Männer. Da es dieſen an Schießgewehr fehlte, ſo konnten ſie ſich und die Weiber nur durch Fiſchen und den Fang einiger Kaninchen erhalten. Die letztern waren ſelten; die erſtern aber bekam man durch Netze und Angeln leicht und in beträchtlicher Anzahl. In den Netzen fing man gemeiniglich Schnäpel, Hechte und Barben; mit den Angeln aber bloß Forellen, Hechte, Stichlinge (burbut; Gaſteroſteus L. ?), und einen kleinen Fiſch, den die Engländer irrig Schlei, die ſüdlichen Indianer aber den gezähnten Schnäpel nennen. Dieſer gemeiniglich ſehr fette Fiſch von feſtem Fleiſche, iſt ſehr wohlſchmeckend. Selten wird er über einen Fuß lang *).

Da, außer Matonabbi, jetzt noch ein andrer Mann ſich nicht wohl befand, ſo lagen wir am 2ten Januar 1771 ſtill; doch am 3ten gingen wir ungefähr 7 Meilen weiter nach N. W., und zwar die erſten 5 noch über den erwähnten See.

*) Der Verfaſſer giebt hier noch eine kurze Beſchreibung; ſie iſt aber nicht hinreichend den Fiſch näher zu beſtimmen, und wird daher in der Ueberſetzung weggelaſſen. F.

Der Inſel-See iſt (nahe bei ſeiner Mitte) in 60° 45′ N. Br., und 102° 25′ W. L. von London. Da, wo wir hinüber gingen, beträgt ſeine Breite ungefähr 35 Meilen; von N. Oſten nach S. Weſten aber weit mehr. Er iſt ganz voll von Inſeln, die ſo nahe bei einander liegen, daß es das Anſehen bekommt, als ob eine Menge von Flüſſen und kleinen Bächen ſich unordentlich durch einander hin ſchlängelten. Die Eingebornen wiſſen, daß er zu Anfange des Winters äußerſt fiſchreich iſt. Die meiſten Weiber und Familien der nördlichen Indianer, welche im Oktober und November das Prinz von Wallis-Fort beſuchen, pflegen ſich an verſchiedenen Orten bei und in dieſem See aufzuhalten und die Rückkehr derſelben abzuwarten; hier haben ſie nehmlich, ſelbſt wenn es ihnen an Pulver und Blei fehlt, nicht leicht Mangel an Lebensmitteln zu befürchten: was denn natürlicher Weiſe ein ſehr wichtiger Umſtand iſt. Der See bekommt von mehreren kleinen Flüſſen und Bächen auf ſeinem ſüdweſtlichen Ende reichliches Waſſer; und er ſelbſt hat dann ſeinen Abfluß durch andre kleine Flüſſe, die nach N. Oſten fließen, und von denen der beträchtlichſte Nemace-a-ſeepee-a-ſiſh, oder der kleine Fiſchfluß, genannt wird. Viele von den Inſeln ſind, ſo wie das Land rings um den See her, mit Zwergbäumen bewachſen, hauptſächlich mit Fichten, zwiſchen denen man aber hin und wieder auch Lärchenbäume und kleine Birken ſieht. Das Land iſt, wie alles andre nördlich ovm Robben-Fluſſe, bergig und felſig. Dieſe Berge ſind zwar nicht hoch; da ſie indeß nicht bis oben bewachſen ſind, ſo ragen ihre mit Schnee bedeckten Gipfel weit über die Bäume hervor, die hin und wieder auf ihren Seiten ſtehen.

Wir gingen nun in unſrer gewöhnlichen Richtung, zwiſchen W. und N. W., weiter, und hatten nichts weniger als Ueberfluß an Lebensmitteln, bis zum 16ten, wo die Indianer zwölf Stück Rothwild ſchoſſen. Nun nahmen wir uns vor, einige Tage hier liegen zu bleiben, um wieder etwas Fleiſch zu dörren und zu pülvern.

Als wir dies gethan, und auch unſre Schlitten und Schneeſchuhe ausgebeſſert hatten, ſetzten wir am 22ſten unſre Reiſe in nördlicher Richtung fort. Nachmittags begegneten wir einem fremden Indianer, der eins von Matonabbi's Weibern unter ſeiner Aufſicht hatte. Er rauchte nur einige Pfeifen Taback mit ſeinen Freunden, und kehrte ſchon in einer Stunde wieder zu ſeinem Zelte zurück, das nicht weit von unſrem Lagerplatze ſeyn konnte, da die Frau und ihre beiden Kinder ſchon den nächſten Morgen, ehe wir unſer Zelt abgebrochen hatten, zu uns kamen. Dieſe Leute waren die erſten Fremden, die wir ſeit unſrer Abreiſe von dem Fort, auf einem Wege von mehreren hundert Meilen, angetroffen hatten: ein ſichrer Beweis, wie wenige Menſchen in dieſen Gegenden leben! Die Eingebornen wiſſen ſehr wohl, daß hier manche ſehr große Striche Landes nicht einmal Leuten, die bloß durchreiſen, Unterhalt geben können. Freilich haben faſt alle Flüſſe und Seen einige Fiſche; aber der Fang iſt ungewiß, und die Eingebornen verlaſſen ſich nicht gern auf ihn allein, da ſchon nur allzu oft viele hundert Menſchen, die es thaten, Hungers geſtorben ſind.

Am 3ten Februar befanden wir uns auf unſrem Wege nach W. N. W. ſo nahe an dem Rande der Wälder, daß wir gegen Norden ſchon die nackten Gegenden ſahen. Die Waldungen erſtreckten ſich nach Weſten; wir mußten daher unſre Richtung ändern,

um in ihnen, und dem Wilde in der Nähe, zu bleiben. Heute ſahen wir verſchiedne Fremden, von denen einige in unſrer Geſellſchaft blieben, andre aber ihren eignen Weg fortſetzten.

Am 6ten gingen wir über den Hauptarm des Cathawhachaga-Fluſſes, der hier ungefähr drei Viertelmeile breit iſt; und drei Meilen weiter kamen wir an den Coſſed-Whoie, oder Repphühner-See, wo wir, da es außerordentlich kalt war, unſer Lager für die Nacht aufſchlugen. Am folgenden Morgen gingen wir bei heiterem Himmel über dieſen See, der hier ungefähr vierzehn Meilen breit war, aber in der Richtung von S. S. Weſten nach N. N. Oſten viel breiter iſt. Die ſtrenge Kälte, die wir heute hatten, läßt ſich gar nicht beſchreiben; und die Eil, mit der wir über den See gingen, iſt beinahe unglaublich: die meiſten von meinen Leuten brauchten dazu noch nicht zwei Stunden; mehrere Weiber aber, die ſchwer beladen waren, viel längere Zeit. Einige Indianer hatten ſehr vom Froſte gelitten, doch niemand ſtärker, als eine von Matonabbi's Frauen. Ihre Schenkel und ihr Geſäß waren gewiſſermaßen mit Eis überzogen; und als dieſes aufthauete, entſtanden Blaſen, beinahe ſo groß, wie Schafblaſen. Außer ihren Schmerzen litt das arme Weib auch noch durch das Gelächter und die Spöttereien ihrer Gefährten, welche ſagten: es geſchähe ihr ganz recht dafür, daß ſie ſich ſo hoch aufgeſchürzt hätte. Ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt ſie eben nicht ſehr bemitleidete, da es mir immer ſo vorkam, als ob ſie einen hübſchen Fuß und ein wohlgeformtes Bein mit zu vieler Sorgfalt ſichtbar zu machen ſuchte. Immer konnte man ihre Strumpfbänder ſehen. Das wird nun zwar hier zu Lande nicht für unanſtändig gehalten; aber für die ſtrenge Kälte in

einer hohen Breite iſt es doch allzu luſtig. Ohne Zweifel dachten auch die übrigen Indianer bei ihrem Gelächter etwas Aehnliches.

Als wir das weſtliche Ufer des Rephühner-Sees erreicht hatten, ſetzten wir unſren Weg mehrere Tage nach W. S. Weſten fort. Rothwild war jetzt in Ueberfluß da, und die Indianer ſchoſſen es in Menge. Ob wir gleich öfters drei bis fünf Tage an einem Orte blieben, um die Beute von unſrer Jagd zu verzehren, ſo ließen wir doch faſt immer beträchtliche Quantitäten von Fleiſch liegen, weil wir es weder aufeſſen, noch mitnehmen konnten. Dieſes Verfahren iſt an Leuten, welche ein umherſtreifendes Leben führen und, nach ihren engen Begriffen, Alles für bloßen Zufall halten, gewiſſermaßen zu entſchuldigen. Da ſie nicht wiſſen, ob ſie dieſe oder jene Gegend zum zweitenmale beſuchen werden, ſo halten ſie es für ganz recht, wo ſie nun einmal ſind, ſo gut zu leben, als ſie können. Andre, die nach ihnen kommen, mögen dann auch ihr Glück verſuchen *).

Am 21ſten gingen wir über den The-whole-kyed-whole, oder den Schneevogel-See, der hier ungefähr zwölf bis dreizehn Meilen breit, aber von Norden nach Süden viel länger iſt. Da das Rothwild noch immer in Ueberfluß vorhanden war, ſo brachten wir viele Zeit damit hin, einiges zu jagen und zu verzehren. Matonabbi verſicherte mir,

*) Ich beziehe mich hier auf das, was ich S. 58. in der Anmerkung geſagt habe. Die umherirrende Lebensart der Nordamerikaniſchen Wilden macht, daß ſie in einer Art von Gefühlloſigkeit nur für den gegenwärtigen Augenblick leben. Doch endlich wird der Hunger ſie zwingen, ihre Lebensart zu verändern und ſich zum Anbau einiger Wurzeln, vielleicht auch des Getreides, zu entſchließen.

— Nichts iſt unbändiger, als der zürnende Hunger,
Der mit tyranniſcher Wuth, an ſich die Menſchen erinnert.
Odyſſee. G. VII. 216.

wir könnten die Zeit nicht beſſer nützen, da uns die Jahreszeit keinesweges erlaubte, in gerader Richtung nach dem Kupfergruben-Fluſſe zu reiſen. „Wenn der Frühling heranrückte,“ ſetzte er hinzu, „und wenn das Rothwild ſich nach der holzleeren Gegend hin zöge, ſo wollte er es ſchon ſo einrichten, daß wir gewiß bei guter Zeit an Ort und Stelle kämen.“

Am 2ten März lagerten wir uns an dem Whool-dyah'd-whoie, oder Hecht-See, nicht weit von dem Doo-baunt-whoie-Fluſſe; und am folgenden Tage fingen wir an hinüber zu gehen. Als wir ſieben Meilen weit gegangen waren, kamen wir zu einem großen Zelte mit nördlichen Indianern, die ſich ſeit dem Anfange des Winters hier aufgehalten, und dadurch, daß ſie Rothwild in einem Gehege (pound) fingen, Lebensmittel in Ueberfluß gehabt hatten. Die Art, wie die Indianer hierbei verfahren, iſt folgende: Sie ſehen ſich nach einer Spur um, wo eine Menge Wild gegangen iſt, und noch geht. Am tauglichſten ſind ſolche Spuren, wenn ſie über einen See, einen breiten Fluß, oder eine holzleere Ebne hinlaufen; und führen ſie etwa durch ein Gebüſch, wo man die Materialien zu dem Gehege gleich bei der Hand hat, ſo iſt es noch beſſer. Das Gehege, oder dieſen ſtarken Zaun, macht man von unbehauenen Bäumen und Strauchwerk, ohne alle Regelmäßigkeit, und ſo groß, als es den Arbeitern gerade beliebt. Ich habe einige geſehen, die eine Engliſche Meile im Umfang hatten, und man ſagte mir, daß andre noch größer wären. Der Eingang zu dieſem Gehege iſt nicht breiter, als ein gewöhnlicher Thorweg; und das Innere ſo mit kleinen, in mancherlei Richtungen laufenden, Hecken beſetzt, daß es beinahe einem Irrgarten gleicht. In jede Oeffnung

wird nun eine Schlinge gelegt, die aus wohl zuſammengedrehten Riemen von Hirſchhäuten beſteht und erſtaunlich ſtark iſt. Das eine Ende derſelben wird gewöhnlich an einem dort wachſenden Baume befeſtigt; wenn aber kein hinlänglich ſtarker da ſteht, ſo bedient man ſich einer loſen Stange, die indeß ſo groß iſt, daß ein Hirſch oder Reh ſie nicht weit fortſchleppen kann, ohne in dem übrigen Geſträuche hangen zu bleiben: dies bleibt nehmlich ſtehen, ausgenommen ſo viel, als man zu dem Zaune, den Hecken u. ſ. w. braucht.

Wenn das Gehege fertig iſt, wird an jeder Seite des Einganges eine Reihe von niedrigem Strauchholz in den Schnee geſteckt; und dieſe Hecken, oder Zäune, ſetzt man längs dem See, dem Fluſſe oder der Ebne fort, wo weiter nicht Stumpf nicht Stiel zu ſehen iſt, weshalb ſie denn mehr in die Augen fallen. Solches Strauchholz wird gemeiniglich funfzehn bis zwanzig Schritte weit von einander geſteckt, und zwar ſo, daß es die beiden Seiten eines ſpitzen Winkels bildet, der ſich immer mehr erweitert, ſo wie die Entfernung von dem Gehege, die zuweilen zwei bis drei (Engl.) Meilen beträgt, größer wird. Dabei läuft denn die Spur des Rothwildes genau in der Mitte zwiſchen beiden Reihen.

Die Indianer, welche ſich mit dieſer Jagd beſchäftigen, ſtellen ihr Zelt immer auf eine Anhöhe, von welcher ſie den Weg, der zu dem Gehege führt, überſehen können. Bemerken ſie dann, daß Rothwild kommt, ſo ſchleichen Männer, Weiber und Kinder, von dem Strauchholze verdeckt, längs dem See oder dem Fluſſe fort, bis ſie hinter den Thieren ſind. Dann aber treten ſie plötzlich hervor und gehen in Form eines halben Mondes auf das Gehege zu. Sobald die armen, ſchüchternen Thiere merken, daß

ſie verfolgt werden, laufen ſie gerade vorwärts, immer in der Spur, die zu dem Gehege hinführt. Sie halten nehmlich in der Angſt die beiden Reihen von Pfählen oder Strauchwerk für Menſchen, die ihnen wehren wollen, den Weg ſeitwärts zu nehmen. Die Indianer folgen ihnen, und verſperren den Eingang mit Strauchwerk, das ſchon zu dieſem Behufe bereit liegt. Wenn nun das Wild auf dieſe Art gefangen iſt, gehen die Weiber und Kinder rings um das Gehege, um zu verhüten, daß es nicht durch den Zaun bricht, oder hinüber ſpringt. Die Männer ſtoßen unterdeſſen das, welches ſich in den Schlingen gefangen hat, mit Sperren nieder, und erſchießen das übrige, welches noch frei in dem Gehege umherläuft, mit Bogen und Pfeilen. Dieſe Jagd, wenn man das Verfahren anders ſo nennen kann, iſt bisweilen ſo glücklich, daß viele Familien ihren Unterhalt dadurch bekommen und während eines ganzen Winters ihre Zelte nicht öfter als Ein- oder zweimal anderswo aufzuſchlagen brauchen. Kommt dann der Frühling, ſo begeben das Rothwild und die Menſchen ſich nach Norden in die öden holzleeren Gegenden, wo weder Bäume noch Sträuche wachſen, und wo man weiter nichts Grünes ſieht, als Moos und ein wenig Gras. Eine ſo leichte Methode ſich während der Wintermonathe (bei weitem der ſchlimmſten Zeit im Jahre) Lebensmittel zu verſchaffen, iſt ſehr gut für alte und ſchwache Perſonen; ſie verurſacht aber bei jungen und rüſtigen nur allzu leicht Trägheit. Da in dieſen Gegenden faſt gar keine Thiere mit Pelzwerk anzutreffen ſind, ſo können ſolche indolente Leute auch faſt gar nichts zum Handeln beſitzen; andre hingegen, welche ihren Lebensunterhalt nicht auf eine ſo leichte Art gewinnen, verſchaffen ſich während des Winters gemeiniglich Pelzwerk genug, daß ſie einen für ein

Jahr hinlänglichen Vorrath von Ammunition und andren Europäiſchen Artikeln eintauſchen können. So ſagen die Thätigern unter ihnen, die natürlicher Weiſe für die Hudſons = Bay = Kompagnie ſehr ſchätzbar und wichtig ſind, da man von ihnen das Pelzwerk bekommt, das den gröſsten Theil des Handels von Churchill ausmacht. Aber was gewinnen denn dieſe Thätigeren ſelbſt durch alle die Mühe, die ſie ſich geben? Die wirklichen Bedürfniſſe dieſer Leute ſind leicht zu befriedigen; eine Axt, einen Eismeiſsel, eine Feile und ein Meſſer — weiter brauchen ſie nichts, um bei einiger Thätigkeit ſich ein recht angenehmes Leben zu verſchaffen. Wer unter ihnen mehr zu beſitzen ſucht, iſt immer unglücklich, und kann mit Recht ein Sklav und Laſtträger der Uebelgen genannt werden, die nicht daran denken, mehr als Nahrung und Kleider haben zu wollen. Freilich bilden die Pelzhändler ſich viel auf die Achtung ein, die ihnen in der Faktorei erwieſen wird, und um ihrer zu genieſsen, ſetzen ſie ſich öfters der Gefahr aus, auf dem Hin- oder Rückwege Hungers zu ſterben; aber ſelten gewinnen ſie durch ihre Mühe in einem ganzen Jahre mehr, als daſs ſie nothdürftig leben können und wieder einige Felle für den nächſten Markt beſitzen. Die Andren hingegen, welche von jenen unthätig und feig geſcholten werden, leben gemeiniglich ohne Unruhe und Gefahr in Ueberfluſs; folglich ſind ſie die unabhängigſten und in der That auch die glücklichſten. Nie geben ſie ſich Mühe, etwas zu erlangen, das ſie auch entbehren können. Das Rothwild, das ſie tödten, verſieht ſie mit Nahrungsmitteln und mancherlei Kleidern, Theils mit, Theils ohne Haare, je nachdem die Jahreszeit ſie erfordert; und es müſste in der That ſehr ſchlimm ſeyn, wenn ſie in zwei oder drei Jahren nicht Pelze genug

bekämen, um ſich eine Axt und die nöthigen Schneidewerkzeuge eintauſchen zu können *).

Ohne Zweifel iſt jeder Officiant der Kompagnie verpflichtet, den Geiſt der Induſtrie unter den Eingebornen zu befördern, und ſie durch die Verſicherung, daß ſie in der Faktorei augenblicklichen Abſatz finden und gute Bezahlung bekommen werden, zu ermuntern, daß ſie Pelzwerk und andre Waaren dahin bringen. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich immer meine Aufmerkſamkeit hierauf gerichtet habe; doch muß ich auch geſtehen, daß man dadurch das wahre Wohl der armen Indianer ganz und gar nicht befördert: denn ganz unſtreitig ſind die, welche am wenigſten Verkehr mit den Faktoreien haben, am glücklichſten. Dieſe wünſchen weiter nichts, als ſich auf eine gemäch-

*) Die Jagd, das einzige Geſchäft der eingebornen Nord-Amerikaner, giebt ihnen Nahrung und Kleider, die beiden wichtigſten Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens. Einige Stämme, welche Erfahrung ſchon klüger gemacht hat, bleiben daher gern in den Revieren, wo ſie dieſe Bedürfniſſe leicht befriedigen können, und tauſchen von den umherreiſenden Indianern nur die wenigen Eiſenwerkzeuge ein, welche ſie in ihrer Lage brauchen: Aexte, Meißel (beſonders um damit Löcher in das Eis zu hauen), Feilen und Meſſer. Die Engländer ſehen dieſe ruhige Lebensart gar nicht gern, ſondern wünſchen, daß auch die entfernten Indianer ihre Pelzwaaren ſelbſt nach den Faktoreien bringen möchten; denn unerfahrne Leute würde man mit Kleinigkeiten, oft mit einigen Gläſern Branntwein, bezahlen können; die auf den Handel umher reiſenden Indianer aber haben ſchon etwas richtigere Begriffe von dem Werthe der Waaren, und laſſen ſich von den Engländern nicht mehr ſo grob betrügen, ja, ſie ſprechen oft für Andre, die zum erſtenmale mit Pelzwerke nach einer von den Faktoreien kommen. Dieſes, und auch der Zwiſchenhandel überhaupt, gefällt den Engländern nicht, weil ihnen das Pelzwerk dadurch vertheuert wird. Um es aus der erſten Hand wohlfeiler zu bekommen, hat die Hudſons-Bay-Kompagnie weiter nach Weſten hin kleine Faktoreien angelegt: in Cumberland-Haus, Hudſons-Haus, und Mancheſter-Haus am Fluſſe Saſk-Aſchawan. F.

liche Art ernähren zu können, und gerathen nur ſelten in ſolche Hungersnoth, wie die ſo genannten „jährlichen Handelsleute."

Wir blieben nur eine einzige Nacht mit den vorhin erwähnten Indianern in Geſellſchaft, und ſetzten am 4ten Morgens unſren Weg über den Hecht-See weiter fort; aber obgleich das Wetter ſchön, und der See an der Stelle, wo wir hinüber gingen, nicht über 27 (Engl.) Meilen breit war, ſo währte es doch, weil die Indianer ſo viele Zeit mit Spielen verloren, bis zum 7ten, ehe wir auf das weſtliche Ufer kamen. Während der ganzen Zeit, die wir zu dem Uebergange brauchten, fanden wir jeden Abend entweder eine Landſpitze oder eine Inſel, auf der wir uns lagern konnten. Am 8ten erlegten die Indianer zwei Hirſche, die erſten, die wir ſeit zehn Tagen geſehen hatten; doch litten wir während der Zeit keinen Mangel, da wir mit gedörrtem Fleiſch, und mit Fett in Ueberfluß verſehen waren. Am 9ten trafen wir wieder Rothwild in Menge an; und ſo ging Alles leicht und bequem. Ueberdies verminderte ſich nun, da der Frühling heranrückte, natürlicher Weiſe die Strenge des Winters; wir hatten zuweilen ſchönes, angenehmes Wetter, ob es gleich noch nicht thauete, ausgenommen an Stellen, die der Mittagsſonne ausgeſetzt und vor allen kalten Winden geſchützt waren.

Am 19ten ſahen wir Spuren von mehreren Fremden; und als wir ihnen nachgingen, kamen wir Abends zu fünf Zelten mit nördlichen Indianern, die den größten Theil des Winters daſelbſt zugebracht und auf die ſchon beſchriebene Art Rothwild in Schlingen gefangen hatten. Wie es ſchien, mußte dieſer Ort ſchon öfter in ähnlicher Abſicht beſucht worden ſeyn; denn es war eine beinahe unglaubliche Menge

Holz zum Brennen und zu andrem Gebrauche gefällt. In dieſer Nacht wurde das Wetter ſo ſchlimm, und es kam ein ſo heftiger Sturm, daß wir mehrere Tage liegen bleiben mußten. Einige von den Indianern, die wir hier angetroffen hatten, wollten dieſen Sommer nach dem Prinz von Wallis-Fort gehen; und ich benutzte dieſe Gelegenheit, meiner Inſtruktion gemäß, einen Brief an den Gouverneur zu ſchicken. Durch Berechnung meiner jedesmaligen Tagereiſen ſeit meiner letzten Beobachtung (denn eine neue konnte ich wegen der ſchlimmen Witterung nicht anſtellen) fand ich, daß ich ungefähr in 61° 30′ N. B., und in 19° 60′ Weſtlicher Länge von dem Churchill-Fluſſe war. Dieſe Angaben, und einige Nachrichten über die Behandlung, die ich von den Eingebornen erfuhr, machten den Inhalt meines Briefes aus.

Am 23ſten, wo wir unſre Reiſe fortſetzten, und am 26ſten ſahen wir noch mehr Zelte mit nördlichen Indianern, die den Winter ebenfalls auf die ſchon angegebene Art zugebracht hatten. Einige von ihnen, die nicht glücklich geweſen waren, geſellten ſich zu uns, und gingen mit nach Weſten. — Obgleich das Rothwild jetzt ſeine Spuren nicht ſo regelmäßig hielt, daß die Indianer es in Gehegen fangen konnten, ſo war es doch in zerſtreueten Heerden ſehr zahlreich vorhanden, und meine Begleiter ſchoſſen mit ihren Flinten ſo viel, als ihnen beliebte.

Wir ſetzten unſre Reiſe immer weiter, ungefähr in Weſtlicher Richtung, fort, und kamen am 8ten April zu einem kleinen See, welcher Thelewei-azayeth, d. i. der kleine Fiſchhügel, genannt wird: vermuthlich von einem hohen Hügel, auf einer langen Landſpitze am weſtlichen Ufer des Sees. Auf einer Inſel in dieſem See lagerten wir uns. Da wir das

Rothwild hier ſehr zahlreich fanden, ſo beſchloſſen wir, einige Zeit liegen zu bleiben, um Fleiſch zu dörren und zu pülvern. Meine Indianer wußten nehmlich ſehr wohl, daß in dieſer Jahreszeit das Wild ſich nach der holzleeren Gegend hinzieht; und da wir nun, wenn wir von dem See aufbrächen, gerade nordwärts gehen wollten, ſo war es ungewiß, wann wir wieder etwas antreffen würden. — Jetzt, nach der wiederholten Vermehrung unſrer Geſellſchaft, hatten wir ſieben Zelte, welche zuſammen nicht weniger als ſiebzig Perſonen enthielten.

Wir blieben zehn Tage an dieſem See, und während dieſer Zeit waren meine Gefährten, nächſt der Jagd, auch ſehr eifrig damit beſchäftigt, ſich Stäbe von Birkenholz zu ſchneiden, die etwa 1¼ Zoll in der Dicke, und 7 bis 8 Fuß in der Länge hatten. (Solche Stäbe dienen den ganzen Sommer hindurch, ſo lange man auf dem holzleeren Boden iſt, zu Zeltſtangen; und wenn dann der Herbſt herankommt, werden ſie in Schneeſchuhe zum Gebrauch für den Winter verwandelt.) Außerdem verſahen meine Indianer ſich auch mit Birkenrinde und Holzwerk zu Kanots. Alles wurde, damit es ſich leichter tragen ließe, behauen, aber noch nicht zuſammengeſetzt, weil die Kanots nicht eher gebraucht werden ſollten, als bis wir zu dem, noch viele Meilen weit entfernten, Clowey-See kämen. Ich ſelbſt hatte hier wenig zu thun, ausgenommen, daß ich einige Beobachtungen anſtellte, um die Breite zu beſtimmen, mein Tagebuch fortführte und die Karte ausfüllte.

Am 18ten gingen wir ungefähr neun bis zehn Meilen nach N. N. Weſten, und kamen zu einem Zelte mit nördlichen Indianern, an der Nordſeite des Thelewey-aza-Fluſſes. Von dieſen Indianern kaufte Matonabbi ſich noch eine Frau, ſo daß er

ihrer er nicht weniger als ſieben hatte, wovon denen die meiſten mit ihrer Größe recht gut zu Grenadieren getaugt hätten. Er that ſich auf die Größe und Stärke ſeiner Weiber auch viel zu gute, und ſagte öfters: nur wenige könnten wohl ſchwerere Laſten tragen oder ziehen. Sie hatten zwar faſt alle ein ſehr männliches Anſehen; er zog ſie aber den andern von feinerem Bau und mittlerer Größe vor. In einem Lande, gleich dieſem, wo man Ehen hauptſächlich in der Abſicht ſchließt, ſich Gehülfinnen bei der übermäßig ſchweren Arbeit zu verſchaffen, ſcheint eine ſolche Wahl ſehr richtig zu ſeyn. Aber wenn alle Männer ſo dächten — was wollte denn aus den meiſten Weibern werden, die größten Theils nur klein und ſchwächlich, obgleich gar nicht zierlich und ſchön gebauet ſind. Im Ganzen habe ich nie bei irgend einer Völkerſchaft Weiber geſehen, die weniger ſchön geweſen wären. Einige von ihnen ſind in der Jugend wohl erträglich; aber ununterbrochene ſchwere Arbeit und öftere Noth machen, daß auch die hübſcheſten unter ihnen, ehe ſie noch das dreißigſte Jahr erreichen, alt und runzelig ausſehen, und daß die übrigen, alltäglichen, in dieſer Periode wahre Gegenmittel gegen alle Liebe ſind. Dies macht ſie indeß zu ihrem Glück in den Augen ihrer Beſitzer nicht weniger ſchätzbar; ein ſicherer Beweis, daß es keine Norm und keinen Maßſtab für die Schönheit giebt. Fragte man einen nördlichen Indianer: was iſt Schönheit? ſo würde er antworten: ein breites, flaches Geſicht, kleine Augen, hohe Backenknochen, drey oder vier breite ſchwarze Linien quer über jede Backe, eine niedrige Stirn, ein großes, breites Kinn, eine plumpe Habichtsnaſe, eine gelbe Haut, und Brüſte, die bis auf den Gürtel herunterhangen. Solche Schönheiten erhalten übrigens dann noch größeren Werth,

wenn die Beſitzerin im Stande iſt, alle Arten von Fellen zu bereiten, Kleider daraus zu verfertigen, im Sommer acht bis zehn Stein (jeden zu 14 Pfund) zu tragen, und im Winter eine noch weit ſchwerere Laſt zu ziehen. Dieſe und einige andre ähnliche Vorzüge ſind Alles, was ein nördlicher Indianer von ſeinem Weibe wünſcht oder erwartet. Auf ihre Gemüthsart kommt wenig an; denn die Männer haben eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit, die eigenſinnigſten und hartnäckigſten zu eben dem ſchnellen Gehorſam zu bringen, den die ſanfteſten und gefälligſten nur immer zeigen könnten. Der Unterſchied zwiſchen Beiden beſteht bloß darin, daß jene aus Furcht, und dieſe mit willigem Herzen gehorchen. Uebrigens wiſſen Beide, daß jeder ihnen ertheilte Befehl erfüllt werden muß.

Alle Weiber werden in großer Entfernung gehalten. Wie wenig ſie in den Augen der Männer gelten, zeigt beſonders die Art, wie man ſie bei dem Eſſen behandelt. Ich muß erſt erinnern, daß, wenn die Männer irgend ein großes Thier erlegen, immer die Weiber es nach dem Zelte ſchaffen müſſen. Dann haben ſie es zu zerſtücken, zu dörren, zu pülvern, u. ſ. w. Auch müſſen ſie kochen; und wenn das Alles geſchehen iſt, ſo bekommen ſelbſt die Weiber und Töchter der vornehmſten Anführer nicht eher etwas zu eſſen, als bis die ſämmtlichen Mannsperſonen, ſogar die, welche nur als Bedienten gebraucht werden, ſich nach Belieben geſättigt haben; und bei Mangel giebt man ihnen oft gar keinen Biſſen. Wahrſcheinlich nehmen ſie ſich die Freiheit, ſich insgeheim zu verſorgen; aber dabei müſſen ſie ſehr vorſichtig zu Werke gehen: denn Veruntreuungen werden zu ſolchen Zeiten meiſtentheils durch eine harte Züchtigung beſtraft: und hat ein unverheirathetes Mädchen ſich ſo etwas

zu Schulden kommen laſſen, ſo iſt ihr Charakter auf immer befleckt, und ſie wird nicht leicht einen Mann bekommen *).

Wir fanden an den Theley-aza-Fluſſe eine Menge gutes Birkenholz, und blieben daher einige Tage liegen, um uns vollends mit dem nöthigen Bedarf zu Kanots u. ſ. w. zu verſehen. Am 20ſten ſchickte Matonabbi einen von ſeinen Brüdern und einige Andre mit Birkenrinde und Zimmerholz voraus nach einem, nicht weit von der holzleeren Gegend befindlichen kleinen See, welcher Clowey genannt wird. Dort ſollten ſie in aller nur möglichen Eil ein Kanot bauen, daß wir es bei unſrer Ankunft ſchon fertig fänden.

Am 21ſten wollten wir weiter reiſen; wir wurden aber noch zwei Tage aufgehalten, weil eins von den Weibern Geburtswehen empfand, und ſich zwei und funfzig Stunden quälen mußte, ehe ihr Kind zur Welt kam. Sobald es da war, wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Die arme Frau nahm ihren Säugling auf den Rücken, und ging mit der übrigen Geſellſchaft. Eine andre Perſon war ſo menſchlich, (doch nur einen Tag) ihren Schlitten zu ziehen; aber die Mutter hatte, außer ihrem Kinde, noch eine beträchtliche Laſt zu tragen, und mußte dabei ſehr oft bis an die Knies im Waſſer oder feuchtem Schnee

*) Es gehört bei einem Volke ſchon ein beträchtlicher Grad von Kultur dazu, wenn die Weiber einigen Einfluß auf die Männer, auf ihre Art zu denken und zu handeln, bekommen ſollen. Erſt dann aber, wenn das Weib nicht länger ein untergeordnetes Geſchöpf, ſondern die Freundin, die Gehülfin des Mannes iſt, kommt eine menſchliche Geſellſchaft ihrer Vervollkommnung näher. Mehrere ſchon etwas kultivirtere Völker haben aus ihrer vorigen Roheit wenigſtens die Sitte beibehalten, daß ſie ihre Weiber nicht mit ſich eſſen laſſen. Bekanntlich iſt dies auch auf den Inſeln der Südſee der Fall. F.

waren. Schon ihre Blicke, wenn man auch ihr Aechzen nicht hörte, zeigten hinlänglich, welche Schmerzen ſie litt. Sie war mir von jeher zuwider geweſen; aber ihre jetzige Noth machte auf mich ſolchen Eindruck, daß ich in meinem ganzen Leben für keine Perſon ihres Geſchlechtes mehr empfunden habe. Ihre Seufzer drangen mir in die Seele, und ich fühlte mich ſehr unglücklich, daß ich ihr nicht helfen konnte.*)

Wenn eine Nord-Indianerin Geburtswehen empfindet, ſchlägt man ein kleines Zelt für ſie auf, und zwar in einer ſolchen Entfernung von den übrigen, daß man ihr Schreien nicht leicht hören kann. Dort wird ſie von den andren Weibern und den jungen Mädchen beſucht; aber Mannsperſonen (Kinder, die noch auf dem Arme getragen werden, ausgenommen) kommen ihr nicht nahe. Es iſt ſehr zu beklagen, daß dieſe Leute bei ſolchen Gelegenheiten, wenn der Fall auch noch ſo kritiſch iſt, einander gar keinen Beiſtand zu leiſten ſuchen. Dies rührt zum Theil von Schamhaftigkeit her, doch wahrſcheinlich noch mehr von der Meinung, daß die Natur alles Nöthige wohl ohne fremde Hülfe verrichten könne. Wenn ich ihnen ſagte, wie nützlich den Europäiſchen Weibern der Beiſtand geſchickter, ſorgfältiger Hebammen wäre, äußerten ſie die größte Verachtung, und ſagten ſpottend: „die vielen Buckeligen, Krummbeinigen und ſonſt Verunſtalteten unter den Engländern wären

*) Eine Stelle, die dem Herzen des Reiſenden Ehre macht, und zugleich die Rohheit der wilden Nordamerikaner in einem gräßlichen Lichte zeigt. — Wer könnte, wenn er ſo etwas lieſt, den Werth der Kultur verkennen! Wahrlich, wer den Zuſtand roher, wilder Völker als Freiheit und Glück preiſt, der iſt ein Feind des menſchlichen Geſchlechtes.
F.

wohl unſtreitig ein Beweis von der großen Geſchicklichkeit der Geburtshelfer, und auch von der außerordentlichen Sorgfalt, welche nachher die Ammen auf ſolche Leute verwendet hätten.“

Eine nördliche Indianerin wird vier oder fünf Wochen lang nach ihrer Entbindung als unrein betrachtet; ſie bleibt daher während dieſer Zeit immer in einem kleinen abgeſonderten Zelte, wo ſie eine oder zwei Freundinnen zur Geſellſchaft bei ſich hat. Der Vater ſieht unterdeſſen ſein Kind nicht ein einzigesmal. Der Grund, den ſie für dieſe Gewohnheit angeben, iſt der, daß neugeborne Kinder gemeiniglich nicht ſehr hübſch ſind, da ſie große Köpfe und nur wenige Haare, auch noch überdies, wenn die Geburt ſchwer geweſen iſt, ein braun und blaues Geſicht haben. Sollte nun der Vater, ſagen ſie, ſein Kind unter ſo unvortheilhaften Umſtänden ſehen, ſo könnte er leicht eine Abneigung dagegen bekommen, die ſich in der Folge vielleicht nie wieder verlöre.

Seinen Nahmen bekommt das Kind immer von den Eltern, oder von einem nahen Verwandten. Die Nahmen der Knaben ſind mannigfaltig, und werden gemeiniglich von irgend einem Orte, einem Thiere, oder der Jahreszeit hergenommen; den Mädchen aber giebt man den ihrigen meiſtens nach irgend einem Theile oder einer Eigenſchaft des Marders: z. B. weißer Marder, ſchwarzer Marder, Sommermarder, Marderkopf, Marderfuß, Marderherz, Marderſchwanz, u. ſ. w. Matonabbi hatte acht Weiber, und alle hatten dieſe oder ähnliche Nahmen *).

*) Es verlohnt in der That der Mühe, über den Urſprung der eigenthümlichen Nahmen bei verſchiedenen Völkern nachzudenken. Väter bei rohen, nur von der Jagd lebenden Völkern gaben ihrem neugebornen Sohne den Nahmen des Thieres, das ſie erſt vor Kurzem geſehen, oder gar erlegt hatten. Vielleicht malte der Knabe, wenn er

Am 23ſten ſetzten wir unſre Reiſe fort, und gingen beinahe gerade nordwärts. Die Witterung war gemeiniglich ſo warm, und der Schnee daher ſo weich, daß man in Schneeſchuhen ſehr übel ging, und daß die Schlitten nur mit außerordentlicher Anſtrengung zu ziehen waren *). Daher konnten wir nicht eher als am 3ten May den Clowey erreichen, obgleich die Entfernung von dem Thelewey-azayeth bis dorthin nicht über 85 Meilen betrug. Wir kamen auf unſrem Wege über zwei kleine Seen, dem Tittameg- und dem Scartack-See, die beide reich an Fiſchen, doch übrigens nicht von Bedeutung ſind.

ein Mann geworden war, den Wolf, den Bär, den Löwen, den Fuchs, nach welchem man ihn benannt hatte, auf ſeinen Schild; und es war ſehr natürlich, daß alle ſeine Nachkommen ſich denſelben Nahmen, mit noch einer Unterſcheidung, beilegten. (Die Iroleſen, oder die verbündeten ſechs Nationen, werden alle in die Stämme der Wölfe, Bären und Schildkröten eingetheilt.) — In der Folge, wenn ein Volk ſich ſchon mehr gebildet hat, bekommen die Menſchen Nahmen von ihrer Beſchäftigung; ſo hieß z. B. das Oberhaupt der Tſcherokeſen: the little Carpenter, der kleine Zimmermann. Weiterhin ſieht man bei den Nahmen auf die Eigenſchaften des Kindes: Groß, Klein, Stark, u. ſ. w. Dann folgen auch wohl abſtrakte Begriffe: Fröhlich, Luſtig, Zorn, Güte, u. ſ. w. F.

*) Die inneren Gegenden am Clowey-See, der etwa in [illegible] N. B., alſo etwas nördlicher als Churchill-Fort, liegt, ſind viel gelinder, als die an der Hudſons-Bay, wo das umher ſchwimmende Eis viel zur Kälte der Luft beiträgt. F.

198951

Fünftes Kapitel.

Vorfälle bei dem Clowey, und auf unſrer weiteren Reiſe, bis zu unſrer Ankunft bei dem Kupfergruben-Fluſſe.

Der Clowey-See iſt nirgends über zwölf (Engl.) Meilen breit. Ein kleiner Fluß, der ſich auf der Weſtſeite in ihn ergießt, ſoll, wie die Indianer ſagen, mit dem Athapuskow-See *) zuſammenhangen.

Bei unſrer Ankunft an dieſem See fanden wir, daß Matonabbi's Bruder und die mit ihm vorausgegangenen Leute uns nur um zwei Tage zuvorgekommen waren und, der Witterung wegen, noch gar keine Anſtalten zum Bau des Kanots gemacht hatten. Noch am 3ten May ſtießen mehrere andre Indianer aus verſchiedenen Gegenden zu uns, die ſich hier ebenfalls Kanots bauen wollten. Einige von ihnen hatten den ganzen Winter vier bis fünf Meilen weit ſüdöſtlich von dem Clowey zugebracht, und ſich auf die ſchon beſchriebene Art, in Gehegen, ſehr reichlichen Unterhalt erworben.

Wenn man Kanots bauen will, ſo muß die Witterung warm und trocken ſeyn. Da wir die jetzt nicht hatten, ſo währte es bis zum 18ten May, ehe die meiner Reiſegeſellſchaft gehörigen in Stand geſetzt werden konnten. Am 19ten wollten wir nun unſre Reiſe endlich fortſetzen; aber es geſchahe erſt

*) Auf Arrowſmith's Karte: der große Sklaven-See. F.

am folgenden Tage, weil Matonabbi's Kanot beſchädigt war und reparirt werden mußte.

Dieſe Fahrzeuge ſind zwar aus eben den Materialien verfertiget, wie die Kanots der ſüdlichen Indianer, aber an Geſtalt und Bauart ſehr von ihnen verſchieden, auch weit kleiner und leichter. So taugen ſie am beſten für die armen Menſchen, die ſich oft genöthigt ſehen, ſie hundert, ja bisweilen wohl hundert und funfzig Meilen weit zu tragen, ehe ſie Gelegenheit bekommen, Gebrauch von ihnen zu machen. Hauptſächlich ſezt man damit über Flüſſe, die man nicht durchwaten kann; doch bisweilen braucht man ſie auch, wenn man Schwäne, Gänſe, Enten u. ſ. w. in der Zeit des Mauſerns ſchießen will.

Alle Werkzeuge, deren die Indianer ſich zum Bau ihrer Kanots, zur Verfertigung ihrer Schneeſchuhe und andrer Sachen von Holz bedienen, ſind eine Axt, ein Meſſer, eine Feile und eine Pfrieme. In dem Gebrauche derſelben ſind ſie ſo geſchickt, daß auch der beſte Europäiſche Handwerker mit allen nur erſinnlichen Inſtrumenten nicht ſauberer arbeiten könnte *).

In der Figur hat das Kanot der nördlichen Indianer einige Aehnlichkeit mit einem Weberſchiffe: es iſt unten flach, und läuft an jedem Ende ſpitz zu. Die Seiten ſtehen gerade aufrecht. Das Hintertheil hat übrigens bei weitem mehr Breite, weil da gemeiniglich das Gepäck, und bisweilen auch noch eine

*) Faſt alle rohen Völker haben die Geſchicklichkeit, mit wenigen und ſchlechten Werkzeugen ſehr zierliche und künſtliche Arbeiten zu verfertigen. Sie brauchen dazu ſehr viele Zeit; indeß die kommt bei ihnen nicht in Anſchlag. Der gebildete Menſch im geſellſchaftlichen Leben hingegen muß immer darauf denken, ſeine Arbeiten ſo geſchwind als möglich zu vollenden; daher erfindet er ſich denn auch allerlei künſtliche Werkzeuge. F.

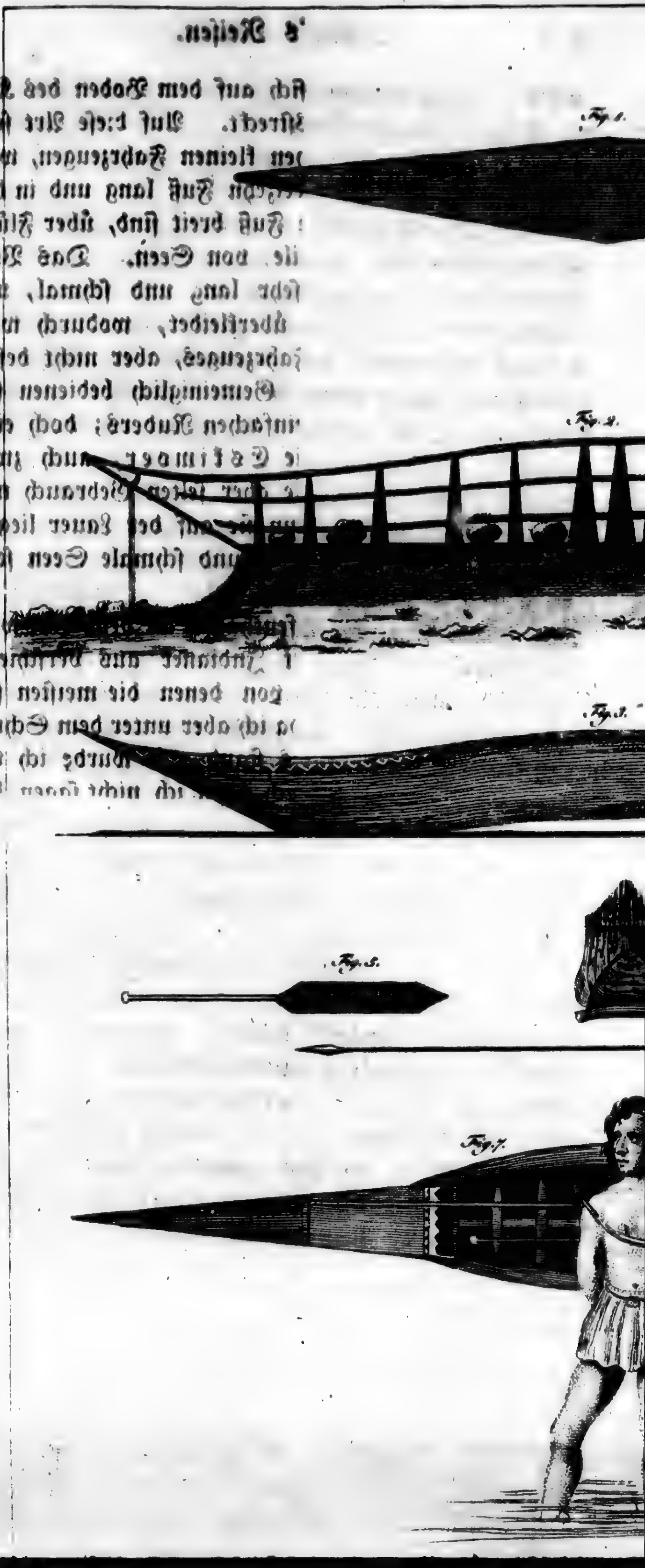
zweite Perſon liegt, die ſich auf dem Boden des Kanots der Länge nach ausſtreckt. Auf dieſe Art ſetzt einer den andren in ſolchen kleinen Fahrzeugen, welche ſelten über 12 bis dreizehn Fuß lang und in der Mitte nur 20 Zoll bis 2 Fuß breit ſind, über Flüſſe und die ſchmäleren Theile von Seen. Das Vordertheil iſt ohne Noth ſehr lang und ſchmal, und gänzlich mit Birkenrinde überkleidet, wodurch wohl die eigne Schwere des Fahrzeuges, aber nicht deſſen Raum vergrößert wird. Gemeiniglich bedienen ſich dieſe Indianer nur des einfachen Ruders; doch einige Wenige haben, wie die Eskimoer, auch zweiſchaufelige, von denen ſie aber ſelten Gebrauch machen, ausgenommen, wenn ſie auf der Lauer liegen, um Wild, das über Flüſſe und ſchmale Seen ſetzt, zu erlegen *).

Während unſres Aufenthaltes an dem Clowey ſtießen gegen zweihundert Indianer aus verſchiedenen Gegenden zu uns, von denen die meiſten ſich hier Kanots baueten. Da ich aber unter dem Schutze eines angeſehenen Mannes ſtand, ſo wurde ich von niemanden beläſtiget. Auch kann ich nicht ſagen, daß

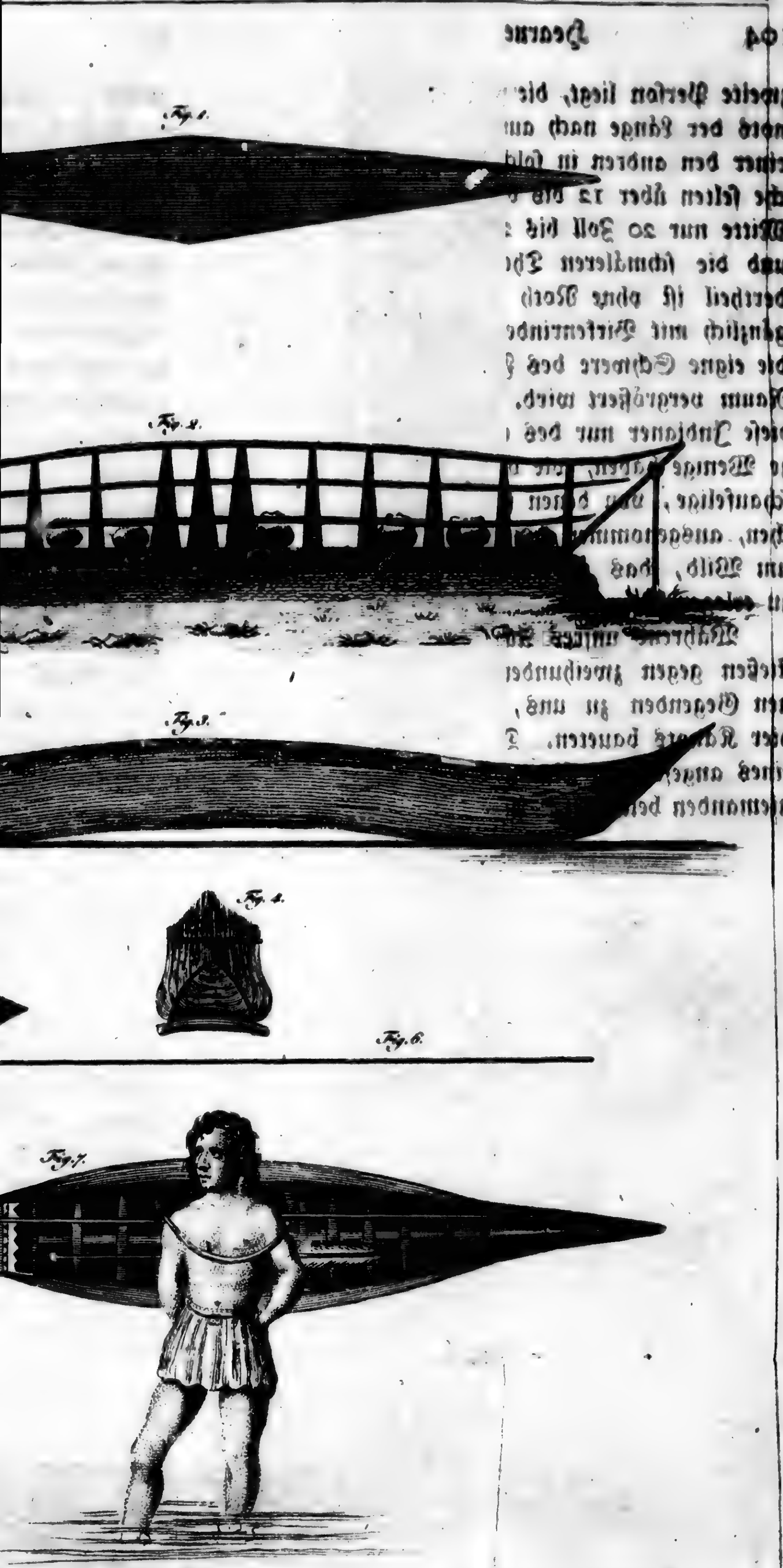
*) Auf der beigefügten Kupferplatte findet der Leſer Abbildungen, die ihm deutlichere Begriffe geben werden. Fig. 1. iſt der Boden des Kanots; und das mit 2 bezeichnete Ende das Vordertheil. Fig. 2. ſtellt das vollſtändige Gerippe vor, ehe man es mit Birkenrinde bekleidet hat. Es ruhet auf einem Hügel, den die Eingebornen aufwerfen, wenn ſie ein ſolches Fahrzeug bauen wollen. Fig. 3. iſt ein vollſtändiges Kanot. Fig. 4. iſt eine Partie Zimmerholz, in die gehörige Form gebogen, dann gebunden, und zum Trockenwerden hingelegt. Fig. 5. ſtellt ein Ruder vor Fig. 6. einen Speer, womit die Indianer Rothwild ſchießen. Fig 7. zeigt die Art, wie das Kanot getragen wird. — Bei Fig. 2. iſt noch anzumerken, daß Beides, Vorder- und Hintertheil, mit einer gabelförmigen Stange unterſtützt wird, und daß man den Boden des Kanots mit großen Steinen beſchwert, bis das Gerippe bekleidet iſt. A. d. Verf.

Tab. 1

Zu Samuel Hearne



Tab. I



man mich mit Bitten um Geſchenke quälte. Ohne Zweifel verdankte ich das dem Umſtande, daß Matonabbi ihnen meine wahre Lage ſchilderte, und ihnen ſagte: ich hätte kaum ſelbſt, was ich nothwendig brauchte, und könnte folglich nichts verſchenken. Die meinen Waaren, die ich bei mir hatte, wollte ich nehmlich für die ſo genannten Kupfer und Hundsrippen- (Dog-ribbed) Indianer aufheben; welche die Faktoreien der Kompagnie niemals beſuchen. Taback mußte ich indeß immer weggeben; denn jeder von einiger Bedeutung, der zu uns kam, erwartete, daß ich ihn mit einigen Pfeifen bewirthen ſollte: und dieſes konnte ich kaum umhin, ihnen noch ein Stückchen außerdem zu ſchenken. Da ich nun auch meine Leute immer mit dieſem Bedürfniſſe zu verſehen hatte, ſo nahm mein Vorrath ſo ſchnell ab, daß faſt ſchon die Hälfte davon verbraucht war. Die meiſten Indianer baten auch um Pulver und Schrot; und damit war mein Begleiter Matonabbi meiſtens ſehr freigebig. Ich muß ihm indeß die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er nichts verſchenkte, als was ihm ſelbſt gehörte. Er hatte nehmlich, wie ich zuverläſſig weiß, für 150 Marderfelle baar Pulver eingetauſcht, und außerdem für eine große Anzahl Biber- und andere Felle Schrot, Kugeln, Eiſengeräthe und Taback, um ſeine Landsleute damit beſchenken zu können.

Am 20ſten verließen wir den Clowey, und gingen nordwärts. Dieſen Morgen ſtießen einige Fremden zu uns, welche meinem Begleiter die Nachricht gaben, daß der Kapitain Keelshies nur eine Tagereiſe weit ſüdlich von uns wäre. Der Leſer wird ſich noch erinnern, daß ich zu Anfange des Juni 1770 am Cathawhachaga dieſem Keelshies einen Brief nach dem Prinz von Wallis-Fort

man mich mit Bitten um Geſchenke quälte. Ohne Zweifel verdankte ich das dem Umſtande, daß Matonabbi ihnen meine wahre Lage ſchilderte, und ihnen ſagte: ich hätte kaum ſelbſt, was ich nothwendig brauchte, und könnte folglich nichts verſchenken. Die wenigen Waaren, die ich bei mir hatte, wollte ich nehmlich für die ſo genannten Kupfer- und Hundsrippen- (Dog-ribbed) Indianer aufheben, welche die Faktoreien der Kompagnie niemals beſuchen. Taback mußte ich indeß immer weggeben: denn jeder von einiger Bedeutung, der zu uns kam, erwartete, daß ich ihn mit einigen Pfeifen bewirthen ſollte; und bisweilen konnte ich kaum umhin, ihnen noch ein Stückchen außerdem zu ſchenken. Da ich nun auch meine Leute immer mit dieſem Bedürfniſſe zu verſehen hatte, ſo nahm mein Vorrath ſo ſchnell ab, daß jetzt ſchon die Hälfte davon verbraucht war. Die meiſten Indianer baten auch um Pulver und Schrot; und damit war mein Wegweiſer Matonabbi meiſtens ſehr freigebig. Ich muß ihm indeß die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er nichts verſchenkte, als was ihm ſelbſt gehörte. Er hatte nehmlich, wie ich zuverläſſig weiß, für 150 Marderfelle bloß Pulver eingetauſcht, und außerdem für eine große Anzahl Bieber- und andre Felle Schrot, Kugeln, Eiſengeräthe und Taback, um ſeine Landsleute damit beſchenken zu können.

Am 20ſten verließen wir den Clowey, und gingen nordwärts. Dieſen Morgen ſtießen einige Fremden zu uns, welche meinem Wegweiſer die Nachricht gaben, daß der Kapitain Kihlſchies nur eine Tagereiſe weit ſüdlich von uns wäre. Der Leſer wird ſich noch erinnern, daß ich zu Anfange des Jul. 1770 am Cathawhachaga dieſem Kihlſchies einen Brief nach dem Prinz von Wallis-Fort

mitgegeben hatte, daß ich aber nicht lange nachher, weil unglücklicher Weiſe mein Quadrant zerbrach, wieder zurückkehren mußte. Zwar ſah ich auf dem Rückwege mehrere Feuer, und ſprach auch verſchiedne Indianer; wir, Kihlſchies und ich, verfehlten aber einander, und ich hatte ſeitdem von ihm nichts wieder gehört oder geſehen.

Matonabbi wünſchte, daß ich meine Briefe und die Waaren, die ich verlangt hatte, bekommen möchte; er ſchickte daher zwei junge Leute ab, ſie zu holen. Wir ſetzten unterdeſſen unſre Reiſe nach Norden fort. Am 23ſten Abends, waren wir ganz aus den Waldungen heraus, und auf offenem Boden. Jetzt kamen auch die beiden erwähnten jungen Leute wieder, und ſagten mir: Kihlſchies hätte verſprochen, ſich in einigen Tagen bei uns einzufinden und mir Alles ſelbſt zu überliefern.

Am 24ſten hatten wir übles, feuchtes Wetter. Wir gingen etwa ſieben Meilen, und ſchlugen dann unſre Zelte an einem Orte auf, wo wir einige verdorrete Baumſtümpfe fanden. Wir konnten uns Glück wünſchen, das gethan zu haben; denn gegen die Nacht hatten wir außerordentlich übles Wetter, mit ſtarkem Donner, Blitz und Regen, wobei auch ſehr harte Windſtöße aus S. Weſten kamen. Gegen Morgen drehete ſich der Wind nach N. Weſter, und nun wurde es ſehr empfindlich kalt. Wir gingen an dieſem Tage ungefähr acht Meilen nordwärts, mußten dann aber anhalten, da die Kälte uns beinahe erſtarrt hatte. Auch jetzt fanden wir wieder einige dürre Baumſtümpfe, die uns zu Brennholz dienten. Ich habe auf meinen Reiſen in dieſen Gegenden bemerkt, daß auf dem ganzen Wege nordwärts von dem Robben-Fluſſe der Rand der Waldungen ſolche alte verdorrte Stümpfe, und auch Bäume, die

von Winden umgeworfen ſind, vor ſich hat. Die meiſten ſind von der Art, welche man hier Wachholdern nennt, doch ſelten von beträchtlicher Größe. Solche verdorrte Bäume liegen an manchen Stellen zwanzig Engl. Meilen von den lebendigen Waldungen, und einzelne Stümpfe noch viel weiter. Dies beweiſt, daß in dieſen Gegenden ſeit einigen Menſchenaltern die Kälte zugenommen hat. Einige ältere Nord-Indianer haben mir auch verſichert, ihre Väter und Großväter hätten ihnen geſagt: ſie erinnerten ſich noch, daß die meiſten von dieſen Gegenden, wo jetzt die Bäume verdorrt und abgeſtorben wären, blühende Waldungen und Ueberfluß an Rothwild gehabt hätten *).

*) Es iſt mir unbegreiflich, wodurch die Gegenden nordwärts von dem Robben-Fluſſe mit der Zeit kälter und ſtürmiſcher werden ſollten. Das Einzige, woran man zur Erklärung dieſes Phänomens noch denken könnte, ſind die im nördlichen Ocean vermehrten und vergrößerten Eisfelder. Alle Ruſſen, die den nördlichen Ocean befahren haben, und auch der unſterbliche Cook, fanden ihn ziemlich ſeicht. Die Eismaſſen, von denen neun Zehntheile unter dem Waſſer zu ſeyn pflegen, müſſen daher auf dem Grunde feſt ſitzen, und können folglich während des kurzen Sommers eben ſo wenig weiter nach Süden hin ſchwimmen, als aufthauen. Natürlicher Weiſe breiten nun die Eisfelder ſich jährlich mehr aus, denn der im Winter gefallene Schnee, wird, wenn er im Sommer aufthauet, bald zu neuem Eiſe. Dies vermehrt aber allerdings die Kälte der nahe liegenden Gegenden. Als wir auf unſrer Reiſe um die Welt längs einer ſehr großen und hohen Eisinſel hin ſegelten und der Wind von daher auf uns zu kam, fiel das Fahrenheitiſche Thermometer, welches auf dem Verdeck in freier Luft hing, um 1, ja beinahe um 2 Grade. Sobald wir aber die Eisinſel hinter uns hatten, ſtieg es wieder. So müſſen auch die Länder nicht weit von großen Eismaſſen durch die Winde, die von denſelben herkommen, kälter werden. Auch entſtehen natürlicher Weiſe Stürme, da während des Sommers in Weſten und Süden die Wärme zunimmt und die Luft nun wieder in Gleichgewicht zu kommen ſtrebt. — Mit dieſer Erklärung mögen die Leſer ſich begnügen, bis eine andre und beſſre angegeben wird, die Hearne's Nachricht begreiflicher machen kann.

Am 26ſten war das Wetter durch Schnee ſo übel, daß wir uns nicht aus der Stelle rühren; am folgenden Morgen aber konnten wir unſre Sachen trocknen und etwa 12 Meilen weiter nordwärts gehen. Noch immer zeigte Kihlſchies ſich nicht; daher ließ ich am 28ſten auf einer Inſel im Peſhew-See einen großen Rauch machen, und ſchlug vor, ein Paar Tage liegen zu bleiben, daß er zu uns kommen könnte.

In dieſer Nacht entlief eine von Matonabbi's Frauen, mit noch einem andren Weibe. Man vermuthete, ſie wären oſtwärts gegangen, um wieder zu ihren vorigen Männern zu kommen, denen ſie einige Zeit vorher mit Gewalt entriſſen worden waren. Dieſer Vorfall machte mehr Lärm und Unruhe, als ich je geglaubt hätte, und Matonabbi ſchien über den Verluſt ſeiner Frau ganz untröſtlich zu ſeyn. Sie war in der That bei weitem die hübſcheſte unter allen ſeinen Weibern, von mittlerer Größe, von ſchöner Geſichtsfarbe, und überdies, wie es ſchien, von ſanftem Temperament und angenehmen Sitten. Kurz, ſie beſaß alle guten Eigenſchaften, die man von einer wilden Nordamerikanerin verlangen kann. Uebrigens hatte ſie ſich in ihrer bisherigen Lage nicht glücklich gefühlt. Wahrſcheinlich wollte ſie lieber die einzige Frau eines rüſtigen jungen Mannes ſeyn, der ſie, wenn er gleich nicht angeſehen war, doch auch ernähren konnte, als die Zuneigung des Vornehmſten im Lande mit ſechs oder ſieben Andren theilen.

Es thut mir leid, hier einen Vorfall erzählen zu müſſen, der Matonabbi'n gar keine Ehre macht, und der ſich ereignete, als wir am Clowey Kanots baueten. Der arme Mann, dem Matonabbi ſeine Frau mit Gewalt genommen, hatte von ihm wegen dieſer Handlung nachtheilig geſprochen. Mato-

nabbi wußte das, und ſobald er hörte, daß der Andre in unſrer Nähe wäre, öffnete er das Bündel eines von ſeinen Weibern, nahm mit großer Kaltblütigkeit ein neues langes Meſſer heraus, ging in des Mannes Zelt, faßte ihn ohne weitere Vorrede bei dem Kragen, gab ihm drei Stiche, und würde ihn gewiß ermordet haben, wenn nicht noch zu rechter Zeit Andre dazu gekommen wären und ihn daran gehindert hätten. Zum Glück waren alle drei Wunden im Schulterblatte, und folglich nicht tödtlich. Matonabbi ging nach dieſer ſchrecklichen That wieder in ſein Zelt zurück, ſetzte ſich ſo ruhig nieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre, verlangte Waſſer, ſeine blutigen Hände und ſein Meſſer abzuwaſchen, rauchte ſeine Pfeife, wie gewöhnlich, und fragte mich: ob ich nicht glaubte, daß er recht gethan hätte.

Es iſt bei dieſen Völkerſchaften eine hergebrachte Sitte, daß die Männer um ein Weib, welches ihnen gefällt, mit einander ringen; und natürlicher Weiſe wird es immer dem Stärkſten zu Theil. Ein ſchwacher Mann, wenn er anders nicht ein guter Jäger und beliebt iſt, darf daher ſelten ein Weib behalten, das ein Stärkerer ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt. Der letztere trägt, wenn ſeine Weiber allzu ſehr mit Fellen und Lebensmitteln beladen ſind, gar kein Bedenken, einem andern ſein Weib von der Seite zu reißen und ihr einen Theil der Laſt aufzupacken. Dies iſt bei allen Stämmen etwas Gewöhnliches, und hat die Wirkung, daß die Mannsperſonen ſich von Jugend auf im Ringen üben. Dadurch wird auch der Schwächere in Stand geſetzt, ſein Eigenthum, und beſonders ſeine Frauen, gegen jene ſtarken Räuber zu vertheidigen, von denen einige bloß davon leben, daß ſie den Schwächeren Alles nehmen, was ihnen gefällt.

Die Art, wie ſie mit einander um Weiber oder andres Eigenthum ſtreiten, iſt ſehr wild, kann aber wohl kaum ein Kampf genannt werden, da ich nie gehört habe, daß jemand bei einer ſolchen Gelegenheit eine Beſchädigung bekommen hätte. Sie ziehen einander bloß bei den Haaren herum, und ſelten wird einer zu Boden geſchlagen oder geſtoßen. Es iſt eben nicht ſelten der Fall, daß einer von beiden kurz vorher ehe der Kampf angehen ſoll, ſich insgeheim die Haare abſchneidet und die Ohren durch Fett ſchlüpfrig macht. Dann giebt es zuweilen einen wirklich komiſchen Auftritt, wenn der eine Kämpfer mit wichtiger Miene umher ſchreitet, und ausruft: „wo iſt er? warum kommt er nicht?“ und der andre auf einmal mit kahlem Kopfe hervorſpringt, ſeinen Gegner bei den Haaren ergreift und, ob er gleich vielleicht weit ſchwächer iſt, dieſen dennoch auf den Boden wirft, da der andre, Stärkere, hingegen nicht im Stande iſt, ihn zu faſſen. Bei ſolchen Gelegenheiten hat oft jeder Kämpfer ſeine Kundſchafter, die auf den andren Acht haben müſſen, ſo daß Beide mehr auf gleichem Fuße ſind. Können ſie einander nicht bei den Haaren zerren, ſo umfaſſen ſie einander, mit weit ausgeſpreizten Beinen, in der Mitte des Leibes, und ſuchen ſich auf dieſe Art zu Boden zu werfen.

Bei ſolchen Zweikämpfen pflegen die Zuſchauer nie Parthei zu nehmen; ſelbſt ein Bruder hilft dem andren durch weiter nichts, als durch guten Rath, der aber, da er immer ganz öffentlich gegeben wird, oft beiden Partheien gleich nützlich iſt. Bisweilen hat einer von den Kämpfern bei weitem mehr körperliche Kräfte; der Schwächere will aber, wenn um ein Weib geſtritten wird, dennoch nicht nachgeben.

In dieſem Falle rathen ihm bisweilen ſeine Verwandten und Freunde, oder andre Zuſchauer, nur aufzuhören, weil er ſonſt Schaden nehmen könnte, und am Ende doch das Streitige nicht behaupten würde.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß nur wenige Männer mit ihren Weibern unzufrieden waren, von denen ſie ſonſt ſehr leicht hätten können befreiet werden. Es verging nehmlich, ſo oft eine beträchtliche Anzahl von ihnen beiſammen war, kaum ein Tag, ohne daß Kämpfe von dieſer Art angeboten wurden. Ich bedauerte in ſolchen Fällen oft das arme Mädchen, welches den Streit veranlaßte, und in ſtillem Nachdenken die Entſcheidung ihres Schickſals erwartete. Bisweilen empfand ich auch den ſtärkſten Unwillen, wenn das Mädchen einem Manne zufiel, den es vielleicht von ganzer Seele haßte. Dann folgte ſie ihrem neuen Gebieter mit ſolcher Betrübniß und ſolchem Widerwillen, daß es zuletzt zu den brutalſten Auftritten kam. Einem ſolchen armen Mädchen wurde die Kleidung faſt ganz vom Leibe geriſſen, und dann ſchleppte der Sieger es mit Gewalt nach ſeiner Wohnung. Bei andren Gelegenheiten war es freilich luſtig genug, zu ſehen, wie ein hübſches Mädchen, wenn es einem ihr widerlichen Manne weggenommen wurde, ſich nur ſtellte, als ob es die Augen trocknete. Weil es ſo Sitte iſt, mußte ſie nehmlich ein wenig weinen, und wenn der Ausgang des Kampfes ihren Wünſchen auch noch ſo ſehr entſprach. — Ich habe bei dieſer Nachricht immer das Wort: *Mädchen*, gebraucht, und nicht ohne Abſicht. Solche ſtreitige Weiber ſind nehmlich meiſtens noch jung, und ohne Kinder. Selten hat ein Mann Luſt, die Kinder eines Andren zu ernähren, beſondre Gelegen-

heiten ausgenommen, von denen ich in der Folge reden werde *).

Einige alte Männer, die in dem Rufe ſtehen, daß ſie zaubern oder beſchwören können, ſind durch ihren Einfluß im Stande, die Uebrigen von ſolchen Unthaten abzuhalten; doch ſelten bekümmern ſie ſich um andre Perſonen, als die zu ihrer Familie gehören. Dieſe Partheilichkeit verurſacht bisweilen geheime, öfters auch offenbare Feindſchaften; aber die meiſten Nachbaren rächen ſich nicht, weil Furcht oder Aberglaube ſie davon abſchreckt. Alles, was dieſe thun, beſteht darin, daß ſie hinter dem Rücken der alten Leute Böſes von ihnen ſprechen: ein Laſter, deſſen ſich faſt alle Indianer ohne Ausnahme ſchuldig machen.

Bei aller dieſer ungerechten Habſucht und dieſer Grauſamkeit ſind die nördlichen Indianer dennoch die menſchlichſte unter den ſämmtlichen Völkerſchaften an der Hudſons-Bay; denn ſelbſt die größte Beleidigung oder der größte Verluſt reizt ſie zu keiner andren Rache, als daß ſie mit dem Thäter ringen. Von Mordthaten, die bei allen ſüdlichen Stämmen ſo häufig ſind, hört man unter ihnen ſelten. Ein Mörder wird auch von ſeinem ganzen Stamme gehaßt und verabſcheuet; er muß, ſelbſt von ſeinen Verwandten und Freunden verlaſſen, wie der Brudermörder Kain, einſam umher irren, wird von

Allen;

*) Da die Nordamerikaniſchen Stämme in der Polygynie leben, ſo müſſen bei ihnen wahrſcheinlich mehr Mädchen als Knaben geboren werden; wenn man anders nicht annehmen will, daß mehr Mannsperſonen in den Kriegen der verſchiedenen Stämme, auf den weiten Reiſen und bei den gefährlichen Jagden umkommen. — Wer ſollte übrigens in dieſem entfernten Winkel der Erde verſtellte, nur aus Politik geweinte Thränen ſuchen! F.

[illegible] ſehr kalt aufgenommen, und hört ja wenn er wieder aufbricht, hinter ſich her ruſen: da geht der Mörder! — Die Weiber bekommen freilich, wenn ſie ſich vergangen haben, von ihren Männern bisweilen einen unglücklichen Schlag, der ihren Tod veranlaßt; aber ſo etwas wird für nichts geachtet. Uebrigens iſt der Fall beinahe unerhört, daß man einander aus Rachbegierde, Eiferſucht oder irgend ſonſt einer Urſache ermorden ſollte. Außer Matonabbi'n weiß ich nicht einen Einzigen, der ſich jemals ſo etwas hätte zu Schulden kommen laſſen; und der war doch in andrem Betracht ein Mann von gutem Verſtande, und für einen Indianer auch ſo menſchlich geſinnt, daß ich kaum begreiſe, wie er die erwähnte That begehen konnte, wenn ich nicht annehme, daß er durch langen Umgang mit ſüdlichen Indianern etwas von ihrer Rachſucht und ihrem Blutdurſte bekommen hatte*).

(51) Am 29ſten, früh Morgens, kam der Kapitain Kihlſchies zu uns. Er überlieferte mir ein Paket Briefe und ein Fäßchen, etwa mit zwei Quart Franzbranntwein, erklärte aber dabei, daß alles Andre, was er in der Faktorei für mich bekommen hätte, Pulver und Blei, Taback, Meſſer u. ſ. w. ſchon verbraucht wäre. Zu ſeiner Entſchuldigung ſagte er: im Winter hätte er einige von ſeinen Verwandten durch den Tod verloren und, der Sitte gemäß, alle ſeine Sachen wegwerfen müſſen. Nun wäre er genöthigt geweſen, ſich der meinigen zu bedienen, um

*) Es iſt mir immer erfreulich, wenn ich auch bei rohen Völkern eine Spur von Humanität finde, wie hier den [illegible] Abſcheu vor dem Morde. — Daß die ſüdlicheren Stämme der nordamerikaniſchen Eingebornen zur Rachgierde und zum Morde geneigt ſind, iſt wohl dem näheren und häufigeren Umgange mit den Europäern zuzuſchreiben.

mit ſeiner zahlreichen Familie leben zu können. Er ſagte mir das ſehr betrübt, und weinte dabei oft wie ein Kind, was aber wohl weniger von Reue über ſeine Veruntreuung, als von Schmerz über den Tod ſeiner Anverwandten, herrühren mochte. Zu einiger Entſchädigung gab er mir viel ſchon zubereitete Elennhäute: das Einzige, was er, nach ſeiner Verſicherung, hatte. Sie waren nicht zum zwanzigſten Theile ſo viel werth, als die von ihm veruntreuten Sachen, aber mir doch jetzt viel willkommner; ich konnte ſie nehmlich als Schuhleder gebrauchen, welches bei uns ſehr ſelten war, da wir hingegen Pulver und Blei noch in Ueberfluß hatten.

An eben dem Tage, da Kihlſchies zu uns kam, wollte ein Indianer, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit in unſrer Geſellſchaft befand, Matonabbi's eins von ſeinen Weibern mit Gewalt wegnehmen, wenn dieſer ihm nicht eine gewiſſe Quantität Ammunition, einige Eiſengeräthe, einen Keſſel und noch andre Sachen gäbe. Matonabbi wollte die Frau nicht gern verlieren, und jener — hatte bei weitem mehr Stärke. Er war zwar um ſo erbitterter, da eben derſelbe Mann ihm die Frau erſt am 19ten April verkauft hatte; aber doch entſchloß er ſich, ſie aufs neue zu bezahlen: Theils, weil ſie ganz leidlich ausſah, und überdies beſondre Geſchicklichkeit im Zubereiten der Felle und in allen hier zu Lande erforderlichen Hausgeſchäften beſaß; Theils, weil er erſt ganz vor Kurzem einen ähnlichen Verluſt erlitten hatte.

Dieſe Streitigkeit, welche nach einigen Stunden durch Geſchenke beigelegt wurde, hätte beinahe meine ganze Unternehmung vereitelt. Matonabbi, der ſich für einen der größten Menſchen in der Welt hielt, nahm ſich dieſe Kränkung, zumal weil er ſie

in meiner Gegenwart erlitten hatte, ſo zu Herzen, daß er beinahe ſchon entſchloſſen war, nicht weiter nach dem Kupfergruben-Fluſſe, ſondern nach Weſten zu den Athapuskow-Indianern zu gehen und bei ihnen zu bleiben. „Er kenne, ſagte er, die vornehmſten Männer unter dieſem Stamme, und wäre, als er ſich einige Jahre bei ihnen aufgehalten hätte, beſſer von ihnen behandelt worden, als jemals von ſeinen Landsleuten.“ Ich wartete ab, bis Matonabbi's Hitze ſich ein wenig gelegt hatte, und ſuchte ihn dann durch mancherlei Vorſtellungen zu bewegen, daß er die Reiſe mit mir fortſetzen ſollte. Beſonders verſicherte ich ihm, daß nicht nur der jetzige Gouverneur des Prinz von Wallis-Fort, ſondern auch alle deſſen Nachfolger, ihn, ſo lange er lebte, vorzüglich achten, und daß die Hudſonsbay-Kompagnie ſelbſt ſeine Verdienſte nicht verkennen würde. Endlich gab er nach, und verſprach mir, ſo viel als nur immer möglich zu eilen. Wir gingen noch heute, ob es gleich ſchon gegen Abend war, ſieben Meilen, und lagerten uns auf einer andren Inſel im Peſchew-See. Am vorigen Nachmittage hatten meine Indianer einiges Rothwild geſchoſſen; aber unſer waren jetzt ſo viele, daß kaum acht oder zehn Stück uns eine Mahlzeit geben konnten. Uebrigens hatten wir ſeit unſerm Aufbruche von dem Thelewey-aza-yeth bloß von dem gedörrten Fleiſche leben müſſen, das wir im April geſammelt hatten.

Als wir am 30ſten an die Nordſeite des Peſchew-See gekommen waren, machte Matonabbi ſogleich Anſtalten, unſre Reiſe zu beſchleunigen. Er hielt es für rathſam, die meiſten von ſeinen Weibern und Kindern unter der Aufſicht einiger bei uns befindlichen Indianer zurückzulaſſen, die uns mit ihnen gemächlich nachfolgen und an einem von ihn-

beſtimmten Orte unſre Rückkehr von dem Kupferminen-Fluſſe abwarten ſollten. Dieſem Entſchluſſe gemäß, wählte er zwei junge Weiber, die keine Kinder hatten, zu Begleiterinnen; und damit ſie nicht ſo ſchwer zu tragen hätten, kamen wir überein, nicht mehr Pulver und Blei mitzunehmen, als bis zu der Zeit, da wir zu dem beſtimmten Orte zurückkämen, nöthig wäre. Eben ſo machten es alle andern, zu meiner Geſellſchaft gehörigen Indianer, beſonders die, welche mehrere Weiber und zahlreiche Kinder hatten.

Dieſe Einrichtungen nahmen einige Zeit weg, und es war beinahe 10 Uhr Abends am 31ſten, eh wir weiter reiſen konnten. Doch ſelbſt jetzt konnte Matonabbi ſeine übrigen Weiber nur mit Mühe dahin bringen, ihm nicht mit ihren Kindern und allem ihrem Gepäcke zu folgen. Er mußte zuletzt ſeine Autorität brauchen, und man ſchied mit großem Unwillen aus einander. Als wir endlich unſren Weg antraten, erhoben die Weiber ein klägliches Geſchrei, und hörten damit nicht auf, ſo lange ſie uns noch ſehen konnten. Dieſe traurige Scene that indeß auf meine Begleiter gar keine Wirkung; ſie gingen vielmehr lachend, und ſo fröhlich wie immer, davon. Die Wenigen, die noch einiges Bedauern über ihre Trennung von den Zurückgelaſſenen äußerten, dachten doch bloß an ihre Kinder, beſonders die jüngſten, und erwähnten der Mütter mit keiner Sylbe.

Ob es gleich ſchon ſpät war, als wir uns von den Weibern trennten, ſo gingen wir dennoch ungefähr zehn Meilen, ehe wir anhielten. Unterweges ſahen wir vieles Rothwild, und die Indianer ſchoſſen einiges. Das wird dem Leſer vielleicht etwas unglaublich ſcheinen; er darf ſich aber nur erinnern, daß wir jetzt in 64° N. B. waren, und daß folglich

die Sonne, ob ſie gleich nicht die ganze Nacht über dem Horizonte blieb, doch nur ſo kurze Zeit untergieng, daß es bei heiterem Himmel zu allen Geſchäften hell genug war.

Ich hätte ſchon früher erwähnen ſollen, daß während unſeres Aufenthaltes an dem Clowey eine Menge Indianer ſich zu meinen Begleitern geſellten, um mit uns zu dem Kupfergruben-Fluſſe zu gehen, und zwar bloß in der Abſicht, Eskimoer zu ermorden, von denen man durch die Kupfer-Indianer wußte, daß ſie den erwähnten Fluß in beträchtlicher Anzahl zu beſuchen pflegten. Dieſer Plan fand, ungeachtet aller augenſcheinlich damit verbundenen Mühſeligkeiten und Gefahren, ſo großen Beifall, daß faſt Alle, die zu uns kamen, mit von der Geſellſchaft ſeyn wollten. Dem gemäß verſah ſich jeder, die Freiwilligen ſowohl, als meine eigentlichen Begleiter, ehe wir die Waldungen am Clowey verließen, mit einem Schilde, das aus dünnen Brettern beſtand, ungefähr ¼ Zoll dick, 2 Fuß breit und 3 Fuß lang war, und die Pfeile der Eskimoer abhalten ſollte. Aber, dieſer Anſtalten ungeachtet, blieb faſt die Hälfte der ganzen Anzahl, nahe an Sechzig, zurück, als wir die Weiber und Kinder verließen. Zu ihrer Entſchuldigung ſagten ſie ſehr vernünftig: ſie könnten nicht ſo lange von ihrer Familie wegbleiben, da ſie für den Unterhalt derſelben ſorgen müßten. Dies ſchien aber ein bloßer Vorwand zu ſeyn, und ich glaube, daß Theils Armuth, Theils Geiz die Urſachen waren, weshalb ſie nicht mit uns giengen. Wahrſcheinlich wären ſie nicht zurückgeblieben, wenn ſie ſo viele Europäiſche Waaren zum Verſchenken an ihre Landsleute gehabt hätten, wie Matonabbi und meine andren Begleiter.

Als ich die kriegeriſchen Zurüſtungen meiner Reiſegefährten ſah und ihre Abſichten erfuhr, ſuchte ich ſie von der Ausführung ihres unmenſchlichen Vorſatzes abzuhalten; aber anſtatt etwas auszurichten, mußte ich vielmehr den ſpöttiſchen Vorwurf hinnehmen: ich wäre feigherzig, und fürchtete mich vor den Eskimoern. Da ich wohl wußte, daß meine perſönliche Sicherheit großen Theils von der Meinung abhing, die ſie in dieſem Punkte von mir hatten, ſo mußte ich meinen Ton umſtimmen; ich ſagte ihnen daher: es läge mir gar nichts daran, ob ſie den ganzen Stamm der Eskimoer vertilgten. Zwar wäre ich kein Feind dieſer Menſchen, und ſähe nicht ein, weshalb man ſie ohne Urſache angreifen müßte; fände ich es aber nöthig, um irgend einen von meiner Geſellſchaft zu beſchützen, ſo ſollte man wohl ſehen, daß ich einen armen, wehrloſen Eskimo gar nicht fürchtete, und daß ich nichts unterlaſſen würde, mich und meine Gefährten zu vertheidigen. Dieſe Erklärung wurde mit großem Beifall aufgenommen; in der Folge wagte ich es aber nie wieder, mich in ihre Kriegesangelegenheiten zu miſchen. In der That wäre es, genau überlegt, auch ein thörichtes Unternehmen geweſen, wenn ich, ein einzelner Mann, den ſo lange und ſo tief eingewurzelten National-Haß gegen die Eskimoer hätte ausrotten wollen *).

*) Es läßt ſich ſchwer beſtimmen, was bei allen Nordamerikaniſchen Stämmen einen ſo ſtarken, unauslöſchlichen Haß gegen die Eskimoer veranlaßt hat. Die älteſte, wahrſcheinliche Spur von dieſer Völkerſchaft findet man in den alten Sagen der Isländer, die um das Jahr 1000 oder 1001 nach Grönland reiſten und da eine fremde Völkerſchaft in Booten, die mit Leder überzogen waren, antrafen. Die großen, wohlgewachſenen Normänniſchen Abentheurer nannten dieſe kleinen, unanſehnlichen Menſchen: Skrällinger, d. i. Abſchnitzel, oder Zwerge. In der Folge wurde die Kolonie von Normän-

Als wir von allen Weibern, Kindern, Hunden und dem ſchweren Gepäcke befreiet waren, ſetzten wir am 1ſten Jun. unſre Reiſe nach Norden mit großer Eile fort; wir hatten aber ſo ungünſtige Witterung (Schneegeſtöber und häufigen Regen), daß wir nicht eher als den 16ten Jun. in 67° 30′ N. B. an den Ort kamen, wo, nach Matonabbi's Verlangen, die Weiber und Kinder unſre Rückkehr von dem Kupfergruben-Fluſſe abwarten ſollten.

Auf unſrem Wege dahin gingen wir über verſchiedne, noch zugefrorne Seen, unter denen der Thoy-noy-kyed und der Thoy-coy-lyned die beträchtlichſten waren. Wir kamen auch über einige unbeträchtliche Bäche und Flüſſe, die uns indeß zu weiter nichts halfen, als daß ſie meinen Indianern einige Gerichte Fiſche verſchafften. Rothwild gab es in ſolchem Ueberfluſſe, daß eine Menge bloß wegen des Fettes, des Markes und der Zungen geſchoſſen wurde. Ich gab mir öfters Mühe, die Indianer von dieſem ſo nachtheiligen Verfahren abzubringen; aber

nern auf Grönland gänzlich vernachläſſigt; und wahrſcheinlich iſt ſie in ihrem hülfloſen Zuſtande zuletzt von den Skrällingern aufgerieben worden, die dann im Beſitze der Inſel blieben. Die jetzigen Grönländer ſind noch von kleinem Wuchſe, und fahren, wie die früheren im eilften Jahrhundert, in Booten mit Leder überzogen. Sie gehören zu der Völkerſchaft, die ſich, wie man jetzt weiß, von Grönland über den ganzen Norden von Amerika, bis zu dem Churchill-Fluß an der Hudſons-Bay, im ganzen Labrador-Lande, und wahrſcheinlich auch längs dem nördlichen Eismeere bis zu dem Kupfergruben-, wo nicht gar bis zu dem Mackenzie-Fluſſe, ausgebreitet hat. Den Nahmen Eskimos oder Eskimaux, haben ſie aus der Sprache der Abenakis bekommen, in welcher Eskimantſik „rohe Speiſe," beſonders Fiſche, „eſſen," bedeutet. (So pflegen auch die Ruſſen die ſo genannten Samojeden in ihren Kanzeleien Siroiedzi zu nennen: ein Nahme, der das Eſſen roher, gefrorner Fiſche und rohen Fleiſches bezeichnet.) — Die Grönländer ſind in Sprache, Sitten und Lebensart völlig den Eskimos ähnlich. F.

National-Sitten laſſen ſich nicht ſo leicht ausrotten, und ich bekam immer nur zur Antwort: „es wäre ganz gewiß recht, viel zu erlegen und nur das Beſte zu eſſen, ſo oft man könnte. Wo nicht viel wäre, müßte man das freilich wohl unterlaſſen. Uebrigens würde, wenn man in einer Gegend Wild in Menge erlegte, es darum in den andren nicht ſeltener.“ In der That waren die Indianer gewöhnt, nichts Lebendiges, was ihnen vorkam, zu verſchonen, ſo, daß ſie auch nicht einmal bei dem Neſte kleiner Vögel vorbeigingen, ohne die Jungen zu tödten, oder die Eier zu zerbrechen *).

Vom 17ten bis zum 20ſten reiſten wir 70 bis 80 Meilen weiter, in nordweſtlicher Richtung, und zwar größten Theils an dem Cogead-See, der aber noch zugefroren war, weshalb wir über das Eis aller der Bäche und Flüſſe gingen, die ſich in ihn ergießen.

Am 21ſten hatten wir Regenwetter und einen ſo dicken Nebel, daß wir gar nicht vor uns ſehen konnten. Doch um 10 Uhr Abends wurde der Himmel heiter, und die Sonne ſchien ſehr hell. Sie ging dieſe ganze Nacht nicht unter: was denn, auch ohne Beobachtung, ein ſicherer Beweis iſt, daß wir uns jetzt beträchtlich weit nordwärts von dem Polarkreiſe befanden.

So bald die Witterung wieder beſſer war, gingen wir ungefähr ſieben bis acht Meilen weiter vor-

*) Rohe Völkerſtämme gleichen in manchen Stücken den Europäiſchen Kindern, beſonders unſren Knaben, welche ebenfalls, wenn man ſie ſich ſelbſt überläßt, nicht leicht an einem Vogelneſte vorbeigehen, ohne die Eier oder die Jungen auszunehmen, und jene dann zu zerbrechen, dieſe aber elend umkommen zu laſſen. — Der rohe Wilde iſt alſo gleichſam noch in der Kindheit der Menſchheit. S.

wärts, und kamen zu einem Arme des Conge-ca-tha-wha-chaga-Fluſſes, an deſſen nördlichem Ufer wir mehrere Kupfer-Indianer fanden, die ſich, ihrer jährlichen Gewohnheit gemäß, da eingefunden hatten, um in ihren kleinen Kanots Rothwild, wenn es über den Fluß ſetzte, zu erlegen.

Das Eis war nun aufgegangen; und ſo kamen wir in dieſem Sommer zum erſtenmal in den Fall, von unſren Kanots Gebrauch zu machen, um über den Fluß zu fahren. Es würde hiermit, da unſre Anzahl nicht viel weniger als hundert und funfzig betrug, und wir doch nur drei Kanots von der gewöhnlichen Größe hatten, ſehr langſam gegangen ſeyn, wenn nicht die Kupfer-Indianer ſo gefällig geweſen wären, uns alle ihre Kanots zu Hülfe zu ſchicken. Uebrigens pflegen dieſe Leute, wenn ſie mehr als Ein Kanot haben, und das Waſſer ruhig iſt, zwei bis vier durch Querſtangen mit einander zu verbinden, ſo daß dieſe Art von Floß alsdann verhältnißmäßig weit mehr trägt und auch faſt unmöglich umſchlagen kann.

Auf dem nördlichen Ufer des Fluſſes fanden wir, daß Matonabbi und mehrere Andre von unſrer Geſellſchaft perſönliche Bekanntſchaft mit vielen dort befindlichen Kupfer-Indianern hatten. Die Letztern ſchienen ſich über dieſes Zuſammentreffen zu freuen, und zeigten ſich ſehr bereitwillig, uns nach ihren beſten Kräften zu dienen. Kaum waren unſre Zelte aufgeſchlagen, ſo hatten ſie ſchon eine groſſe Menge gedörrtes Fleiſch und Fett angeſchafft, und luden die angeſehenſten von meinen Gefährten zu einem Gaſtmahle ein, wobei Matonabbi und ich von dem Beſten bekamen.

Natürlicher Weiſe machten wir gleich nach unſrer Ankunft die Kupfer-Indianer mit der Abſicht unſrer Reiſe bekannt. Sie gaben uns ihren

völligen Beifall, und viele verſprachen uns auch ihre Unterſtützung. Beſonders erboten ſie ſich, uns einige Kanots zu leihen, die uns, wie ſie verſicherten, auf dem noch übrigen Theil unſrer Reiſe ſehr zu Statten kommen würden *). Ich muß indeß bemerken, daß dieſe Kanots nicht eigentlich meinen Leuten anvertrauet wurden, ſondern daß die Beſitzer ſie ſelbſt trugen, und mit uns gingen, da es ſehr ungewiß war, ob wir ſie bei unſrer Rückkehr von dem Kupfergruben-Fluſſe wieder antreffen würden.

Meiner Inſtruktion gemäß, rauchte ich mein Friedens-Kalumet [illegible]n Vornehmſten der Kupfer-Indianer, die ſich [illegible]über ſehr zu freuen ſchienen. In einer Unterredung mit dieſen Leuten bemerkte ich, daß ſie ſich Hoffnung machten, es würde eine Europäiſche Niederlaſſung in ihrer Nachbarſchaft angelegt werden. Davon, daß irgend etwas die Ausführung eines ſolchen Plans hindern könnte, ſchienen ſie gar keinen Begriff zu haben. Klima und Witterung waren in ihren Augen etwas ganz Unbedeutendes; auch ſahen ſie nicht ein, wie es ſchwer ſeyn könnte, bis zu ihnen zu gelangen. Sie geſtanden freilich, daß ſie das Meer an der Mündung des Kupfer-Fluſſes nie von Eiſe frei geſehen hätten;

*) Der Haß gegen die Eskimoer, den man bei allen Nordamerikaniſchen Stämmen bemerkt, iſt in der That ein wahres Räthſel. Jene haben ſich ſchon ſeit 800 Jahren in den nördlichſten Gegenden von Amerika aufgehalten, und folglich die andren Stämme durch ihre Einwanderung nicht verdrängt. Sie ſind übrigens von Natur harmlos und zum Theil gutmüthig. Die Verfolgung, die ſie von ihren grauſamen Nachbaren erleiden müſſen, hat ſie gegen Fremde mißtrauiſch gemacht; aber gegen einander ſind ſie ſehr freundſchaftlich und hülfreich. Kein Volk giebt übrigens einen ſtärkeren Beweis von Liebe zum Vaterlande, als dieſes, das die allerkälteſten, unwirthbarſten Gegenden von Nord-Amerika bewohnt und ſie dennoch mit keinem andren Aufenthalte vertauſchen mag. F.

aber dieſer Umſtand, meinten ſie, könnte ja ein Schiff wohl nicht hindern, ſie zu beſuchen. Einfältig genug ſetzten ſie auch noch hinzu: zwiſchen dem Eiſe und der Küſte wäre das Waſſer immer ſo ruhig, daß ſelbſt kleine Boote ſich ohne alle Gefahr darin aufhalten könnten. Wie das Schiff zwiſchen das Eis und die Küſte hinein kommen ſollte: daran dachten ſie nicht.

Ob ſie wirklich gaſtfrei waren, oder ob ſie ſich von meinen Entdeckungen große Vortheile verſprachen, will ich nicht entſcheiden; aber genug, ihre Artigkeit war bei weitem größer, als ich ſie von einem ſo unkultivirten Stamme erwarten durfte, und es that mir daher ſehr leid, daß ich ihnen nichts von eigentlichem Werthe anbieten konnte. Was ich beſaß, vertheilte ich unter ſie, und es wurde mit Dank angenommen. Zwar haben ſie einige Europäiſche Waaren, die ſie von den nördlichen Indianern kaufen; aber eben daſſelbe aus den Händen eines Engländers hatte doch für ſie weit größeren Werth. Da ich der erſte Europäer war, den ſie jemals ſahen, und ſehr wahrſcheinlich auch der letzte ſeyn konnte, ſo umringten ſie mich Alle, und beſahen mich vom Kopfe bis zum Fuße eben ſo genau, wie ein Europäiſcher Naturforſcher ein neuentdecktes Thier. Am Ende erklärten ſie mich denn doch für ein vollſtändiges menſchliches Weſen, nur die Farbe meiner Haare und meine Augen ausgenommen. Die erſteren, ſagten ſie, wären wie das gefärbte Haar in einem Büffelſchwanze, und die letzteren glichen den Augen einer Meve. Meine weiße Haut war, nach ihrem Urtheile, auch ganz und gar nicht ſchön; ſie ſähe aus, ſagten ſie, wie Fleiſch, aus dem man jeden Tropfen Blut herausgekocht hätte. Ueberhaupt war ich hier die größte Merkwürdigkeit. So oft ich mich kämmte, wurde

ich von Einem oder dem Andren um die ausgehenden Haare gebeten. Dieſe wickelte man ſorgfältig ein, und ſagte dabei: wenn ich dich wieder ſehe, will ich dir auch dein Haar wieder zeigen *).

Den Tag nach unſrer Ankunft am Congecathawhachaga, ſchickte Matonabbi ſeinen Bruder und einige Kupfer-Indianer nach dem Kupfer-Fluſſe, und trug ihnen auf, die Menſchen, die ſie etwa dort antrafen, mit der Abſicht meiner Reiſe bekannt zu machen und ihnen zugleich zu ſagen, wann ſie mich wahrſcheinlich erwarten könnten. Ich ſelbſt gab dieſen Boten Taback und einige andre Kleinigkeiten zum Verſchenken mit.

Da Matonabbi und die übrigen Indianer es rathſam fanden, alle Weiber jetzt zurückzulaſſen und ohne ſie zu dem Kupfergruben-Fluſſe zu gehen: ſo beſchloß man, einige Tage hier zu bleiben und ſo viel Rothwild zu ſchießen, daß ſie während unſrer Abweſenheit davon leben könnten. Dieſes Fleiſch wurde übrigens auf die ſchon beſchriebene Art gedörrt.

Ich hatte während meines Aufenthaltes an dem Fluſſe Urſachen genug, mit dem Betragen, das einige von meinen Leuten gegen die Kupfer-Indianer beobachteten, ſehr unzufrieden zu ſeyn. Jene nahmen dieſen nicht nur viele junge Weiber, Pelz-

*) Auch bei uns iſt ein Menſch aus einer weit entfernten Gegend, der ſich in Farbe, Haaren, Geſichtsbildung und Augen von uns unterſcheidet, ein Gegenſtand der Neugierde. Daß die wilden Nord-Amerikaner Hearne's Augen und Haare mit Gegenſtänden verglichen, die ſie am beſten kannten, war ſehr natürlich; und eben ſo, daß ſie etwas von dem fremden Manne zum Andenken zu haben wünſchten. Gerade ſo machten es die Inſulaner in der Südſee, denen ſelbſt eine einzelne Glaskoralle, ein kleiner Nagel, oder auch nur ein Stückchen weißes Papier aus den Händen eines Tahata Bretanni (Britanniſchen Mannes) äußerſt wichtig war. F.

Felle und zur Kleidung in Stand geſetzte Häute weg, ſondern auch mehrere Bogen und Pfeile, die einzigen Werkzeuge, wodurch ſie ſich und ihren Familien Nahrung und Kleidung verſchaffen können. Man glaubt vielleicht, dieſer Verluſt ſey, da die Waffen von ſo einfacher Form ſind, leicht durch eine geringe Mühe zu erſetzen geweſen. Aber hier waren die dazu nöthigen Materialien eben nicht ſo leicht zu bekommen; ſonſt würde man dieſe Sachen auch nicht geſtohlen haben. Mitten in einem Walde iſt das Holz, aus dem der nördliche Indianer ſich Bogen und Pfeile verfertigt, von keinem großen Werthe; wo er aber einige hundert (Engl.) Meilen zu gehen hat, ehe er Holz findet, müſſen daraus verfertigte, ſo nöthige Werkzeuge natürlicher Weiſe ſehr ſchätzbar ſeyn *).

Ich muß übrigens Matonabbi die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſeine Landsleute ſo viel als möglich zu verhindern ſuchte, den Kupfer-Indianern Pelzwerke, Kleidungsſtücke und Bogen wegzunehmen, ohne ihnen ein angemeſſenes Geſchenk dafür zu machen; aber in Betreff der Weiber hielt er es anders: wenn er auch nicht zum Raube derſelben anreizte, ſo that er doch wenigſtens nichts, ihn zu verhindern. Die Kupfer-Indianerinnen ſchienen übrigens von unſren nördlichen Handelsleuten ſehr geſchätzt zu werden: aus welchem Grunde, weiß ich nicht, da beide im Grunde daſſelbe Volk ſind, und ihre Sprachen nicht einmal ſo viel von einander abweichen, wie die Dialekte zweier benachbarten Provinzen in England.

*) Wieder ein Beweis, wie ſehr die mit den Europäern in Verbindung ſtehenden Nordamerikaniſchen Stämme ſich verſchlimmern. Sie berauben die gutmüthigen, nichts Arges befürchtenden Kupfer-Indianer, und machen ſie auf dieſe Art ganz von ſich abhängig. F.

Es iſt gar nicht zu verwundern, daß dieſe Leute ſich gewöhnlich mehrere Weiber halten; auch hat, nach meiner Ueberzeugung, kein Volk unter der Sonne größere Anſprüche auf Nachſicht in dieſem Stücke. Jeder gute Jäger muß, da ihm keine Pferde zu Dienſte ſtehen, einige Perſonen haben, die ihm ſeine Felle nach der Faktorei der Kompagnie bringen helfen; und zum Tragen oder Ziehen ſind hier zu Lande die Weiber am tauglichſten, weil ſie von Jugend auf dazu gewöhnt werden *).

Ich merke hier zur Ehre der nördlichen Indianerinnen noch an, daß ſie die ſanfteſten und tugendhafteſten von allen Weibern ſind, die ich irgendwo in Nord-Amerika geſehen habe. Freilich glauben Einige, dieſer Charakter habe mehr Gewohnheit, Herkommen und Furcht vor ihren Männern zum Grunde, als wirkliche Herzensgüte; und wirklich kann man auch nicht läugnen, daß eine Nord-Amerikanerin ſich am beſten von einem Manne ihrer Nation regieren läßt. Wenn eine und die andre Erlaubniß bekommen hat, im Fort zu bleiben, ſo iſt ſie durch Vortheile leicht dahin zu bringen geweſen, jenem Charakter untreu zu werden; und manche iſt nach und nach eben ſo ausſchweifend geworden, wie die Süd-Indianerinnen, welche bei allen Stämmen für die ver-

*) Schon oben iſt erinnert worden, daß die Vielweiberei unter den Nordamerikaniſchen Wilden gewiſſermaßen ein von den Engländern veranlaßtes Uebel iſt, da der Wilde, der mit den Faktoreien handelt, Laſtthiere brauche und die Weiber dazu am bequemſten findet. Es iſt übrigens ſehr zu verwundern, daß die Nordamerikaner nicht, wie die Kamtſchadalen, Tunguſen und Korjäken in Aſien, darauf fallen, Hunde oder Rennthiere zu zähmen und zum Ziehen zu gewöhnen. Dächten die meiſten Engländer an ſonſt etwas, als an Gelderwerb, ſo würden ſie ſelbſt durch Zähmen und Gebrauch dieſer Thiere den Eingebornen ein Beiſpiel geben. F.

worfenſten Kreaturen unter der Sonne gelten. Dieſe geben ſich, ſo lange ſie noch jung ſind und Temperament haben, ſo gar der Blutſchande Preis, und zwar, wenn ſie, wie es oft der Fall zu ſeyn pflegt, betrunken ſind, auf eine ſo ſchamloſe Art, daß ſelbſt unvernünftige Thiere nicht weniger auf Wohlſtand ſehen können. Ich weiß wohl, daß einige Europäer mit dem Lobe der Südindianiſchen Weiber ſehr freigebig geweſen ſind; aber ſie hatten wenig Gelegenheit gehabt, mit ihnen bekannt zu werden und ihre Sitten zu beobachten; ſonſt würden ſie gefunden haben, daß kein Mann, ſo viele Vorzüge er auch haben mag, im Stande iſt, ſich die Liebe einer ſüdlichen Indianerin in dem Grade zu erwerben, daß ſie ihm treu bleibt *).

Bei den nördlichen Indianerinnen hingegen hört man ſelten von Ausſchweifungen, ſelbſt wenn ſie einen Mann mit ſechs oder ſieben Andren theilen müſſen. Freilich, wenn ich meine Meinung nach dem Betragen derer beſtimmte, mit denen ich genauer bekannt geworden bin, ſo könnte ich eben nicht viel Gutes von ihnen ſagen; aber ich darf nicht alle nach einigen wenigen, und gerade den ſchlechteſten, beurtheilen, ſondern muß denken, daß Reiſende gewöhnlich das Schlechteſte bekommen, ob ſie ſchon vielleicht am beſten bezahlen.

*) Dies iſt zwar im Ganzen der Charakter aller (an den Küſten der Hudſons-Bay ſo genannten) Süd-Indianiſchen Weiber, die mit den Kanadiſchen Indianern von Einem Stamme ſind; doch giebt es auch bisweilen Ausnahmen. Eine ſolche war Marie, die Tochter des Gouverneurs Moſes Norton, die ihr Vater unter den ausſchweifenden Eingebornen aufwachſen ließ, und die dennoch jede weibliche Tugend hatte. Leider mußte die arme Marie nach dem Tode ihres Vaters 1782, in einem Alter von 22 Jahren, mitten unter ihren Verwandten vor Hunger und Kälte ſterben. S. d. Vorrede.

Es iſt übrigens bei den Nord-Indianern ſehr gewöhnlich, daß zwei Männer ihre Weiber auf eine Nacht mit einander vertauſchen. Dies wird aber bei ihnen gar nicht als etwas Strafbares angeſehen, ſondern vielmehr als das ſtärkſte Band der Freundſchaft zwiſchen zwei Familien; und im Falle, daß der eine von beiden Männern ſtirbt, hält ſich der andre für verpflichtet, deſſen Kinder zu ernähren. Man weiß auch nicht ein einziges Beiſpiel, daß ein Indianer die Pflicht vernachläſſigt hätte, zu deren Erfüllung er ſich, nach der Meinung der Nation, auf ſolche Art anheiſchig gemacht hat. Selbſt die ſüdlichen Indianer ſind, bei allen ihren üblen Eigenſchaften, doch ſehr menſchlich und mitleidig gegen die Wittwen und Waiſen ihrer verſtorbenen Freunde, und nur ſelten bleiben dergleichen unglückliche Geſchöpfe ohne Hülfe.

Obgleich ein nördlicher Indianer kein Bedenken trägt, zwei oder drei Schweſtern zu gleicher Zeit als Weiber zu haben, ſo nimmt er doch bei denen, welchen er den näheren Umgang mit ihnen verſtattet, auf den Grad der Verwandtſchaft Rückſicht. Die ſüdlichen Indianer ſind in dieſem Stücke weniger gewiſſenhaft; bei ihnen iſt es ganz und gar nicht ungewöhnlich, daß der eine Bruder mit der Frau oder Tochter des andren vertrauten Umgang hat, was in den Augen der nördlichen Indianer abſcheulich iſt *).

Ich

*) Die meiſten ſüdlichen Stämme ſowohl, als die Atha-puskower und Nehethawayer, haben keine Begriffe von Blutſchande. Es iſt zuverläſſig, daß viele von ihnen gelegentlich bei ihrer Mutter ſchlafen, und oft ihre Schweſtern oder Töchter förmlich zu ihren Weibern machen. Ich habe einige gekannt, die erſt eine Zeitlang mit ihren Töchtern auf dieſe Art gelebt hatten, und ſie dann ihren Söhnen gaben, womit auch alle Theile vollkommen zufrieden waren. Troz ihrem kalten Klima ſind dieſe Menſchen ſo wollüſtig und ausſchweifend, wie es die Einwohner des ſüdlichen

Ich komme wieder zu meiner Kriegsgeſchichte. Als wir Rothwild genug, zum Unterhalt der Weiber während unſrer Abweſenheit, geſchoſſen hatten, brachen wir (am 1ſten Juli) wieder auf. Bis dahin hatte ich zwei gute Beobachtungen anſtellen können, deren Durchſchnitt die Breite des Congecathawhachaga auf 68° 46′ N. beſtimmte. Die Länge war, nach Berechnungen, 24° 2′ W. vom Prinz von Wallis-Fort, oder 118° 15′ W. von London. Ehe wir unſren Weg antraten, entſchloſſen ſich mehrere Indianer, lieber bei den Weibern zu bleiben, als den kriegeriſchen Zug mitzumachen; ſie wurden

ſüdlichen Aſiens nur immer ſeyn können. Freilich nehmen von denen, welche unter dem unmittelbaren Schutze der Engländer leben, nur wenige ihre Schweſtern oder Töchter zu Weibern, wahrſcheinlich weil ſie wiſſen, daß die Engländer damit unzufrieden ſind; doch Blutſchande fällt nur allzu oft unter ihnen vor. A. d. V. — Da die ſüdwärts wohnenden Nordamerikaniſchen Stämme, wie der Verfaſſer ausdrücklich anmerkt, mit den Kanadiſchen Einen Urſprung haben: ſo iſt es um ſo befremdender, daß Blutſchande unter ihnen Statt findet; denn bei den Stämmen, welche an die Nordamerikaniſchen Freiſtaaten gränzen, giebt es hiervon, und auch von der Vielweiberei, nur ſelten Beiſpiele. — Daß die Männer ſich mit ihren Schweſtern und Töchtern begatten, rührt wohl hauptſächlich von dem knechtiſchen Zuſtande her, in welchem die Weiber überhaupt gehalten werden. Wie kann ſich eine Perſon, die einem Manne blindlings zu gehorchen gewohnt iſt, ſeinem Willen in irgend einem Stücke widerſetzen? — Daß der Wilde ſeine von ihm ſelbſt gemißbrauchte Tochter nachher ſogar ſeinem Sohne zur Frau giebt, iſt ein Sittenverderbniß, die man kaum noch bei irgend einer andren Völkerſchaft findet. Die nomadiſchen Stämme der Araber haben zwar von jeher in der Vielweiberei gelebt; aber doch halten ſie Blutſchande für Unrecht, und haben in ihrer Sprache ſogar Wörter dafür, mit denen der Begriff des Abſcheues verknüpft iſt. Die Horiten oder Kananiter, ein vertriebener Stamm am Arabiſchen Meerbuſen und in den angränzenden Wüſten, trieben zwar Blutſchande; ſie wurden aber auch von allen mehr geſitteten Völkern deshalb verabſcheuet. Hiob XXX. 1 ff. Diodorus Sicul. l. III. Strabonis Geograph. l. XVI.

aber vollkommen durch die Kupfer-Indianer erſetzt, die uns als Wegweiſer und Krieger begleiteten.

Am 2ten hatten wir ſo üble Witterung, mit vielem Schnee und Geſtöber, daß wir nur zehn (Engl.) Meilen zurücklegten. Eben ſo ging es am folgenden Tage, wo wir endlich anhielten, weil wir vor Schnee unſren Weg nicht ſehen konnten. Wir legten uns hinter einen großen Stein, der uns vor dem Winde ſchützte, oder in die Spalten der Felſen, aßen, was wir bei uns hatten, und rauchten unſre Pfeife, oder ſchliefen, bis die Witterung uns erlaubte, die Reiſe weiter fortzuſetzen.

Am 4ten hatten wir etwas beſſeres Wetter, obgleich auch heute ein unaufhörliches leichtes Schneegeſtöber das Gehen ſehr unbequem machte. Deſſen ungeachtet gingen wir aber 27 Meilen nach Nordweſten, und zwar 14 davon über die ſteinigen Berge, die ihren Nahmen gewiß mit vollem Rechte verdienen. Als wir uns dieſen Bergen zuerſt näherten, ſchienen ſie ein unordentlicher Haufe von Steinen zu ſeyn, der für jeden Menſchen völlig unzugänglich wäre; doch da wir einige Kupfer-Indianer bei uns hatten, welche die beſten Wege kannten, ſo kamen wir noch ziemlich gut hinan, wobei wir freilich öfters auf Händen und Füßen kriechen mußten. So ſchlecht der Weg übrigens auch iſt, ſo kann man doch ſelbſt auf den ſchwierigſten Stellen ſehr deutlich einen Pfad über das ganze Gebirge unterſcheiden; und wo die Felſen etwas ebener ſind, da iſt der Pfad ſo deutlich und ſo betreten, wie irgend ein Nebenweg in England. Neben dieſem Pfade liegen an verſchiedenen Stellen mehrere große, flache Steine, gleich Tafeln; und dieſe ſind mit vielen tauſend kleinen Kieſeln bedeckt. Die Kupfer-Indianer ſagten uns:

dieſe Kieſel hätten ſich nach und nach durch die Reiſenden vermehrt, welche zu den Kupfergruben gegangen, oder von dort her gekommen wären. Da wir nun auch erfuhren, daß nach einer allgemeiner Sitte jedermann einen Stein hinzulege, ſo wollten wir nicht die Einzigen ſeyn, welche es unterließen.

Gerade als wir an den Fuß der ſteinigen Berge kamen, kehrten drei von den Indianern wieder um. Sie ſagten: ſehr wahrſcheinlich würde die noch übrige Reiſe mit mehr Beſchwerlichkeiten verbunden ſeyn, als daß ſie durch das Vergnügen, mit den Eskimoern zu kämpfen, aufgewogen werden könnten.

Am 5ten war das Wetter durch Schnee, Regen und Geſtöber ſo übel, daß wir nicht weiter gingen. Am folgenden Tage machten wir bei beſſerem Wetter eilf Meilen; aber dann mußten wir uns auch heute, wie an den vier vorigen Abenden, nach einem Lager zwiſchen den Felſen umſehen, weil wir weder Zelte, noch Zeltſtäbe bei uns hatten. Den nächſten Morgen verließen uns noch funfzehn andre Indianer, weil ſie von dem üblen Wege und dem ungewöhnlich ſchlimmen Wetter ganz krank geworden waren. Wirklich hatten wir ſeit unſrem Aufbruch von dem Congecathawhachaga kein trocknes Kleidungsſtück am Leibe gehabt und uns nur durch Felſen und Höhlen vor dem unfreundlichen Wetter ſchützen können; aber auch dieſe waren ein feuchter, ungeſunder Aufenthalt, da in den meiſten das Waſſer ohne Unterlaß von dem zum Dache dienenden Felſen herabtröpfelte, ſo daß wir uns nicht viel beſſer als in der freien Luft befanden. Ueberdies hatten wir während der ganzen Zeit uns nicht ein einzigesmal Feuer anzünden können, (ausgenommen zum Anbrennen unſrer Pfeifen.) Zwar gab es hier und da ein wenig Moos; aber

es war durch das beſtändige Geſtöber ſo naß, daß es unmöglich brennen konnte.

Wir waren kaum an unſrem Zufluchtsorte, ſo aßen wir etwas rohes Wildbret, das die Indianer dieſen Morgen geſchoſſen hatten; denn unſer kleiner Vorrath von gedörrtem Fleiſche war ſchon aufgezehrt. Auf einmal kam nun ein heftiger Sturm aus Nordweſten mit ſo ſtarkem Schneewetter, daß die älteſten Indianer in unſrer Geſellſchaft ſagten: ſie hätten dergleichen zu keiner Jahreszeit erlebt, und am wenigſten mitten im Sommer. Der Sturm legte ſich bald, und nach und nach wurde es völlig windſtill; die Schneeflocken waren aber ſo groß, daß es allen Glauben überſteigt, und fielen in ſolcher ungeheuren Menge, daß wir, ob es gleich nur neun Stunden ſchneiete, doch Gefahr liefen, in unſrer Höhle zu erſticken.

Am 7ten hatten wir einige vorübergehende Regenſchauer, aber auch warmen Sonnenſchein, der den größten Theil des neugefallenen Schnees bald wieder ſchmelzte. Früh Morgens krochen wir aus unſren Höhlen an der Nordſeite der ſteinigen Berge hervor, und gingen etwa achtzehn bis zwanzig Meilen weiter. Wir kamen über einen großen See, deſſen Eis noch lange nicht geſchmolzen war. Ich nannte ihn den Büffel- oder Biſamſtier-See, weil an dem Rande deſſelben eine Menge ſolcher Thiere weideten. Die Indianer erlegten viele; doch da ſie fanden, daß alle mager waren, ſo nahmen ſie nur einige Häute zu Schuhleder mit. Jetzt ſahen wir ſeit unſrem Aufbruche von der Faktorei zum erſtenmale Biſamſtiere. Auf meinen beiden vorigen Reiſen hatte ich dergleichen viel früher angetroffen; auch findet man ſie bisweilen ganz nahe an der Küſte der Hudſons-Bay, in der ganzen Strecke von Knapp's-Bay, bis zur Wager-Straße. Am häufigſten

fand ſie aber innerhalb des Polarkreiſes. In dieſen hohen Breiten habe ich oft an einem Tage mehrere Heerden ſolcher Thiere geſehen, von denen jede aus nicht weniger als achtzig bis hundert Stück beſtand. Der Stiere ſind, in Verhältniß zu den Kühen, ſehr wenige: denn ſelten ſieht man mehr als zwei oder drei völlig ausgewachſene bei der größten Heerde; und da man ſo viele todt findet, ſo mögn ſie wohl, wie die Indianer glauben, einander in der Brunſtzeit tödten. Sie ſind dann auch ſo eiferſüchtig auf die Kühe, daß weder Menſch noch Thier ſich dieſen nähern darf. Man hat bemerkt, daß ſie ſogar auf Raben und andre größere Vögel brüllend zulaufen, wenn dieſe ſich von ungefähr in der Nähe der Kühe niederlaſſen. Vorzüglich gern halten ſie ſich in den ſteinigen, gebirgigen Theilen der öden Gegenden auf, und ſelten entfernen ſie ſich weit von den Waldungen. Ob ſie gleich ziemlich groß, und, dem Anſcheine nach, ſehr unbehülflich ſind, ſo erklettern ſie doch die Felſen mit vieler Leichtigkeit und faſt mit eben ſo ſichrem Tritte, wie die Ziegen. So wie dieſe, freſſen ſie auch alles, was ihnen vorkommt. Zwar ſcheinen ſie Gras am meiſten zu lieben; aber im Winter, wenn es ihnen daran fehlt, freſſen ſie auch Moos, oder was für Vegetabilien ſie ſonſt finden können, z. B. die Spitzen der Weiden und die zarten Sproſſen der Fichten. Die Kühe laſſen den Stier im Auguſt zu, und werfen dann ihr Junges — denn nie haben ſie mehr als Eins — zu Ende des Mayes, oder zu Anfange des Junius.

Ein völlig ausgewachſener Biſamſtier iſt ungefähr eben ſo groß, wie das Engliſche Rindvieh; nur ſind die Beine kürzer, obgleich dick. Der Schwanz iſt nicht länger, als an einem Bären; er hängt, wie bei dieſem Thiere, immer herunter und einwärts, ſo

daß die langen Haare des Hintertheiles und der Lenden ihn gänzlich verſtecken. Die Krümmung des Rückens iſt verhältnißmäßig nicht viel größer, als an dem Rothwilde. Die Haare ſind an einigen Theilen ſehr lang, beſonders an dem Bauche, den Seiten und den Hintertheilen; doch die längſten, vorzüglich an dem Stiere, ſitzen unter dem Halſe, von dem Kinn an, bis zu dem unteren Theile der Bruſt, zwiſchen den Vorderbeinen. Hier hängt das Haar wie die Mähne eines Pferdes herunter, und giebt dem Thiere ein ſehr furchtbares Anſehen. Aus dieſen Haaren (nicht aus denen im Schwanze) machen die Eskimoer ihre Muskito-Perücken. Für den Winter giebt die Natur den Biſamſtieren einen Pelz von dicker, feiner Wolle, die an den Wurzeln der langen Haare hervorwächſt und ſie gegen die ſtrenge Kälte dieſer Jahreszeit ſchützt. So wie aber der Sommer herankommt, löſet dieſer Pelz ſich von der Haut ab. Das Thier wälzt ſich dann oft auf der Erde, und arbeitet dabei die Wolle los, die dadurch allmählig abfällt, ſo daß im Sommer wenig mehr, als das lange Haar, übrig bleibt. Der Sommer iſt aber in dieſen hohen Breiten ſo kurz, daß der neue Pelz, wenn der alte abfällt, ſchon wieder zum Vorſchein kommt, ſo daß der Stier gegen die Zeit, da es kalt wird, wieder eine Winterbedeckung hat.

Das Fleiſch des Biſamſtieres hat gar keine Aehnlichkeit mit dem Fleiſche der weſtlichen Büffel, ſondern eher mit dem von Muus- oder Elennthieren. Das Fett iſt ganz weiß, ein wenig mit Hellblau tingirt. Die Kälber und die jungen Kühe laſſen ſich recht gut eſſen; aber das Fleiſch der Stiere riecht und ſchmeckt ſo ſtark nach Biſam, daß es ſehr widerlich zu genießen iſt. Selbſt das Meſſer, womit man das Fleiſch eines alten Stieres geſchnitten hat,

riecht ſo ſtark, daß man den Geruch nur durch Scheuern oder Schleifen vertreiben kann; und der Griffel behält den Geruch noch ſehr lange. Zwar riecht der ganze Körper eines Stiers, doch vorzüglich die Zeugungstheile. Selbſt der Urin muß die riechende Subſtanz in beträchtlicher Quantität enthalten; denn die weiblichen Geburtstheile ſind mit einer braunen, gummiartigen Materie überzogen, die beinahe eben ſo ſtark riecht, wie der Moſchus von der Zibeth-Katze, und die, wenn man ſie auch einige Jahre aufbewahrt, nichts von ihrer Kraft zu verlieren ſcheint *).

Am 8ten war das Wetter gut und nicht unfreundlich, obgleich einige Regenſchauer kamen. Wir machten uns früh Morgens auf, und gingen achtzehn Meilen nach Norden. Dann erlegten die Indianer einiges Rothwild; deshalb blieben wir bei einem kleinen Bache, wo einige Weiden ſtanden, und bereiteten uns nun zum erſtenmale wieder, ſeit einer ganzen Woche, eine warme Mahlzeit, die, wie man leicht denken kann, mir eben ſo willkommen war, wie den Indianern. Da auch, ungeachtet kleiner Regenſchauer, die Sonne den Tag über unſre Kleider getrocknet hatte, ſo fühlten wir uns ſehr behaglich. Der Ort, wo wir dieſe Nacht blieben, iſt nicht weit von dem grauen Bärenberg. Dieſer hat ſeinen Nahmen von den vielen Bären, die ſich dahin begeben, um in einer darin befindlichen Höhle ihre Jungen zur Welt zu bringen. Die Kupfer-Indianer beſchrieben

*) In dieſen Nachrichten von dem Biſamſtiere (Bos moſchatus L.) ſind mehrere Umſtände neu; z. B. der, daß die Drüſen an der Vagina p. ſo ſtark nach Biſam riechen: ferner die Zeit der Begattung, die Geburt der Kälber ꝛc. Solche kleine Züge vollenden das Gemälde, und geben am Ende eine vollſtändige Naturgeſchichte. F.

uns ihn als ſo wunderbar, daß wir neugierig wurden, ihn zu ſehen; aber als wir hinkamen, fanden wir an ihm nicht viel Merkwürdiges. Es war weiter nichts als ein hoher Hügel von lehmartiger Erde, dergleichen noch mehrere andre in der Nachbarſchaft ſind. Alle ſtehen mitten in einem großen Sumpfe, ſo daß ſie Inſeln in einem See zu ſeyn ſcheinen. Der größte unter ihnen, eben der erwähnte graue Bärenberg, iſt ungefähr zwanzig Fuß über die Ebne umher erhöhet. Die Seiten aller dieſer Hügel ſtehen vollkommen ſenkrecht, und die Gipfel ſind mit dicken Raſen von Moos und langem Graſe bedeckt, welches an manchen Stellen über den Rand hervorhängt. Uebrigens müſſen dieſe Hügel mit der Zeit immer mehr abnehmen, da während des kurzen Sommers bei jedem Regenſchauer etwas von den Seiten abgeſpühlt wird.

In dem Hügel, den ich beſah, iſt eine große Höhle, welche beträchtlich tief in den Felſen hineingeht, und wohl von Bären gemacht ſeyn kann, da wir ganz deutlich bemerkten, daß in dieſem Frühlinge dergleichen Thiere darin geweſen waren. Dieſer Umſtand hatte nun für mich nichts Merkwürdiges, wohl aber der, daß oſtwärts von dem Sumpfe das Land in lauter tiefe und lange Furchen aufgewühlt war. Ich hielt dieſe Furchen Anfangs für Wirkungen von Blitzen; aber die Eingebornen verſicherten mir: von dieſer Naturerſcheinung wüßten ſie nichts, und die Furchen wären bloß von den Bären gemacht, welche Schweizer-Eichhörnchen (Sciurus ſtriatus) und vielleicht auch Mäuſe, ihre Lieblingsnahrung, geſucht hätten. Noch auffallender, als dieſe Furchen, waren für mich die ungeheuren Steine, welche die Bären bei dieſem Geſchäft aus ihrer Lage gerückt hatten.

Am 9ten war der Himmel wolkig, und es kamen einige leichte Regenſchauer. Wir machten uns früh Morgens auf, und gingen ungefähr vierzig Meilen nach Norden. Auf unſrem Wege ſahen wir eine Menge Rothwild und Biſamſtiere. Meine Indianer ſchoſſen einiges von dem erſteren; da aber gerade, als wir Halt machen wollten, ein Regenſchauer kam, ſo wurde das Moos ſo naß, daß wir unmöglich Feuer anzünden konnten.

Am folgenden Tage gingen wir zwanzig Meilen weiter. Gegen Mittag wurde es ſehr heiß und ſchwül; wir ruheten daher auf einem hohen Hügel aus, und zündeten uns, da jetzt das Moos trocken war, ein Feuer an. Zum Unglück wurden wir aber von Muskitos gequält, deren es hier eine außerordentlich große Menge gab, und die faſt unerträglich ſtachen. — Heute ſchickte Matonabbi wieder einige Leute nach dem Kupfergruben-Fluſſe voraus, daß ſie die etwa daſelbſt befindlichen Indianer von unſrer Ankunft unterrichten ſollten; und ich gab ihnen zugleich einige kleine Geſchenke mit.

Am 11ten war es, wie an den vorigen Tagen, heiß und ſchwül; wir gingen aber doch zehn bis elf Meilen nach Nordweſten, und begegneten dann an einem kleinen Fluſſe *) einem Anführer der nördlichen Indianer, Nahmens Oule-eye, und ſeiner Familie, die in Geſellſchaft einiger Kupfer-Indianer Rothwild mit Bogen und Pfeilen, oder auch mit Speeren, jagten. Ich rauchte den Nachmittag mein Friedens-Kalumet mit dieſen Fremden, fand indeß bald, daß ſie ſich ſehr von denen, die ich vorher hatte kennen lernen, unterſchieden. Sie waren

*) Dieſer Fluß läuft beinahe in Nordöſtlicher Richtung, und ergießt ſich wahrſcheinlich, nicht weit von dem Kupfer-Fluſſe, in den nördlichen Ocean. A. d. V.

überflüſſig mit Lebensmitteln verſehen, boten aber weder mir noch meinen Gefährten einen Biſſen an, sondern würden uns vielmehr rein ausgeplündert haben, wenn wir ihnen nicht überlegen geweſen wären. Selbſt meine nördlichen Begleiter wunderten ſich über dieſes unerklärliche Betragen. Nur Armuth ſchützte die Fremden; ſonſt hätte meine Mannſchaft ſie, zur Strafe für ihre wenige Gaſtfreiheit, rein ausgeplündert. Jetzt mußte ſich dieſe indeß damit begnügen, daß ſie ihnen eine Quantität gedörrtes Fleiſch wegnahm.

Am 13ten gingen wir etwa 15 bis 16 Meilen weiter, und hofften, daß wir heute endlich zu dem Kupfergruben-Fluſſe kommen würden; als wir aber den Gipfel einer langen Kette von Bergen, zwiſchen denen er fließen ſollte, erſtiegen hatten, fanden wir nur einen Arm, der ſich ungefähr vierzig Meilen weit von der Mündung des Hauptfluſſes in dieſen ergießt. Jetzt waren gerade alle Kupfer-Indianer in verſchiedenen Geſchäften verſchickt, ſo daß uns niemand den kürzeſten Weg zu dem Hauptfluſſe zeigen konnte. Da wir indeß nach Weſten hin einiges Holz ſahen, und vermutheten, daß der kleine Fluß ſich in dieſer Richtung ergöſſe, ſo glaubten wir, daß der Hauptfluß dort, und nicht weit entfernt ſeyn würde. Auf dem Wege, den wir nun einſchlugen, ſahen wir bald einige ſchöne Hirſche, und meine Indianer erlegten ſie. Da es nun hier auch nicht an Brennholz fehlte, ſo hielten wir an, und bereiteten eine Mahlzeit, wie wir ſchon lange keine genoſſen hatten. Meine Indianer boten bei dieſer ſeltnen Gelegenheit ihre ganze Geſchicklichkeit in der Kochkunſt auf. Das wohlſchmeckendſte unter ihren Gerichten war aber ein ſo genanntes Biati, eine Art von Magenwurſt. Es beſteht aus dem Blute des Hirſches, einer guten Quantität kleingehacktem Fett,

etwas von dem zarteſten Fleiſche, nebſt dem Herzen und der Lunge, alles ganz klein gehackt, dann in den Magen gefüllt und langſam am Feuer gebraten. Man muß aber ſorgfältig darauf ſehen, daß es nicht zu ſchnell Hitze bekommt. Nimmt man es dann zu rechter Zeit vom Feuer, ehe es allzu ſtark gebraten iſt, ſo kann es, ſelbſt ohne Pfeffer, Salz oder irgend ein andres Gewürz, in der That für einen ſehr leckern Biſſen gelten.

Als wir uns reichlich ſatt gegeſſen und uns einige Stunden ausgeruhet hatten (denn zu ſchlafen, war wegen der Muskitos faſt unmöglich), gingen wir weiter nach Nordweſten, und kamen, nach einem Wege von neun oder zehn Meilen, endlich an den ſo lange erſehnten Kupfergruben-Fluß.

Sechstes Kapitel.

Vorfälle an dem Kupfergruben-Fluſſe, und bis zu der Zeit, da wir alle Weiber ſüdwärts am Cogead-See wiederfanden.

Wir waren kaum zu dem Fluſſe gekommen, als vier Kupfer-Indianer mit zwei Kanots zu uns ſtießen. Sie hatten alle zu verſchiednen Zeiten von uns ausgeſchickte Indianer geſehen, nur nicht Matonabbi's Bruder, der mit drei Andren zuerſt (vom Congecathawhachaga) vorausgegangen war.

Ich erſtaunte nicht wenig, als ich den Fluß ganz von der Beſchreibung verſchieden fand, welche die Indianer in der Faktorei davon gemacht hatten; denn, anſtatt für Europäiſche Fahrzeuge ſchiffbar zu ſeyn, war er es dort kaum für ein Indianiſches Kanot. Seine Breite betrug nicht über 180 Schritte; überdies hatte er allenthalben Untiefen, und man konnte nicht weniger als drei Waſſerfälle auf einmal darin ſehen *).

Nahe am Ufer des Fluſſes ſteht einiges Holz; aber auf den Gipfeln und an den Seiten der Berge, zwiſchen denen er ſtrömt, wächſt nicht das mindeſte. Ehemals mögen weit mehr Bäume hier geſtanden haben; ſie ſind aber, wie es ſcheint, in Brand geſteckt worden: denn jetzt ſieht man neben einem grünen, noch ſtehenden, wohl zehn trockne Stämme auf der Erde liegen. Dies Holz ſcheint indeß, auch in ſeinem blühendſten Zuſtande, ſo verkrüppelt und zwergartig geweſen zu ſeyn, daß es zu weiter nichts, als zu Feuerung, getaugt hat.

Bald nach unſrer Ankunft bei dem Fluſſe wurden drei Indianer als Kundſchafter ausgeſchickt, um zuzuſehen, ob an den Ufern von hier bis zum Meere etwa Eskimoer wohnten. Die übrigen gingen, als wir unſren Weg etwa drei Viertelmeilen neben dem Fluſſe fortgeſetzt hatten, auf die Jagd, und ſchoſſen mehrere Biſamſtiere und einiges Rothwild. Sie waren den ganzen Ueberreſt des Tages und die folgende Nacht damit beſchäftigt, das Fleiſch in Scheiben zu ſchneiden und zu dörren. Da es uns jetzt gar

*) Hier hat man ein deutliches Beiſpiel, wie wenig man ſich auf topographiſche und andre Nachrichten, welche rohe Menſchen von ihrem Lande geben, verlaſſen kann. Der Kupfergruben-Fluß ſollte ſchiffbar ſeyn, und hatte doch Untiefen und Waſſerfälle. F.

nicht an Lebensmitteln fehlte, ſo konnte ich dieſe ungewöhnliche Oekonomie meiner Gefährten nicht begreifen; man ſagte mir aber bald: wir müßten Lebensmittel genug haben, damit wir bis zur Mündung des Fluſſes keine Flinte abzuſchießen und kein Feuer anzuzünden brauchten, weil ſonſt der Knall von jener oder der Rauch von dieſem die Eingebornen ſcheu machen würde, ſo daß ſie zu entkommen ſuchten.

Früh Morgens am 15ten gingen wir weiter, und ich fing ſogleich an, den Fluß aufzunehmen. Dies ſetzte ich zehn Meilen den Fluß hinunter fort, bis ich wegen eines ſtarken Regens aufhören mußte. Die Stelle, wo wir dieſe Nacht blieben, war gerade die äußerſte Gränze der Waldungen; denn die ganze übrige Strecke bis zur See hin beſtand gänzlich aus nackten Hügeln und weiten, offnen Sümpfen. An dieſem Tage fand ich den Fluß wieder eben ſo voller Untiefen, wie am vorigen; und an manchen Stellen war er ſo ſchmal, daß wir wieder zwei ſtarke Waſſerfälle antrafen.

Am 16ten fuhr ich bei ſchönem, angenehmen Wetter, mit meinem Aufnehmen, den Fluß hinunter, fort, und fand ihn wieder eben ſo, wie vorher, voll Untiefen und Waſſerfälle. Ungefähr um Mittag kamen die drei als Kundſchafter ausgeſchickten Indianer zurück, und ſagten meinen Gefährten, daß an der Weſtſeite des Fluſſes fünf Zelte der Eskimoer ſtänden, und zwar an einem Orte, wo ſie leicht zu überfallen ſeyn würden. Ich ſchloß aus ihrer Nachricht, daß es ungefähr noch zwölf Meilen bis dahin ſeyn möchte. Sobald meine Indianer dies wußten, bekümmerten ſie ſich gar nicht mehr um mein Aufnehmen des Fluſſes, ſondern ſannen nur darauf, wie ſie in der folgenden Nacht die armen Eskimoer

am beſten überfallen und ſie ſammt und ſonders im Schlafe ermorden könnten. Um dieſe blutige Abſicht deſto ſicherer zu erreichen, fanden ſie es rathſam, ſo bald als möglich über den Fluß zu gehen, und zwar gleich an der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, da das Waſſer hier ſehr ruhig und auf eine beträchtliche Weite kein Fall in der Nähe war. Dem gemäß brachten Alle ihre Flinten, Speere, Schilde u. ſ. w. in Ordnung, und ſetzten über den Fluß, womit indeß einige Zeit hinging.

Sobald wir an dem weſtlichen (linken) Ufer des Fluſſes waren, malte jeder etwas auf ſeinen Schild: Einige die Sonne; Andre den Mond; noch Andre verſchiedne Arten von Vögeln und Raubthieren; Viele aber Weſen der Phantaſie, die, nach ihren thörichten Begriffen, Erde, Waſſer, Luft u. ſ. w. bewohnen. Als ich mich nach der Urſache dieſes Verfahrens erkundigte, ſagte man mir: jeder male auf ſein Schild das Weſen, auf deſſen Hülfe er bei dem Unternehmen am meiſten rechne *). Manche begnügten ſich mit einer einzigen Vorſtellung; Andre aber hatten (vermuthlich, weil ſie der Macht Eines Weſens nicht recht traueten) ihren Schild über und über mit Hieroglyphen bemalt, die nur ſie ſelbſt, und kein Andrer, verſtehen konnten. Ueberhaupt machte die Eil, mit der die Arbeit nothwendig verrichtet werden mußte, der Mangel an andren Farben als an Roth und Schwarz, und die Ungeſchicktheit der Maler, daß die

*) Man möchte beinahe verſucht werden, einer ähnlichen Urſache den Urſprung der Wapen- oder Schildgemälde bei den alten Deutſchen zuzuſchreiben. — Schon die Krieger der Spartaner hatten Schlangen, Füchſe und andre Zeichen auf ihren Schilden. Dies zeigen die ſteinernen Schilde auf Denkmählern, welche in den Mémoires de l'Academie des inſcriptions et des belles lettres abgebildet ſind. F.

meiſten dieſer Abbildungen eher zufälliger Weiſe gemachten Flecken glichen, als irgend einem Dinge, das auf der Erde oder im Waſſer unter der Erde iſt. Einige wenige konnte man wohl ſo ziemlich als das, was ſie vorſtellen ſollten, erkennen; aber ſelbſt dieſe waren um viele Grade ſchlechter, als die Schilder unſrer Dorfſchenken in England.

Sobald dieſe abergläubiſche Arbeit vollendet war, traten wir den Weg zu den Zelten der Eskimoer an, nahmen uns aber ſehr in Acht, über Hügel zu gehen, oder laut mit einander zu ſprechen, damit die Bewohner uns nicht etwa erblicken oder hören möchten. Auf dieſe Art hatten wir nicht nur einen weit längern Weg zu machen, ſondern mußten öfters auch durch ganze Strecken von zähem, mergelartigem Thon gehen, in den wir zuweilen bis an die Knies ſanken. Unſer Weg ging nun zwar ſehr geſchlängelt, entfernte ſich aber dennoch nie ſo weit von dem Fluſſe, daß ich dieſen nicht hätte überſehen können. Vielmehr kam ich bisweilen nahe genug hinan, um mich völlig zu überzeugen, daß er hier eben ſo wenig ſchiffbar war, als an den Stellen, die ich vorher aufgenommen hatte.

Es iſt vielleicht bemerkenswerth, daß meine Begleiter, ob ſie ſchon nur ein zuſammengelaufnes Geſindel und eben ſo wenig an Befehlen als an Gehorchen gewöhnt waren, bei dieſer ſchrecklichen Gelegenheit dennoch mit der größten Eintracht zu Werke gingen. Nie hatten ſie Streit oder verſchiedne Meinungen; Alle vereinigten ſich zu dem gemeinſchaftlichen Vorhaben, und folgten Matonabbi eben ſo bereitwillig, als er ſie anführte, und zwar dem Rathe eines alten Kupfer-Indianers gemäß, der gleich bei unſrer Ankunft an dem Fluſſe zu uns geſtoßen war.

Nie wurde unter einer Anzahl von Leuten allgemeiner auf ein gleiches Intereſſe gehalten. Keinem von ihnen fehlte es nur einen Augenblick an dem, was ein Andrer entbehren konnte. Alles Privat-Eigenthum ſchien aufgehört zu haben; und wer etwas hatte, war gleichſam ſtolz darauf, es einem Andren, der es brauchte, zu ſchenken oder zu leihen.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach mußte ein Wunder geſchehen, die armen Eskimoer zu retten, da meine Leute weit zahlreicher und auch weit beſſer bewaffnet waren. Ueberdies konnten wir, bei der Beſchaffenheit des Landes, von Felſen und Hügeln verdeckt, uns den Zeltern auf zweihundert Schritt näheren, wo wir uns dann einige Zeit in einen Hinterhalt legten, um die Bewegungen der Eskimoer zu beobachten. Die Indianer gaben mir den Rath, hier ſo lange zu bleiben, bis das Gefecht vorüber wäre; doch dazu konnte ich mich keinesweges entſchließen: ich bedachte nehmlich, daß die Eskimoer, wenn man ſie überfiele, wahrſcheinlich alle Mühe anwenden würden, zu entkommen. Fanden ſie mich dann allein, ſo legten ſie ohne Zweifel Hand an mich, und es war niemand da, der mir Beiſtand leiſten konnte. So entſchloß ich mich denn, meine Gefährten lieber zu begleiten, wobei ich ihnen indeß ſagte: ich würde an den Mordthaten, die ſie begehen wollten, keinen Theil nehmen, wenn meine eigne Sicherheit es nicht nothwendig erforderte. Mit dieſer Aeußerung waren die Indianer nicht unzufrieden. Einer von ihnen lieh mir ſogleich einen Speer, und ein Andrer ein breites Bajonett. Einen Schild konnten ſie mir nicht geben; doch war mir auch nichts damit gedient, meine Laſt noch zu vergrößern.

Während daß wir im Hinterhalte lagen, machten die Indianer noch die letzten Vorbereitungen zu dem

dem Gefechte. Dieſe beſtanden hauptſächlich darin, daß ſie ſich die Geſichter bemalten: Einige ganz ſchwarz, Andre ganz roth, und noch Andre mit beiden Farben. Damit die Haare ihnen nicht in die Augen hangen ſollten, wurden ſie entweder vorn, hinten und an beiden Seiten aufgebunden, oder auch ringsum kurz abgeſchnitten. Nächſtdem dachten ſie darauf, ſich ſo leicht als möglich zu machen, damit ſie deſto beſſer laufen könnten. In dieſer Abſicht zogen ſie die Strümpfe aus, und ſchnitten die Aermel ihrer Jacken entweder ab, oder wickelten ſie bis an die Schultern auf; ja Einige legten, obgleich die Muskitos unglaublich zahlreich waren, auch ihre Jakken ab, und gingen, die Beinkleider und Schuhe ausgenommen, ganz nackend zu dem Kampfe. Ich beſorgte, daß auch ich vielleicht in den Fall kommen möchte, mit den Uebrigen zu laufen; daher hielt ich es für rathſam, ebenfalls meine Strümpfe auszuziehen, die Mütze abzunehmen und die Haare ſo dicht als möglich aufzubinden.

Als die Indianer endlich ihr ſchreckliches Anputzen vollendet hatten, war es beinahe 1 Uhr Morgens am 17ten. Nun brachen ſie, da ſie alle Eskimoer in ihren Zelten ruhig fanden, aus ihrem Hinterhalte hervor, und überfielen die armen Menſchen, die gar nichts Arges befürchteten. Schon in einigen Minuten eröffnete ſich eine, über alle Beſchreibung ſchreckliche Scene. Die unglücklichen Schlachtopfer wurden mitten im Schlaf überraſcht, und hatten weder Zeit, noch Kräfte, Widerſtand zu thun. Männer, Weiber und Kinder, zuſammen etwa zwanzig Perſonen, liefen ganz nackend aus ihren Zelten hervor, und ſuchten zu entfliehen; aber alle Auswege nach der Landſeite waren verſperrt. Nun blieb ihnen weiter nichts übrig, als in den Fluß zu ſpringen; doch

dies that Keiner, und ſo wurden Alle von den barbariſchen Indianern aufgeopfert.

Das Geſchrei und das Aechzen der unglücklichen Sterbenden war in der That ſehr ſchrecklich. Mein Grauen vermehrte ſich noch, als ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen ganz nahe bei mir niedergeſtoßen wurde. Sie fiel, als der erſte Speer ſie in die Seite getroffen hatte, vor meinen Füßen nieder, und ſchlang ſich ſo feſt um meine Beine, daß ich mich nur mit Mühe aus ihren konvulſiviſchen Umarmungen losmachen konnte. Ich bat zwei Indianer, die das unglückliche Mädchen verfolgten, ſehr dringend um ihr Leben; aber die Mörder gaben mir nicht eher eine Antwort, als bis ſie Beide ihr die Speere durch den Leib geſtoßen, und ſie ſo an den Boden geſpießt hatten. Dann ſahen ſie mir grimmig in das Geſicht, und fragten ſpöttiſch: ob ich etwa ein Eskimo-Weib verlangte. Auf die Todesqualen der armen Unglücklichen, die ſich wie ein Wurm um ihre Speere krümmte, achteten ſie nicht im mindeſten. Endlich, nachdem ſie mir noch viele Beleidigungen geſagt hatten, mußte ich ſie nur bitten, das Leiden des armen Geſchöpfes ſchneller zu endigen. Nun zog einer von den Indianern ſeinen Speer wieder aus, und ſtieß ihn dem Mädchen nahe bei dem Herzen durch die Bruſt. Selbſt in dieſem elenden Zuſtande war bei der Unglücklichen die Liebe zum Leben noch ſo herrſchend, daß ſie mehrere Verſuche machte, den Todesſtoß von ſich abzuwehren. Meine Empfindungen bei dieſem ſchrecklichen Anblicke kann ich unmöglich beſchreiben. Nur mit großer Mühe unterdrückte ich meine Thränen; und ſelbſt jetzt kann ich noch nicht an dieſen ſchrecklichen Tag denken, ohne Thränen zu vergießen.

Die Brutalität, mit welcher dieſe Wilden die ſo

grauſam von ihnen ermordeten Leichname behandelten, war ſehr empörend, und ich könnte ſie nicht beſchreiben, ohne den Anſtand zu verletzen. Beſonders gilt dies von der Neugierde, mit der ſie die Weiber unterſuchten, von denen ſie dann ſagten, daß ſie ganz anders gebildet wären, als ihre eignen. Ich für mein Theil muß geſtehen, daß ich, ſo günſtig die Gelegenheit auch zu einer ſolchen Unterſuchung ſeyn mochte, unmöglich Bemerkungen machen konnte, da meine Seele jetzt in allzu heftiger Bewegung war. Ja, ich glaube, ſelbſt wenn dieſe Weiber von den Europäiſchen eben ſo ſehr verſchieden wären, wie es die Hottentottiſchen ſeyn ſollen *), ſo würde ich es dennoch nicht haben bemerken können. Ich habe indeß Gründe zu der Meinung, daß die Behauptung der Indianer ganz falſch war und nur von ihrem unverſöhnlichen Haſſe gegen die Eskimoer herrührte.

Sobald meine Indianer die ſämmtlichen armen Eskimoer ermordet hatten, erregten ſieben andre Zelte auf der öſtlichen Seite des Fluſſes ihre Aufmerkſamkeit. Zum Glück aber waren unſre Kanots und unſer Gepäck eine Strecke weiter hinauf im Fluſſe geblieben, ſo daß es an Mitteln fehlte, zu ihnen zu kommen. Indeß, da der Fluß hier wohl nicht breiter als achtzig Schritte ſeyn mochte, ſo fingen die Indianer an, hinüber zu ſchießen. Die armen Eskimoer wagten es nicht, ihre Zelte zu verlaſſen, ob ſie gleich Alle bewaffnet waren. Von den Wirkungen des Feuergewehrs mußten ſie gar nichts

*) Le Vaillant hat in der Beſchreibung ſeiner erſten Reiſe das Vorurtheil widerlegt, welches man ſonſt von der ſeltſamen Bildung der Hottentottiſchen Weiber hatte. F.

wiſſen: denn als Kugeln auf der Erde niederſchlugen, liefen ſie Alle hinzu und wollten ſehen, was man ihnen geſchickt hätte; auch betrachteten ſie ſehr ſorgfältig die Stückchen Blei, die ſich an den Felſen platt geſchlagen hatten. Endlich wurde ein Eskimo an der Wade verwundet. Nun geriethen ſie in große Beſtürzung, ſetzten ſich ſogleich in ihre kleinen Kanots, und ruderten nach einer Untiefe mitten in dem Fluſſe, die etwas über einen Flintenſchuß von dem Ufer entfernt war und wo ſie alſo von unſren Barbaren nicht erreicht werden konnten.

Dieſe Wilden fingen nun an die Zelte der Ermordeten zu plündern, und nahmen alle kupfernen Geräthe weg, die ſie fanden, als Aexte, Bayonnette, Meſſer, u. ſ. w. Dann verſammelten ſie ſich auf dem Gipfel eines nahen, ziemlich hohen Hügels, ſtellten ſich in einen dicht gedrängten Kreis, ſtreckten ihre Speere in die Luft, ſchlugen ſie unter lautem Siegesgeſchrei an einander, und riefen zu wiederholten Malen: Teimá *)! Teimá! (Tima), um die armen noch lebenden Eskimoer, die auf der Untiefe beinahe bis an die Kniee im Waſſer ſtanden, zu verſpotten. Als ſie eine Zeitlang ſo auf dem Hügel paradirt hatten, beſchloſſen ſie, wieder dahin zurückzukehren, wo unſre Kanots und das Gepäck geblieben waren, dann über den Fluß zu ſetzen und auch die ſieben Zelte auf dem öſtlichen Ufer zu plündern. Hierzu wurden ſogleich Anſtalten getroffen; da aber der Weg bis zu unſren Kanots eine halbe Meile betrug, und wir überdies nur drei oder vier hatten **), ſo

*) Dieſes Wort bedeutet in der Sprache der Eskimoer ungefähr: „wie geht es?" A. d. V.

**) Als funfzehn Indianer an den ſteinigen Bergen umkehrten, nahmen ſie zwei oder drei Kanots mit. Auch waren einige von unſrer Geſellſchaft, die wir als Boten

ging ziemlich viele Zeit hin, ehe wir Alle an das jenſeitige Ufer kamen. Wir wurden durch die Krümmungen des Fluſſes und die Beſchaffenheit des Landes gänzlich verdeckt; ſo mochten denn die armen, noch lebenden Eskimoer wahrſcheinlich glauben, wir wären davon gegangen, und würden ſie nicht weiter beunruhigen. In dieſer Meinung waren einige von der Untiefe im Fluſſe wieder zu ihren Zelten zurückgekehrt, und wir fanden, als wir, von den Felſen verdeckt, hinzu kamen, ſie emſig beſchäftigt, Bündel zu machen. Die Indianer fielen mit ihrer gewöhnlichen Wildheit darüber her; doch da die Eskimoer ihre Kanots nahe und im Waſſer hatten, ſo gelang es ihnen, unbeſchädigt ihre Untiefe wieder zu erreichen, einen alten Mann ausgenommen, der ſich ſo eifrig mit dem Zuſammenſuchen ſeiner Sachen beſchäftigte, daß die Indianer ihn, ehe er noch ſein Kanot erreichen konnte, ihrer Wuth aufopferten. Ich glaube in der That, daß wohl zwanzig ſich zu dieſem Morde vereinigten; denn der ganze Leichnam war nachher wie ein Sieb durchlöchert.

Ich hätte ſchon früher erzählen ſollen, daß, als wir nach dem Ueberfalle der Eskimoer den Fluß hinauf gingen, auch eine alte Frau ermordet wurde. Dieſe Frau ſaß am Ufer, und ſtach Lachſe, die an dem Fuß eines Waſſerfalles ſo dicht wie ein Zug Heringe lagen. Sie wußte nichts von dem ſchrecklichen Auftritte bei den Zelten, ob ſie gleich nur zweihundert Schritte weit davon entfernt war: entweder, weil ſie vor dem Rauſchen des Waſſerfalles nichts gehört, oder weil ſie überhaupt ein ſchweres Gehör hatte. Als wir ſie zuerſt bemerkten, ſaß ſie ganz

voran geſchickt hatten, noch nicht zurückgekehrt; daher kam es, daß die Anzahl unſrer Kanots ſo gering war.
A. d. V.

ruhig da, rings von dem Ertrage ihres Fleißes umgeben. Nach ihrem Benehmen, und nach ihren blutrothen Augen zu urtheilen, mußte ſie auch nicht gut ſehen können; ſie merkte nicht eher, daß die Indianer Feinde waren, als bis ſich dieſe auf eine doppelte Speereslänge genähert hatten. Jetzt ſuchte ſie zu entfliehen; aber die abſcheulichen Indianer ſpießten ſie in wenigen Sekunden an den Boden, und zerfleiſchten ſie auf die wildeſte, gräßlichſte Weiſe. Faſt jeder gab ihr einen Stich mit ſeinem Speere; und Viele hatten dabei nur die Abſicht, ſie langſam zu martern, nicht, ſie unmittelbar zu tödten.

Man wird es vielleicht befremdend finden, daß eine beinahe blinde Perſon zum Fiſchen gebraucht wurde, und noch überdies dabei ziemliches Glück hatte; aber wenn man die Menge von Fiſchen in Anſchlag bringt, ſo wird man ſich nicht länger wundern. Sie waren an dem Fuße des Waſſerfalles ſo zahlreich, daß, wenn man eine leichte, mit einigen Spitzen verſehene Stange (ein ſolches Werkzeug hatte die alte Frau) in das Waſſer ſchlug, es kaum möglich war zu fehlen. Einige von meinen Indianern machten aus Neugierde Verſuche mit der Stange der alten Frau, und ſie bekamen auf jeden Schlag ſelten weniger als zwei Lachſe, bisweilen aber auch drei oder vier. Dieſe Fiſche waren ſehr gut und von ſchönem, rothem Fleiſche, doch nur klein, ſelten über ſechs bis ſieben Pfund ſchwer, und meiſten Theils noch leichter. Aber ihre Menge an dieſem Orte überſteigt beinahe allen Glauben, und war vielleicht nicht weniger groß, als ſie in Kamtſchatka ſeyn ſoll. Wie es ſcheint, kennen die Eskimoer keine andre Methode, Fiſche zu fangen, als durch Speere und Wurfpfeile; denn von Netzen war weder in ihren Zelten, noch irgendwo an dem Ufer, etwas zu ſehen. Eben ſo iſt es auch mit allen Eskimoern an der Weſtküſte der

Hudſons-Bay. Auf andre Mittel, als im Sommer Fiſche zu ſtechen, und im Winter zu angeln, ſind ſie noch nicht gekommen, ob ſie gleich gänzlich von dieſem Nahrungsmittel leben müſſen.

Man erlaube mir, hier noch einige Bemerkungen über die Eskimoer einzuſchalten. Die, welche unweit des Churchill-Fluſſes wohnen, reiſen im Winter immer von einem See oder einem Fluſſe zum andern, wo ſie ſich einen Vorrath von Lebensmitteln und einen Haufen Moos zur Feurung geſammelt haben. Da ſolche Plätze zum Theil eine beträchtliche Strecke von einander entfernt, und da einige Seen ziemlich breit ſind, ſo errichten ſie ihre Zelte öfters auf dem Eiſe. Anſtatt ein Feuer anzuzünden, welches bei dem ſtrengen Klima nöthig wäre, hauen ſie unter ihren Zelten Löcher in das Eis, ſetzen ſich dabei nieder, und angeln. Haben ſie Glück, ſo verzehren ſie den Fiſch lebendig, wie er aus dem Waſſer kommt; und ſind ſie durſtig, ſo fehlt es ihnen nicht an Waſſer, ihrem gewöhnlichen Getränke.

Ich trat zuerſt als Steuermann einer Schaluppe, welche mit den Eskimoern Handel trieb, in die Dienſte der Hudſonsbay-Kompagnie, und habe daher viele Gelegenheiten gehabt, zu bemerken, wie elend dieſe armen Leute leben. Wir kauften von ihnen öfters mehrere Beutel von Robbenfell, und glaubten, daß ſie Thran enthielten; wenn wir ſie aber öffneten, fanden wir darin bisweilen groſſe Quantitäten von Wildbret, Füße von Robben und Seepferden, auch wohl Lachs. Das alles gaben wir, da wir es nicht brauchen konnten, den Eskimoern zurück, die es dann begierig verſchlangen, obgleich mehrere von dieſen Lebensmitteln vielleicht ſchon ein Jahrlang in dem Sacke geſteckt hatten.

Dieſe Methode, Lebensmittel aufzubewahren,

hält zwar die äußere Luft und die Fliegen ab, verhütet aber die Fäulniß nicht gänzlich, ob ſie gleich die Wirkungen derſelben verzögert. Reiner Thran friert ſelbſt in den kälteſten Wintern nicht ganz feſt; und das iſt ein ſehr günſtiger Umſtand für Leute, die in dem ſtrengſten Klima ſehr oft ohne Feuer zubringen müſſen. So lange ihre Vorräthe hinreichen, brauchen ſie, wenn ſie hungert, nur einen von den Beuteln zu öffnen; und dann halten ſie ohne weitere Vorbereitung eine Mahlzeit. Außer den ſchon erwähnten außerordentlichen Nahrungsmitteln haben ſie noch andre, einem Europäiſchen Gaumen eben ſo widerliche Speiſen. Ich will nur Eine nennen, die ſie, nächſt Fiſchen, am öfteſten eſſen. Dieſes Gericht wird von der rohen Leber eines Hirſches gemacht. Man ſchneidet ſie in kleine Stücke, die etwa einen Zoll im Quadrat haben, und miſcht das, was man in dem Magen eben des Thieres findet, darunter. Je weiter die Verdauung ſchon gekommen iſt, deſto wohlſchmeckender findet man die Speiſe. Das Vergnügen, womit die Eskimoer ſolche ſeltſame Gerichte genießen, iſt unbeſchreiblich. Ich habe ſie ſogar ganze Händevoll Maden, welche Fliegen in das Fleiſch gelegt hatten, eſſen ſehen. Auch pflegen ſie, wenn ihnen zufälliger Weiſe die Naſe blutet, das Blut mit der Zunge aufzufangen und zu verſchlucken.

Als ich die Eskimoer zuerſt kennen lernte, wollten ſie gar nichts von unſren Lebensmitteln eſſen, z. B. keinen Zucker, keine Roſinen und Feigen, ja ſelbſt nicht einmal Brot. Einige nahmen wohl einen Biſſen in den Mund, ſpieen ihn aber bald mit augenſcheinlichen Merkmahlen von Ekel wieder aus. Jetzt aber eſſen ſie alle unſre Lebensmittel, ſowohl friſche als geſalzne; auch trinken Einige wohl einen Schluck Porter, oder ein wenig Branntwein mit

Waſſer. Jetzo ſind ſie überhaupt ſo weit civiliſirt und den Engländern ergeben, daß ich glaube, jeder Offiziant der Kompagnie, der ſich an ihre Speiſen und ihre Art zu leben gewöhnen könnte, würde unter ihnen eben ſo ſicher ſeyn, wie unter irgend einem von den Indianiſchen Stämmen, die an der Hudſons-Bay wohnen.

Sie ſind übrigens vollkommen frei. Keiner von ihnen macht Anſprüche auf Vorzüge; auch unterwirft ſich keiner dem Andren, ausgenommen Kinder ihren Eltern, oder ſolchen Verwandten, die in ihrer Jugend Sorge für ſie getragen haben. Doch läßt ſich vermuthen, daß junge Männer auf den Rath der älteren hören.

Ich komme von dieſer Abſchweifung wieder zu meiner Reiſegeſchichte. Als die Indianer die ſämmtlichen Kupfergeräthſchaften der Eskimoer (das Einzige, was ſie ihrer Aufmerkſamkeit werth fanden) geplündert hatten, warfen ſie die Zelte und Zeltſtäbe in den Fluß, verwüſteten eine große Quantität gedörrten Lachs, Fleiſch von Biſamſtieren, und andre Lebensmittel, zerbrachen alle ſteinerne Keſſel, kurz, thaten ſo vielen Schaden, als ſie nur konnten, während daß die armen Eskimoer traurig auf ihrer Untiefe ſtanden, und zuſehen mußten, wie ihnen ein ſo großer und vielleicht unerſetzlicher Verluſt zugefügt wurde.

Endlich ſetzten wir uns nieder, und hielten eine gute Mahlzeit von friſchen Lachſen, die da, wo wir uns jetzt befanden, eben ſo zahlreich waren, als an der Weſtſeite des Fluſſes. Dann ſagten mir die Indianer: jetzt wären ſie bereit, mir bei dem weiteren Aufnehmen des Fluſſes zu helfen. Ich machte mich nun (ungefähr um 5 Uhr Morgens am 17ten) ſogleich an die Arbeit, und ſetzte ſie bis an die Mündung

des Fluſſes fort, die ungefähr noch acht (Engliſche) Meilen entfernt war. Der Fluß war auf der ganzen Strecke ſo voll von Untiefen und Waſſerfällen, daß er nicht einmal von einem Boote befahren werden konnte, und ergoß ſich endlich über eine Bank (bar) in das Meer. Es war jetzt Ebbe; doch ließ ſich an Merkmahlen längs dem Rande des Eiſes ſehen, daß die Fluth nur 12 bis 14 Fuß ſtieg, und ſich alſo nicht weit in den Fluß hinein erſtrecken konnte. Ich fand das Waſſer jetzt vollkommen ſüß; doch bin ich überzeugt, daß ich an dem Meere war, Theils weil die Eskimoer ſo viel Fiſchbein und ſo viele Robbenfelle in ihren Zelten hatten, Theils weil ſo viele Robben auf dem Eiſe lagen. An der Mündung des Fluſſes iſt das Meer, ſo weit ich es mit einem guten Taſchen-Teleſkop überſehen konnte, voll Inſeln und Sandbänke. Das Eis war noch nicht aufgegangen, doch ungefähr bis auf drei Viertelmeilen weit von der Küſte, und auf eine kleine Entfernung rings um die Inſeln und Sandbänke, geſchmolzen.

Ich wurde etwa um 1 Uhr Morgens am 18ten mit meiner Arbeit fertig; in dieſer hohen Breite iſt nehmlich um die jetzige Jahreszeit die Sonne immer über dem Horizonte, ſo daß wir die ganze Nacht hindurch nicht nur Tageslicht, ſondern auch Sonnenſchein hatten. Doch bald nachher kam ein dicker Nebel und ein feiner Regen. Da ich nun ſah, daß wahrſcheinlich weder die See noch der Fluß jemals ſchiffbar ſeyn könnten, ſo hielt ich es nicht für nöthig, beſſeres Wetter abzuwarten, um die Breite durch eine Beobachtung genau zu beſtimmen. Doch da ich, ſeit unſrem Aufbruch vom Congecathawhachaga, wo ich zwei gute Beobachtungen machte, unſre Tagereiſen und die jedesmaligen Entfernungen ſehr ſorgfältig berechnet hatte, ſo muß die Breite

(72°) bis auf höchſtens zwanzig (Engl.) Meilen genau angegeben ſeyn. Der Formalität wegen errichtete ich, nach einigen Berathſchlagungen mit den Indianern, ein Merkmahl, und nahm für die Hudſonsbay-Kompagnie Beſitz von der Küſte. Als ich mit dieſem Geſchäfte fertig war, machten wir uns auf den Rückweg, und gingen ungefähr zwölf Meilen Süd gen Oſten. Dann (am 18ten, Morgens um 6 Uhr) hielten wir an, und ſchliefen ein wenig, zum erſtenmale ſeit dem 15ten. Die Indianer erlegten an dieſem Orte einen Biſamſtier; da aber das Moos ſehr feucht war, ſo konnten wir kein Feuer anzünden, und mußten das Fleiſch roh verzehren.

Ehe ich meine Rückreiſe weiter beſchreibe, wird es vielleicht nicht undienlich ſeyn, einige Nachricht von dem Fluſſe und dem angränzenden Lande zu geben; beſonders von deſſen Produkten, und von den Thieren, welche ſich entweder immer in dieſen unwirthbaren Gegenden aufhalten, oder ſie nur im Sommer beſuchen, um ihre Jungen ungeſtört zu zeugen oder auszubrüten und aufzuziehen. Ich muß aber wieder zu der Stelle zurückkehren, wo ich zuerſt an den Fluß gelangte, d. i. ungefähr 40 Meilen weit von deſſen Mündung.

Außer den ſchon erwähnten unanſehnlichen Fichten, giebt es hier und da auch einige kleine Gebüſche von zwergartigen Weiden; eine Menge Wiſhacumpuckey *); einige Jackaſhey-buck **), welche die Eingebornen als Taback brauchen; ferner einige Kranich- und Heidelbeeren (Schellera Oxycoccos L. Gmel. und Vaccinium Myrtillus); doch nicht die mindeſte Spur von Früchten.

*) Ohne Zweifel dieſelbe Pflanze, welche der Verfaſſer oben (S. 19.) Wiſh-a-capucca nannte. Arbutus uva urſi L. F.

**) Was unter dieſer Benennung zu verſtehen iſt, kann ich nicht errathen. F.

Die Holzung wird, ſo wie man ſich der See nähert, immer dünner und kleiner. Die letzte kleine Gruppe von Fichten, welche ich ſah, ſteht ungefähr dreißig Meilen weit von der Mündung des Fluſſes; und von dieſer Stelle bis zum Meere hin ſieht man weiter nichts, als nackte Hügel und Sümpfe.

Die Richtung des Stroms geht im Ganzen ungefähr nach N. gen Oſten; doch krümmt er ſich an einigen Stellen ſehr ſtark. Seine Breite iſt ſo verſchieden, daß ſie an dieſer Stelle nur zwanzig, an einer andren aber vier- bis fünfhundert Schritte (yards) beträgt. Die Ufer ſind größten Theils dichter Felſen, und beide gleichen einander ſo genau, daß ohne allen Zweifel das Bett des Fluſſes durch irgend eine ſchreckliche Revolution der Natur entſtanden ſeyn muß. In den Strom ergießen ſich von den Seiten der Hügel herunter eine Menge kleiner Bäche, die vorzüglich durch geſchmolzenen Schnee entſtehen. Einige Indianer ſagten mir: der Fluß entſpringe auf der Nordweſtſeite des großen Weißenſtein-Sees, welches denn beinahe dreihundert (Engl.) Meilen in gerader Linie betragen würde. Dies kann ich aber kaum glauben, wenn ich nicht annehme, daß der Fluß durch mehrere Seen fließt; denn ſonſt müßte durch die vielen kleinen Flüſſe und Bäche, welche auf einem ſo langen Wege durch gebirgiges Land in ihn fallen, nothwendig ein ungleich tieferer und ſtärkerer Strom entſtehen. Auch würde er bei dem Aufgehen des Eiſes im Frühlinge jährlich eine Ueberſchwemmung verurſachen, wovon ich aber keine Spuren ſah, ausgenommen an dem blutigen Waſſerfalle*), wo der Fluß ſich bis auf etwa zwanzig

*) So benannte ich den Waſſerfall, bei dem meine Indianer die Eskimoer erſchlugen. A. d. V.

Schritte verengt hat. Von dieſem Falle an, der nach ungefähr acht Engl. Meilen von der See iſt, ſieht man nur ſehr wenige und überdies nicht hohe Hügel. Der Boden zwiſchen ihnen iſt zäher Leim und Thon, der hin und wieder ziemlich gutes Gras, und an manchen Stellen auch kleinliche Weiden hervorbringt. An dem Fuß einiger Hügel wächſt auch ſchönes Löffelkraut.

Die Eskimoer an dieſem Fluſſe ſind von kleiner Statur, nie über mittlere Größe, breitſchulterig, aber weder ſtark, noch gut gebaut. Ihre Haut hat eine ſchmutzige Kupferfarbe; doch ſind einige Weiber mehr weiß und roth. Ihre Kleidung iſt der Grönländiſchen an der Davis-Straße ſehr ähnlich, ausgenommen, daß die Stiefeln der Weiber nicht mit Fiſchbein ſteif gemacht und die Schöße ihrer Jacken nicht über einen Fuß lang ſind.

Ihre Waffen und Fiſchgeräthe ſind Bogen und Pfeile, Speere, Lanzen, u. ſ. w. Sie ſind vollkommen denen gleich, welche die Eskimoer an der Hudſons-Straße haben und welche Cranz ſehr gut beſchrieben hat; aber aus Mangel an guten Werkzeugen weit ſchlechter gearbeitet, als dieſe. Die Pfeile haben zur Spitze entweder ein dreieckiges Stück ſchwarzen Stein, wie Schiefer, oder ein Stück Kupfer, doch gemeiniglich das erſtere. Ihre Kanots machen ſie eben ſo, wie die übrigen Eskimoer; auch bedienen ſie ſich, wie alle Stämme dieſer Völkerſchaft, zweiſchaufeliger Ruder.

Ihre Zelte machen ſie von ungegerbten Hirſchfellen, und in zirkelrunder Form, wie die Eskimoer an der Hudſons-Bay. Doch ſind dies ohne Zweifel nur ihre Sommerwohnungen; denn ich bemerkte zwei elende Löcher, die zuverläſſig zum Winteraufenthalte gedient hatten. Dies ließ ſich aus ihrer

Lage ihrer Geſtalt und der großen Menge von Knochen, alten Schuhen, Stücken von Fellen, u. ſ. w., die daher umher lagen, ſchließen. Dieſe Winterwohnungen waren an der Südſeite eines Hügels, zur Hälfte unter der Erde, oben herum aber dicht mit Stangen beſetzt, die, gleich den Sommerzelten, kegelförmig zuſammen liefen. Dieſe Stäbe werden, wenn man ſie bewohnt, ohne Zweifel mit Fellen überzogen, und im Winter ganz mit Schnee bedeckt, was denn nicht wenig dazu beitragen muß, ſie warm zu machen. Der Raum war übrigens ſo klein, daß ſie nicht über ſechs bis acht Perſonen faßten; und von jeder andern (größeren) Völkerſchaft würde ſelbſt dieſe geringe Anzahl ſehr elend darin gewohnt haben.

Ihr Hausgeräth beſteht hauptſächlich in ſteinernen Keſſeln und hölzernen Trögen von verſchiedner Größe, ferner in Schüſſeln, Kellen und Löffeln aus den Hörnern von Büffeln oder Biſamſtieren. Die Keſſel ſind aus einem weißgrauen Steine gemacht, der dem Anſehen nach von ſehr grobem Korn und ſo porös wie ein Filtrirſtein iſt, aber dennoch keine Flüßigkeit durchläßt, und ſo hell klingt, wie Porzellan. Einige von dieſen Keſſeln ſind ſo groß, daß ſie fünf bis ſechs Gallonen halten, und weit beſſer gearbeitet, als die, welche ich irgendwo an der Hudſons-Bay geſehen habe, obgleich die armen Menſchen keine andren Werkzeuge beſitzen, als härtere Steine. Alle waren oben, um den Rand herum, mit artigen Reifen verzieret, und einige der größeren ſogar an den Ecken kannellirt. Ihre Form iſt ein längliches Viereck, oben etwas weiter, als unten, faſt wie eine Mulde; und an beiden ſind ſtarke Griffe oder Handhaben aus dem Steine ſelbſt gearbeitet.

Aexte machen die Eskimoer ſich aus einem

dicken, 5 bis 6 Zoll langen, und 1 bis 1½ Zoll breiten Stück Kupfer. Dies hämmern ſie an dem einen Ende ſcharf, und binden es dann an ein, zwölf bis vierzehn Zoll langes Stück Holz, ſo daß es die Wirkung eines Hobels thut. Gemeiniglich aber braucht man es wie einen Meißel, und ſchlägt, weil man keinen Hammer hat, mit einer ſtarken Keule darauf. Um vortheilhaft als ein Hobel oder eine Axt gebraucht zu werden, iſt es nicht ſcharf und nicht ſchwer genug.

Die Bayonnette der Männer, und die Meſſer der Weiber ſind ebenfalls von Kupfer. Jene haben die Geſtalt eines Spatens, mit einem Handgriffe von Hirſchgeweihe, der einen Fuß lang iſt; und dieſe ſind gerade ſo, wie Cranz ſie beſchreibt.

Unter aller Beute fand man in den zwölf Zelten, welche von meinen Gefährten geplündert wurden, nur zwei kleine Stückchen Eiſen, von denen das eine, ein Weibermeſſer, etwa anderthalb Zoll lang und einen Viertelzoll breit, das andre aber nur einen einzigen Zoll lang und in der Breite dem erſteren gleich war. Das letztere ſaß in einem Stück Elfenbein, und machte ein Mannsmeſſer aus, dergleichen an der Hudſons-Bay Mokeatoggan genannt werden, und welche die einzigen Werkzeuge ſind, deren die Eingebornen ſich zur Verfertigung ihrer Holzarbeiten bedienen.

Die Eskimoer hatten eine ſchöne und zahlreiche Zucht von Hunden, mit gerade aufgerichteten Ohren, ſpitzen Schnauzen, buſchichten Schwänzen, völlig eben ſo, wie die, welche man bei den Eskimoern an der Hudſons-Bay und der Hudſons-Straße antrifft. Alle waren an Steine gebunden, vermuthlich, daß ſie nicht die Fiſche freſſen ſollten, welche überall auf den Felſen zum Trocknen ausgebreitet lagen. Ich erinnre mich nicht, daß meine Begleiter eins von dieſen Thieren beſchädigt oder

gewöhnt hatten, und in der Folge wünſchten ſie oft, daß ſie einige von dieſen ſchönen Hunden mitgenommen haben möchten.

Obgleich Kleidung, Kanots, Werkzeuge und vieles andre bei dieſen Leuten eben ſo iſt, wie bei den Eskimoern an der Hudſons-Bay, ſo herrſcht doch eine Sitte unter ihnen, aus der man ſieht, daß ſie von einem andren Stamme ſind, als die, welche man bisher an den Küſten von Labrador, der Hudſons-Bay oder der Davis-Straße geſehen hat. Die Mannsperſonen reißen ſich nehmlich alle ihre Haare mit der Wurzel aus dem Kopfe *). Die Weiber hingegen tragen ihr Haar lang, und völlig eben ſo, wie die Weiber aller andren Eskimoer, die ich geſehen habe.

Als ich mich an der Seeküſte (bei der Mündung des Kupfergruben-Fluſſes) befand, ſah ich, außer vielen Robben, die auf dem Eiſe lagen, auch mehrere Züge von Seevögeln, die um die Küſte her flogen, z. B. Mewen, Lachmewen (*Blackheads*, Larus ridibundus L.), Lummen (Colymbus ſeptentrionalis L.), Eidergänſe (Anas molliſſima L.), Rothmewen (Larus paraſiticus L.), u. ſ. w. **). Auf den benachbarten Teichen waren auch einige Schwäne und Gänſe, die ſich eben mauſerten, und in den Sümpfen einige Brachvögel, eine Menge Regenpfeifer

*) Dies iſt in der That ein merkwürdiger Umſtand. Bei der großen Kälte, welcher die Eskimoer ausgeſetzt ſind, würden die Haare ihren Kopf beſchützen; allein Gewohnheit beherrſcht ſelbſt das Gefühl: und überdies haben die Eskimoer an ihre Kleidung Kappen genähet, welche ſie über den Kopf ziehen. F.

**) Der Verfaſſer nennt hier noch: old wives, Ha-ha wie's and willicks. Was für Vögel das ſeyn ſollen, weiß ich nicht, und habe es auch durch das mühſamſte Nachſchlagen nicht finden können. F.

pfeifer (Charadrius pluvialis L.) einige bunte, gelbfüßige Schnepfen (Scolopax Totana L.), und noch verſchiedne andre kleine Vögel, welche dieſe nördlichen Gegenden im Frühlinge beſuchen, um zu brüten und zu mauſern, aber ohne Zweifel, ſo wie der Herbſt herankommt, nach Süden zurückkehren. Ich ſchließe dies aus dem Umſtande, daß zuverläſſig alle dieſe Vögel ſich bei der Hudſons-Bay ſehen laſſen; und ohnedies läßt ſich kaum glauben, daß ſie einen ſo langen und kalten Winter aushalten könnten, als in einem ſo weit über dem Polarkreiſe gelegenen Lande nothwendig ſeyn muß.

Unſtreitig wohnen aber in dieſen Gegenden beſtändig Biſamſtiere, Hirſche, Bären, Wölfe, Wolfsbären (Urſus luscus L.), Füchſe, Alpenhaſer, weiße Eulen, Raben, Repphühner, Schweizer-Eichhörnchen (Sciurus ſtriatus L.), gemeine Eichhörnchen, Hermeline, Mäuſe, u. ſ. w. An vielen Stellen neben den Bergen, wo der Schnee ſehr tief war, lag Dünger von Biſamſtieren und Rothwild in ſolchen langen, ununterbrochenen Haufen, daß man deutlich ſah, ſie mußten im vorhergehenden Winter ſehr ſtark von dieſen Thieren beſucht worden ſeyn. Auf den Hügeln und an andren Stellen, wo der Schnee ganz weggethauet, und in dem Mooſe keine Spur von Fußtritten zu ſehen war, zeigte ſich ebenfalls ſehr oft etwas Aehnliches. Ein augenſcheinlicher Beweis, daß jener Dünger aus dem Winter herrührte. Auf gleiche Art iſt es auch wahrſcheinlich, daß die Alpenhaſen und Repphühner nicht wandern. Von den letztern fanden wir übrigens beträchtliche Flüge zwiſchen den Weidenbüſchen, die nahe am Meere wachſen *).

*) Es iſt zu bewundern, daß ſo viele Gattungen von Thieren dieſe Gegenden zu ihrem beſtändigen Aufenthalte wählen, da doch keine Bäume darin ſind, welche ihnen Schutz

Vielleicht verdient hier noch ein nicht allgemein bekannter Umſtand angemerkt zu werden, nehmlich der, daß der Dünger von Biſamſtieren, ob ſie gleich ſo groß ſind, in Größe, Geſtalt und Farbe dem Dünger der Alpenhaſen ſo ähnlich iſt, daß nur die Eingebornen beide von einander unterſcheiden können, obgleich die größere oder geringere Quantität gemeiniglich verräth, von welchem Thiere er herrührt.

Ich bemerkte weiter keinen, dieſer Gegenden eigenthümlichen Vogel, als den, welchen die Kupfer-Indianer den Allarm- oder Warnungs-Vogel nennen. Er gehört zum Eulengeſchlechte, und hat in Größe und Farbe Aehnlichkeit mit der Eule, welche die Eingebornen Ca-ba-di-kuhk *) nennen. Sein Name bezeichnet ſeine Eigenſchaften ſehr gut; denn ſo bald er Menſchen oder Thiere bemerkt, fliegt er auf ſie zu, ſchwebt einige Zeit über ihnen, und fliegt dann in Kreiſen um ſie her, oder in eben der Richtung, welche ſie gehen, vorwärts. Er wiederholt dieſe Beſuche ſehr oft; und ſobald er dann noch andre bewegliche Gegenſtände entdeckt, fliegt er wechſelsweiſe von einem zum andren, ſchwebt eine Zeitlang über ihnen, und giebt einen lauten durchdringenden Ton von ſich, wie ein ſchreiendes Kind. Auf dieſe Art begleiten ſie, wie man ſagt, Reiſende zuweilen einen ganzen Tag. Die Kupfer-Indianer halten ſehr viel auf dieſen Vogel, und ſagen: er zeige ihnen öfters die Annäherung von Fremden an, oder führe ſie zu Heerden von Rothwild und Biſamſtieren, die ſie, ohne ihn, höchſt wahrſcheinlich nie gefunden haben würden.

gegen die Stürme geben könnten. Indeß kann man der Behauptung unſres Reiſenden nicht widerſprechen, da er ſie mit unläugbaren Beweiſen unterſtützt. F.

*) Dies iſt die Kanadiſche Eule, Strix funerea L. — Phil. Transact. Vol. LXII. F.

Die Eskimoer müſſen indeß von den Eigenſchaften dieſer Vögel nichts wiſſen, oder nicht daran glauben; denn ſonſt hätten ſie wohl gemerkt, daß wir uns ihren Zelten näherten. Während der ganzen Zeit, da die Indianer (vor dem Blutbade) im Hinterhalte lagen, flog eine beträchtliche Anzahl ſolcher Vögel ohne Unterlaß um uns her, und ſchwebte bald über uns, bald über den Zelten, wobei ſie ein ſolches Gekreiſch machten, daß man davon aus dem tiefſten Schlafe hätte erwachen müſſen.

Nach einem Schlafe von fünf bis ſechs Stunden machten wir uns wieder auf, und gingen 18 bis 19 Meilen nach S. S. Oſten. Nun kamen wir zu einer von den Kupfergruben, welche ungefähr 29 bis 30 Meilen von der Mündung des Fluſſes in S. S. öſtlicher Richtung entfernt iſt. Dieſe Grube, wenn ſie anders den Nahmen verdient, iſt weiter nichts als ein Chaos von Kies und Felſen, die ein Erdbeben aus einander geriſſen zu haben ſcheint. Durch dieſe Ruinen fließt ein kleiner Fluß, der jetzt nirgends über zwei Fuß tief war.

Die Indianer, welche die Veranlaſſung zu meiner Reiſe gaben, ſtellten dieſe Kupfergruben als ſehr ergiebig vor, und ſagten: wenn eine Faktorei an dem Fluſſe angelegt würde, ſo würden die Schiffe Erz als Ballaſt laden können, und zwar eben ſo geſchwind und gemächlich, wie am Churchill-Fluſſe Steine. Ihren Nachrichten zufolge, ſollten die Berge gänzlich aus Kupfer beſtehen, das in großen Stücken, wie Haufen von Kieſelſteinen, umher läge. Dieſe Nachricht war aber ſo weit von der Wahrheit entfernt, daß ich und faſt alle meine Gefährten beinahe vier Stunden lang vergebens ſuchten, und am Ende doch nur ein einziges Stück fanden, welches aber in der That ausgezeichnet gut und über vier Pfund ſchwer

war *). Ich glaube indeß, daß man ehemals Kupfer in größerer Menge hier gefunden hat: denn an vielen Stellen, ſowohl auf der Oberfläche, als in den Höhlen und Spalten der Felſen, waren die Steine ſehr ſtark mit Grünſpan gefärbt **).

Vielleicht verdient hier noch erwähnt zu werden, daß die Indianer ſich einbilden, jedes Stück Kupfer, welches ſie finden, habe Aehnlichkeit mit irgend einem Gegenſtande in der Natur. Aber nach dem großen, und einigen kleineren, von meinen Gefährten gefundenen Stücken zu ſchließen, gehört viele Phantaſie dazu, dieſe Aehnlichkeit zu bemerken. Jenes war kaum gefunden, ſo hatte es ſchon zwanzig verſchiedne Nahmen. Einer ſagte: es gliche dem oder

*) Dieſes Stück Kupfer iſt jetzt im Beſitze der Hudſonsbay-Kompagnie. A. d. V.

**) Der zerſtörte, zerrüttete Zuſtand dieſer Berge ſcheint anzuzeigen, daß ſie ein Seifengebirge ſind, welches das gediegene Kupfer von einer andren Gegend her durch große Ueberſchwemmungen erhalten hat. Es iſt zu bedauren, daß unſer Reiſende nicht genug wußte, um dies unterſuchen zu können. Er durfte nur darauf Acht haben, welche Steinart in dem Gerölle bei der Kupfergrube, und ob dieſes mit dem Gebirge von einerlei Art iſt; ferner, ob in der Nachbarſchaft andre höhere Gebirge liegen, in welcher Richtung ſie laufen, und aus welchem Geſteine ſie beſtehen. Daß die Steine in der ſo genannten Kupfergrube, ſowohl zu Tage, als auch in den Klüften, mit Grünſpan oder Kupfergrün gefärbt ſind, beweiſt noch nicht, daß Kupfererz darin zu finden iſt. Indeß, auch angenommen, daß dergleichen dort in Menge vorhanden wäre, ſo würde es doch unnütz ſeyn, da man aus Mangel an Holz weder den Bau der Gruben, noch das Zugutemachen der Erze unternehmen könnte. Ueberdies ließe es ſich, wenn kein Weg zur See dahin führte, nicht fortbringen. Doch, wenn auch Holz vorhanden und der Transport ganz leicht wäre, ſo würde es dennoch nicht der Mühe lohnen, jene entlegenen Kupfergruben zu bauen. Die Engländer haben allein in der Inſel Angleſea einen ſo ungeheuren Vorrath von Kupfer, daß ſie ganz Europa ſo wohlfeil damit verſehen könnten, wie es ſich in keinem Lande, und wenn die Arbeit auch noch ſo gering bezahlt würde, gewinnen ließe. F.

jenem Thiere; ein zweiter: es ſtelle einen beſondren Theil von einem andren Thiere vor. Zuletzt kam man allgemein darin überein, es gleiche einem lie-genden Alpenhaſen; ich für mein Theil muß indeß ſagen, daß es allen den Dingen, mit denen man es verglich, nicht im mindeſten ähnlich war. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die größten gediege-nen Stücke den Indianern am bequemſten ſind; denn vermittelſt eines Feuers und zweier Steine können ſie dergleichen ohne Schwierigkeit in jede Form brin-gen, die ſie wünſchen.

Ehe die Hudſonsbay-Kompagnie eine Faktorei am Churchill-Fluſſe anlegte, (nicht über funfzig Jahr vor meiner Reiſe), beſaßen die nördlichen In-dianer kein andres Metall als Kupfer, ausgenom-men einige wenige Eiſengeräthe, welche ein Trupp von ihnen um das Jahr 1713 oder 1714 in York-Fort eingetauſcht, und einige Stücke altes Eiſen, die ſie an dem genannten Fluſſe gefunden und die ohne Zweifel der Kapitain Monk daſelbſt zurückge-laſſen hatte *). Daher gingen damals viele von ih-

*) Es iſt merkwürdig, daß auch im Alterthum alle Völker weit eher Kupfer als Eiſen gehabt haben. In Griechen-land wurde der Gebrauch des Eiſens erſt etwa 1450 Jahre vor der gemeinen chriſtlichen Zeitrechnung bekannt. Die am Ida wohnenden Brüder, welche man Daktyli (Finger) nannte, weil ihrer fünf oder zehn waren, entdeck-ten das Eiſen, als die Wälder auf dem Berge in Brand geriethen und nun die Eiſenſteine ein gutes, ſchmiedba-res Roheiſen gaben. Dieſe Erfahrung lehrte ſie zuerſt Ei-ſen ſchmelzen und ſchmieden. Indeß blieb das Kupfer doch auch ſeitdem allgemeiner in Gebrauch. Noch zur Zeit des Trojaniſchen Krieges waren die Speere, Helme, Schilde, Harniſche und dergleichen von Erz oder Kupfer. (Dies war 1217 Jahre vor C. Geb., oder, wenn Homer die Sitten ſeines eignen Zeitalters beſchreibt, gar nur 909 Jahre vor dieſer Periode.) — Sehr merkwürdig iſt auch der Umſtand, daß die Gallier, ein ſehr kriegeriſches Volk, noch etwa 283 Jahr vor C. Geb. ſogar mit kupfernen Schwertern fochten, ob ſie gleich damit nur Einen gewal-

nen aus allen Weltgegenden jeden Sommer nach dieſen Bergen, um Kupfer zu ſuchen, aus welchem ſie dann Aexte, Eismeißel, Bayonnette, Meſſer, Pfriemen, Pfeilſpitzen, u. ſ. w. verfertigten. Es iſt wirklich zu verwundern, wie viele Fußſteige bei ſolchen Reiſen an manchen Orten, beſonders auf den trocknen Felſen und Bergen, ausgetreten worden und noch jetzt zu ſehen ſind; in den Thälern und Marſchgründen laſſen ſie ſich indeß, da Gras darüber gewachſen iſt, nicht mehr unterſcheiden.

Die Kupfer-Indianer ſetzen ſogar noch heutiges Tages großen Werth auf ihr einländiſches Kupfer, und ziehen es beinahe zu allen Werkzeugen dem Eiſen vor; ausgenommen zu Aexten, Meſſern und Pfriemen, zu denen das Kupfer ſich nicht ſonderlich gut brauchen läßt. Wenn ſie den nördlichen India-

tigen Hieb führen konnten, und dann ſogleich in die hinterſten Glieder treten mußten, um ihr ganz krumm gewordenes Schwert an der Erde mit dem Fuße wieder gerade zu biegen. (Polybius beſchreibt dies ſehr anſchaulich, B. II. Kap. 33.) — In dem durch den Veſuv 70 Jahre nach C. Geb. verſchütteten Herkulanum hat man viele Geräthe zum Schneiden und Hauen, ſogar auch ein Beſteck recht ſcharfer chirurgiſcher Inſtrumente, aus einem ſehr ſtark gehärteten Kupfer gefunden. — Die Urſache davon, daß alle Völker des Erdbodens, die nicht das Eiſenſchmelzen durch einen Zufall lernten, zuerſt Kupfer zu ihren Schneide-Werkzeugen, Waffen und Zierathen gebrauchten, liegt wohl hauptſächlich in folgenden Umſtänden. Die Eiſenſteine, ocherartigen Erze, Moraſt- und Sumpferze, ꝛc. haben wenig metalliſches Anſehen, und ſind ſchwer in Fluß zu bringen. Gediegenes Eiſen findet man äußerſt ſelten in beträchlichen Maſſen (nur in Sibirien, am Sechaga-Fluſſe in Afrika, und in Paraguay); gediegenes Kupfer hingegen ziemlich häufig. — Auch in Peru war, als die Spanier dieſes Land entdeckten, Kupfer allgemein in Gebrauch; Eiſen aber kannte man dort gar nicht. Die Bewohner der Südſee-Inſeln hatten vor der Ankunft der Engländer gar kein Metall; indeß mußten ſie doch das Eiſen ſchon früher durch die Spanier kennen gelernt haben: denn ſie nannten es Jüri, von dem Spaniſchen hierro. F.

nern Kupfer gegen Eiſen vertauſchen, (was aber nur ſelten geſchieht), ſo gilt ein Eismeißel gegen den andern; wenn ſie aber unſren Indianern Felle geben, ſo müſſen ſie, nach einem allgemein eingeführten Gebrauche, zehnmal mehr bezahlen, als in der Engliſchen Faktorei. Eine Axt, die man in dieſer für ein Biber- oder Katzenfell, oder auch für drei gewöhnliche Marderfelle kauft, koſtet den Kupfer-Indianern zehnmal ſo viel; und eben ſo verhältnißmäßig auch Meſſer, und alle andren kleinen Eiſengeräthe. Für einen kleinen meſſingenen Keſſel von zwei bis drittehalb Pfund, geben ſie ſechzig Marder- oder zwanzig Biberfelle an andrem Pelzwerk *). Haben die Keſſel keine Beulen oder andre Fehler, ſo fordern die nördlichen Indianer zuweilen wohl noch mehr dafür; und zu dieſen übermäßigen Preiſen müſſen ſich alle Kupfer- und Hundsrippen-Indianer mit Eiſengeräthen u. ſ. w. verſehen.

Von beiden Völkerſtämmen pflegten unſre nördlichen Indianer ehemals das meiſte Pelzwerk, welches ſie nach der Faktorei der Kompagnie brachten, zu kaufen. Ihr eignes Land hat nehmlich nur wenig; und da ſie damals Krieg gegen die ſüdlichen Indianer führten, ſo konnten ſie nicht weit genug in das Innere des Landes eindringen, um ſich Pelzwerke zu verſchaffen. Nun hatten ſie weiter nichts zu verhandeln, als was ſie von den Kupfer- und

*) Dieſer Ausdruck bedarf einer Erklärung. Um den Handel mit den Indianern zu erleichtern, und um beſſer Rechnung führen zu können, hat die Hudſonsbay-Kompagnie das Fell eines ganz ausgewachſenen Bibers zum Maßſtabe angenommen, nach welchem man den Werth alles andren Pelzwerkes beſtimmt. So wird nehmlich manches zu vier Biberfellen, manches andre aber zu drei oder zwei, und noch geringeres nur zu Einem geſchätzt. Von ſchlechteren rechnet man wohl ſechs bis zwanzig auf Eins. Hieraus iſt auch der Ausdruck gemachte Biber (made beaver), der in der Folge vorkommt, zu erklären. A. d. V.

Hundsrippen-Indianern erpreſſen konnten; und dies betrug im Durchſchnitte von mehreren Jahren, noch bis ganz neuerlich, ſelten oder niemals über ſechstauſend gemachte Biberfelle. Zum Glück für ſie ſelbſt, und zum großen Vortheile der Kompagnie, leben ſie jetzt vollkommen in Frieden und Freundſchaft mit ihren ſüdlichen Nachbaren. Die Folgen dieſes guten Vernehmens ſind ſchon ſo augenſcheinlich, daß ſeit einigen Jahren der Handel aus dieſer Gegend ſich um mehrere Tauſend gemachte Biberfelle erweitert, ja zuweilen ſich auf 11,000 belaufen hat. Außerdem daß der Kompagnie die Vergrößerung des Handels ſehr vortheilhaft iſt, haben auch die armen nördlichen Indianer ſehr großen Gewinn aus einem ſchönen, reichen Lande, deſſen Handelsprodukte ſie jährlich aufladen, ohne den Eingebornen die mindeſte Beleidigung zuzufügen *).

*) Seitdem ich dieſes Tagebuch geſchrieben habe, ſind die nördlichen Indianer durch die jährlichen Beſuche bei ihren ſüdlichen Freunden, den Athapuskow-Indianern, von den Blattern angeſteckt worden. Dieſe haben neun Zehntheile von ihnen weggerafft, und beſonders diejenigen, welche mit der Churchill-Faktorei Handel trieben. Die wenigen noch Uebrigen befolgen das Beiſpiel ihrer ſüdlichen Nachbaren, und handeln mit den Kanadiern, welche mitten im Athapuskow-Lande Niederlaſſungen haben. So wäre es denn für die Kompagnie und für die nördlichen Indianer vortheilhafter geweſen, wenn die letzteren noch länger mit den ſüdlichen Stämmen Krieg gehabt und nie ihre Lage zu verbeſſern geſucht hätten. Ganz gewiß würde auch ein beſtändiger und regelmäßiger Verkehr mit den verſchiedenen Stämmen der Kupfer- und Hundsrippen-Indianer den Handel ſehr erweitert haben. Dieſe beiden Stämme ſind, da man ſie verſchiedne Jahre hindurch gänzlich vernachläſſigt hat, wieder in ihre alte Barbarei und in die äußerſte Dürftigkeit zurückgeſunken, und über die wenigen Ueberbleibſel von Eiſenwaaren, welche ſie noch hatten, iſt zwiſchen ihnen ein Krieg entſtanden, worin die ſehr zahlreichen Hundsrippen-Indianer ſo glücklich geweſen ſind, daß ſie faſt den ganzen Stamm der Kupfer-Indianer vertilgt haben. Die Wenigen, welche von dieſen

Man hat öfters verſucht, die Kupfer- und Hundsrippen-Indianer zu bewegen, daß ſie das Fort der Kompagnie am Churchill-Fluſſe ſelbſt beſuchen möchten. Zwar ſind verſchiedne Kupfer-Indianer als Diener oder Knechte der nördlichen Indianer nach Churchill gekommen, und man hat ihnen Allen reichliche Geſchenke für ihre Landsleute mitgegeben; aber die nördlichen Indianer haben ſie jedesmal bald nach ihrer Abreiſe von dem Fort geplündert. Dieſe Behandlung, und die großen, mit einer ſo langen Reiſe verbundenen Unbequemlichkeiten ſind ſtarke Hinderniſſe; denn ſonſt könnten ſie eben ſo gut ihre Waaren ſelbſt zu Markte bringen, als die nördlichen Indianer ſo weit gehen und die Waaren für ihre eigne Rechnung kaufen. Es iſt Politik der letzteren, daß ſie einen ſolchen Verkehr hindern, der ihr Anſehen und ihre Vortheile ſehr beträchtlich verringern würde. Doch iſt auch der Aberglaube der erſteren ein Hinderniß, das aller Wahrſcheinlichkeit nach nie gehoben werden kann. Nur ſehr Wenige von ihnen mögen in ſo entfernte Länder reiſen, und zwar aus Furcht, daß die Veränderung der Luft und der Lebensmittel (obgleich beides gerade eben ſo iſt, wie in ihrem Vaterlande) ihrer Geſundheit ſehr nachtheilig ſeyn könnte. Zum Beweiſe hiervon führen ſie an, daß nicht der dritte Theil von denen, welche dieſe Reiſe jemals gemacht hätten, lebendig zurückgekommen wäre. Dies iſt frei-

noch übrig ſind, haben ebenfalls den Weg zu einer von den Kanadiſchen Faktoreien im Lande der Athapuskow-Indianer gefunden, wo ſie alles ungefähr für die Hälfte des Preiſes bekommen, den ſie vorher dafür bezahlen mußten. So hat denn die Hudſonsbay-Kompagnie nicht einmal einen Schatten von Hoffnung zu künftigem Handel mit dieſer Gegend, wenn ſie nicht eine Faktorei an dem Lande der Athapuskower anlegt und wohlfeiler verkauft, als die Kanadier. A. d. V.

lich nur allzu wahr; aber immer hat die Schuld an den verrätheriſchen, grauſamen Nord-Indianern gelegen.

Erſt vor wenigen Jahren nahm der Kapitain Kihlſchies, deſſen in dieſem Tagebuche öfters erwähnt worden iſt, zwölf Kupfer-Indianer, die alle mit dem ſchätzbarſten Pelzwerke ſchwer beladen waren, unter ſeinen Schutz; aber ſchon unterweges mußten ſie ihm und ſeiner Mannſchaft alles ihr Pelzwerk geben, und zwar als Bezahlung für die ihnen mitgetheilten Lebensmittel. Als ſie in den Prinz von Wallis-Fort ankamen, machte Kihlſchies ſich ein großes Verdienſt daraus, daß er dieſe ſo reichlich beladenen Fremden mitgebracht hatte, und verſicherte dem Gouverneur, daß für die Folge eine große Erweiterung des Handels mit jenen Gegenden zu erwarten ſtände. Einer von den Fremden bekam nun den Titel Kapitain, und wurde, ſo lange er im Fort war, dem gemäß behandelt, d. h. auf das beſte bekleidet, und noch überdies, ſo wie alle ſeine Landsleute, mit Geſchenken überhäuft, damit ſie nicht nur ſelbſt wiederkommen, ſondern auch noch Andre von ihrer Völkerſchaft mitbringen ſollten. Des Gouverneurs wohlgemeinte Abſichten wurden aber gänzlich vereitelt; denn Kihlſchies und ſeine abſcheuliche Bande waren noch nicht damit zufrieden, ſich alles des Pelzwerkes, das die armen Leute hatten nach dem Fort bringen wollen, zu bemächtigen, ſondern ſuchten auch alle, denſelben von dem Gouverneur geſchenkten Sachen in ihre Gewalt zu bekommen. Sie waren nicht muthig genug, die Kupfer-Indianer zu ermorden; daher kamen ſie auf den Gedanken, die armen Leute auf einer Inſel zurückzulaſſen. An dem verabredeten Orte fuhren ſie

nun alle den Kupfer=Indianern zugehörige Sachen nach dem Lande über, nahmen ihnen auch alle die Kleidungsſtücke, die ſie der Mühe werth hielten, und entfernten ſich geſchwind mit allen Kanots, ſo daß die Unglücklichen auf der Inſel vor Mangel umkommen mußten. Als ich im Jun. d. J. 1772 nach dem Fort zurückreiſte, ſah ich noch die Gebeine der armen Leute, und erfuhr die hier mitgetheilte Nachricht von meinem Wegweiſer Matonabbi.

Ich komme nun wieder zu meiner Reiſegeſchichte. Bald nachher, als wir die Kupfergrube verlaſſen hatten, kam ein dicker Nebel mit Regen, und von Zeit zu Zeit auch ſtarke Schneeſchauer. Dieſe Witterung hielt einige Tage an, und nöthigte uns, zuweilen mehrere Stunden liegen zu bleiben, da wir keinen Schritt weit vor uns ſehen konnten, und da der Weg ſehr felſig und verwickelt war. Am 22ſten um 3 Uhr Morgens, kamen Matonabbi's Bruder und ein Kupfer=Indianer, die zuerſt vom Congecathawhachaga vorausgeſchickt worden waren, wieder zu uns. Sie hatten während ihrer Abweſenheit keine Indianer entdeckt, die mir bei meiner Expedition hätten nützlich ſeyn können. Indeß waren ſie am Kupfergruben=Fluſſe geweſen, und hatten, als ſie die von uns zur Anweiſung für ſie hinterlaſſenen Zeichen bemerkt, ſo geeilt, uns wieder einzuholen, daß ſie während einer Reiſe von nicht weniger als hundert Meilen nicht einen Augenblick geſchlafen hatten. Als ſie kamen, ſchliefen wir; doch machten wir uns bald auf, und ſetzten nun unſre Reiſe weiter fort. Wir gingen an dieſem Tage 42 Meilen, kamen über den Büffel=See, und lagerten uns für die Nacht ungefähr in der Mitte der ſteinigen Berge. Das Wetter war heute äußerſt

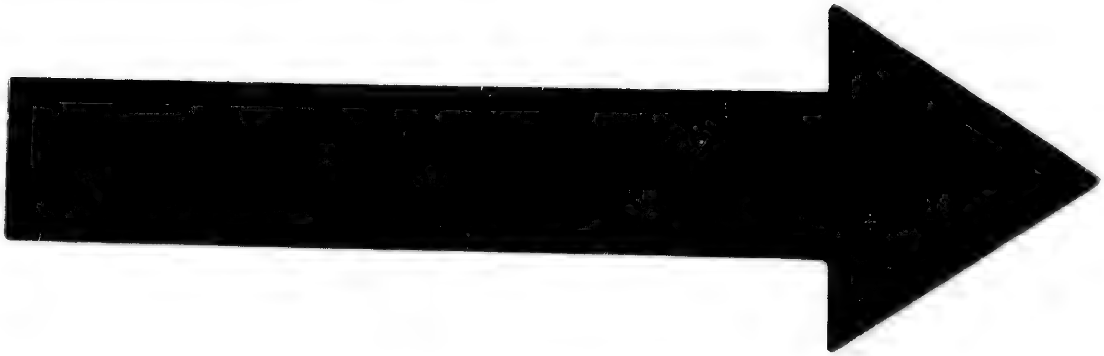


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

ſchwül *), und am 23ſten blieb es ziemlich eben ſo. Wir brachen früh Morgens wieder auf, und giengen 45 Meilen. Um 1 Uhr Morgens am 24ſten hielten wir an, und erholten uns ein wenig. Die Indianer, die nun ſchon ſo lange von ihren Weibern und Familien getrennt waren, nahmen ſich aber vor, nicht eher zu ſchlafen, als bis ſie wieder bei ihnen wären; zumal da wir die Berge des Congecathawhachaga, wo wir die letzten zurückgelaſſen hatten, ſchon vor uns ſahen. Ungefähr nach einer Stunde giengen wir weiter; und um 6 Uhr Morgens kamen wir zu dem jetzt eben genannten Orte. Aber zu unſrem großen Mißvergnügen fanden wir, daß alle Weiber über den Fluß gegangen und weiter niemand da war, als ein alter Mann mit ſeiner Familie, der ſich während unſrer Abweſenheit eingefunden hatte. Er wartete mit einigem Pelzwerk auf Matonabbi, ſeinen Schwiegerſohn, und bot dieſem auch eine andre, bei ihm befindliche Tochter an, die aber nicht angenommen wurde.

Ohne uns lange aufzuhalten, giengen wir über den Fluß und ſogleich auf einen großen Rauch zu, den wir ſüdwärts bemerkten. Als wir dahin kamen, fanden wir, daß die Weiber wirklich einige Tage vorher da geweſen, aber ſchon wieder weggegangen waren. Sie hatten bei ihrem Aufbruche das Moos in Brand geſteckt, und davon rührte der Rauch her. An den Fußſtapfen im Mooſe konnten wir leicht ſehen, in welcher Richtung ſie gegangen waren, und verfolgten die Spur ſogleich. Nicht lange, ſo ſahen

*) Alſo kann es auch unter 68° N. B. heiß und ſchwül ſeyn. Man hat bisweilen, doch ohne Grund, die Nachricht der Seefahrer und Wallfiſchfänger bezweifelt, daß in ſolchen Breiten das Pech in den Schiffen angefangen habe zu fließen. F.

wir einen andern Rauch in einer großen Entfernung, verdoppelten unſre Schritte, und erreichten die Stelle um 11 Uhr Abends. Doch auch hier wurde unſre Erwartung vereitelt; die Weiber hatten in der vorigen Nacht hier geſchlafen, und am Morgen bei ihrem Aufbruche das Moos in Brand geſteckt. Da die Indianer nun fanden, daß ihre Weiber nicht über eine gewöhnliche Tagereiſe (zehn bis zwölf Engliſche Meilen) entfernt ſeyn konnten, ſo beſchloſſen ſie, nicht eher zu ruhen, als bis ſie dieſelben erreicht hätten. Dem gemäß ſetzten wir unſren Weg fort, und kamen am 25ſten um 2 Uhr Morgens zu einigen von den Weibern, welche jetzt ihre Zelte neben dem Cogead-See aufgeſchlagen hatten.

Wir waren ſeit unſrem Aufbruche von dem Kupfer-Fluſſe bis jetzt ſo ſtark gegangen und hatten unterweges ſo wenig geruhet, daß meine Füße und Beine ſehr geſchwollen und meine Knöchel ganz ſteif geworden waren. In dieſem Zuſtande konnte ich mich ſo wenig frei bewegen, daß ich oft anſtieß und mir die Füße ſowohl als die Beine beſchädigte. Dabei waren die Nägel an meinen Zehen ſo ſtark gequetſcht, daß mehrere ſchwaren und abfielen. Zur Vergrößerung meiner Noth hatte ſich auch die Haut an den Spitzen meiner Füße und zwiſchen den Zehen durchgeſcheuert; und nun reizten Sand und Kies, vor denen ich mich auf keine Weiſe ſchützen konnte, die verwundeten Theile ſo ſtark, daß den ganzen Tag vor meiner Ankunft bei den Zelten der Weiber faſt von jedem Schritte, den ich machte, die blutige Spur auf dem Boden zu ſehen war. Jetzt klagten auch mehrere Indianer über ihre Füße; aber als man ſie unterſuchte, befanden ſie ſich nicht zum zwanzigſten Theil in ſo übelm Zuſtande, wie die meinigen. Da ich jetzo zum erſtenmale in einem ſolchen Zuſtande war;

und auch nie etwas Aehnliches geſehen hatte, ſo machte ich mir große Sorgen über die Folgen. Der quälende Schmerz, den ich beim Gehen erlitt, that ſolche Wirkung auf meine Lebensgeiſter, daß ich, wenn die Indianer noch zwei oder drei Tage länger ſo ſtark gegangen wären, ganz unfehlbar hätte liegen bleiben müſſen.

Sobald wir bei den Zelten der Weiber ankamen, reinigte ich vor allen Dingen meine Füße in warmem Waſſer, wuſch die geſchwollenen Theile mit Weingeiſt, legte eine Salbe auf die wunden Stellen, und begab mich dann zur Ruhe. Am folgenden Tage blieben wir liegen; nun bemerkte ich, daß die Geſchwulſt ſich verminderte, und daß die Wunden nicht mehr ſo ſtark inflammirt waren. Daraus ſah ich denn augenſcheinlich, daß Ruhe das beſte Heilmittel für dieſe freilich ſchmerzhafte, doch im Grunde nicht bedeutende Krankheit iſt.

Aber Ruhe konnte ich mir jetzt nicht verſchaffen, ob ſie mir gleich zu ſchleuniger Wiederherſtellung ſo nöthig geweſen wäre. Die Indianer hatten ſolches Verlangen, je eher je lieber zu ihren Weibern und Kindern zu kommen, daß ſie auch nicht einmal einen einzigen Tag länger anhalten wollten. Am 27ſten machten wir uns daher wieder auf; ich konnte aber, obgleich meine Indianer nur acht bis neun Meilen täglich zurücklegten, ihnen dennoch nur mit großer Mühe folgen. Zum Glück für mich war das Wetter vorzüglich ſchön, und der Boden daher ziemlich trocken; ſo wurde mir denn das Gehen einigermaßen erleichtert, und ich konnte es mit den Eingebornen aushalten.

Am 31ſten Jul. kamen wir endlich zu der Stelle, wo die Weiber und Familien meiner Gefährten unſre Rückkehr von dem Kupfer-Fluſſe hatten abwarten ſollen. Hier fanden wir einige Zelte mit In-

dianern; aber was zu Matonabbi'n und ſeiner Geſellſchaft gehörte, war noch nichts da. Wir ſahen indeß nach Oſten hin einen großen Rauch, und vermutheten, daß er von ihnen herrührte, da keine andern Indianer aus dieſer Gegend erwartet wurden. Am folgenden Morgen ſchickte Matonabbi nun einige von ſeinen jungen Leuten aus, ſie zu ſuchen; und am 5ten Auguſt kamen ſie ſämmtlich zu uns. Gegen alle Erwartung war eine ganze Menge andrer Indianer bei ihnen, zuſammen mehr als vierzig Zelte. Unter ihnen befand ſich auch der Mann, den Matonabbi, als wir am Clowey waren, verwundete. Er führte jetzt mit großer Unterwerfung ſein Weib zu deſſen Zelte, ſetzte ſie neben ihm nieder, und begab ſich weg, ohne ein Wort zu ſagen. Matonabbi bekümmerte ſich aber gar nicht um ſie, ob ſie gleich in Thränen ſchwamm. Sie ſtützte ſich einige Zeit auf ihren Elbogen, ſank allmählich nieder, und ſagte ſchluchzend: ſihd dinne! ſihd dinne! (ſee'd dinne!) d. i.: „mein Mann! mein Mann!“ Matonabbi äußerte: wenn ſie ihn als ihren Mann betrachtet hätte, ſo würde ſie nicht von ihm weggelaufen ſeyn. Jetzt könnte ſie gehen, wohin ſie wollte. — Mit anſcheinendem Widerwillen, aber ohne Zweifel mit leichtem Herzen, ſtand ſie nun auf, und kehrte wieder zu dem Zelte ihres erſten Mannes zurück.

Siebentes Kapitel.

Bemerkungen von der Zeit an, da die Weiber wieder zu uns kamen, bis zu unſrer Ankunft an dem Athapuscow See.

Da einige Indianer ſehr krank waren, ſo machten die Zauberer, ihre gewöhnlichen Aerzte, ſogleich Verſuche, ihre Geſchicklichkeit in der Wiederherſtellung derſelben zu zeigen. Ich muß anmerken, daß ſie weder bei inneren, noch bei äußeren Zufällen Arzeneien gebrauchen, ſondern alle ihre Kuren durch Zaubereien verrichten. In gewöhnlichen Fällen ſaugen ſie an den verletzten Theilen, blaſen darauf, ſingen dazu, räuſpern ſich, ſpeien aus, und ſprechen dabei zugleich eine Menge unverſtändlicher Wörter. Bei einigen inneren Krankheiten aber, z. B. Schneiden in den Gedärmen, Urinverhaltungen ꝛc., pflegen dieſe Gaukler ſehr oft in den After oder die benachbarten Theile zu blaſen, bis ihnen die Augen beinahe aus dem Kopfe ſpringen; und dieſe Operation nehmen ſie mit jedermann vor, ohne Unterſchied des Alters oder Geſchlechtes. Dieſe große Menge eingeblaſener Luft bringt zuweilen außerordentliche Regungen hervor, die eine kranke Perſon nicht leicht unterdrücken kann; und da nun die Luft keinen andren Ausweg hat, als den, durch welchen ſie in den Körper gekommen iſt: ſo giebt es zuweilen einen ziemlich ſeltſamen Auftritt zwiſchen dem Arzt und ſeinem Patienten. Ich nannte das einmal im Scherz: ein Treffen; das that mir aber nachher ſehr leid, weil mehrere Indianer es ſehr übel nahmen, beſonders der Zauberer und der

Kranke,

Kranke, zwei Männer, die ich ſehr achtete und ganz und gar nicht hatte beleidigen wollen *).

Ich habe mich oft gewundert, welche große Mühe dieſe Gaukler ſich geben, ihre leichtgläubigen Landsleute zu betriegen, und wie unermüdet ſie ihre Verſuche zur Erleichterung derſelben wiederholen. Da ſie nichts weniger als ſehr ekel ſind, ſo ſetzen ſie ihr Windeinblaſen oft ſo lange fort, daß ſie am Ende, wie ich öfter als einmal geſehen habe, mit ſehr unangenehm beſudeltem Geſichte ihren Kranken verlaſſen müſſen. So lächerlich dies auch einem Europäer ſcheinen mag, ſo iſt es doch, nach ihren Begriffen, ſehr unanſtändig, über irgend etwas von dieſer Art zu lachen.

Wenn ein Freund, den ſie beſonders hochſchätzen, ihnen gefährlich krank zu ſeyn ſcheint, ſo nehmen ſie, außer den ſchon erwähnten Methoden, ihre Zuflucht noch zu einem andren ganz beſonderen Aberglauben. Dieſer beſteht darin, daß ſie vorgeben, Aexte, Eismeißel, breite Bayonnette, Meſſer und dergleichen zu verſchlucken. Man bildet ſich nehmlich ein, ſolche verzweifelte Unternehmungen könnten den Tod beſänftigen, und dem Kranken Aufſchub verſchaffen.

Bei ſolchen außerordentlichen Gelegenheiten wird ein Zauberhaus errichtet. Dieſes beſteht aus vier langen ſchmalen Stäben oder Pfählen, welche unter rechten Winkeln in die Erde geſteckt werden, ſo daß

*) Hier iſt ein Beiſpiel, wie leicht man rohe Nationen aus Mangel an Kenntniß ihrer Sitten beleidigen kann. Die gottesdienſtlichen Handlungen ſind bei jedem Volke mehr oder weniger mit Aberglauben verknüpft, dürfen aber doch von keinem vernünftigen Menſchen öffentlich verſpottet werden. Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit einer Anekdote, die hier vielleicht am rechten Orte ſteht. Wir [illegible]

ſie ein Viereck von fünf bis ſieben Fuß, je nachdem man es nöthig findet, bilden. Die Spitzen der Stangen werden zuſammen gebunden, und das Ganze dann mit einer Zeltdecke oder mit andren Fellen behängt, ſo daß es gerade ſo ausſieht, wie ein viereck⸗tes Zelt, nur mit dem Unterſchiede, daß oben keine Oeffnung für das Licht bleibt. Mitten in dieſem Hauſe oder Zelte legt man den Kranken nieder, und bald tritt auch der Zauberer herein. Bisweilen vereinigen ſich wohl fünf bis ſechs zu dem Geſchäfte; ehe ſie aber in das Zelt treten, ziehen ſie ſich ganz nackt aus, und, ſo wie ſie darin ſind, machen ſie den Eingang zu, knieen rings um die kranke Perſon nieder, ſaugen an den leidenden Theilen, und blaſen darauf, ſingen gleich nachher, und ſprechen, als wenn Geiſter oder Dämonen zugegen wären, von denen ſie auch vorgeben, daß ſie ihnen in der Geſtalt verſchiedner Thiere und Raubvögel erſcheinen. Wenn ſie ſich lange genug mit dieſen, von ihnen ſo genannten Schatten unterhalten haben, verlangen ſie die Axt oder das Bayonnett, das ſie verſchlucken ſollen, und das immer ſchon von einem Andren in Bereitſchaft gehalten wird. An dem Hefte deſſelben iſt ein langer Faden befeſtigt, daß man es nach dem Verſchlukken wieder herausziehen kann; denn ſelbſt die, welche geſchickt genug ſind, ſo etwas hinterzuſchlingen, geſtehen doch zu, daß Eiſen, Stahl oder Kupfer ſehr übel zu verdauen ſeyn möchte. Noch überdies wür-

Meere. Als ein Sturm entſtand, wollten die Ruderer den Ultramontano über Bord werfen, weil ſie glaubten, der Himmel verhänge dieſes Ungewitter des fremden Ketzers wegen über ſie. Er zog aber ganz kaltblütig einen Roſenkranz hervor, und ſtellte ſich, als zähle er Paternoſter und Ave Maria davon ab. Durch dieſe Klugheit rettete der große Mann ſein Leben, das bei dem Aberglauben ſeiner Ruderer in der größten Gefahr ſtand. F.

de man aber ein ſolches Geräth von Metall nicht gern verlieren wollen.

Gerade zu der Zeit, als wir mit den vierzig Zelten der Indianer zuſammentrafen, war ein Mann ſo gefährlich krank, daß es für nöthig gehalten wurde, eine ſolche wunderbare Kur mit ihm vorzunehmen; und einer von den Zauberern erbot ſich ſogleich, ein breites Bayonnett zu verſchlucken. Nun wurden die ſchon beſchriebenen Anſtalten getroffen. Als der Zauberer ſich gehörig mit ſeinen Geiſtern oder Sch a t= t e n unterhalten hatte, trat er in den Eingang des Zeltes, und verlangte das Bayonnett, an welches eine Schnur befeſtigt war, die an dem andren Ende ein kleines Stück Holz (oder einen Knebel) hielt. Dieſes Holz war nicht breiter, als das Bayonnett; indeß entſprach es ſeiner Abſicht vollkommen. Ob ich gleich nicht leichtgläubig genug bin, mir einzubilden, daß der Zauberer das Bayonnett wirklich verſchluckte, ſo muß ich doch ſagen, daß er es in einem Augenblicke — der Himmel mag wiſſen wohin, brachte. Das kleine Stück Holz, oder ein ihm völlig gleiches, hielt er mit den Zähnen feſt. Nun ging er eine kurze Zeit vor dem Beſchwörungszelte auf und nieder, gab vor, große Schmerzen in dem Magen und den Eingeweiden zu empfinden, ſchnitt Geſichter, ſtöhnte ſchrecklich, und krümmte ſich, wie es ſeinem vorgeblichen Zuſtande angemeſſen war. Dann ging er zu dem Eingange des Beſchwörungszeltes zurück, machte verſchiedne angeſtrengte Verſuche ſich zu brechen, zupfte einige Zeit an der Schnur, und brachte endlich, zu nicht geringem Erſtaunen aller Anweſenden, das Bayonnett, dem Anſcheine nach, aus ſeinem Munde hervor. Nun blickte er triumphirend um ſich her, und ging mit gravitätiſchen Schritten in das Zelt, wo er ſeine Beſchwörungen wieder anfing und ſie vier und

zwanzig Stunden ununterbrochen fortſetzte*). — Ich war zwar nicht dicht bei ihm, als er ſein Kunſtſtück machte, indeß doch nahe, und, wie ich meinen Leſern verſichern kann, auch aufmerkſam genug, um den Betrug zu entdecken; aber ich muß geſtehen, daß er ſehr geſchickt geſpielt wurde, zumal da der Mann ganz nackend war. — Der Kranke wurde nach dieſer Operation wirklich bald wieder geſund; und einige Tage nachher, am 19ten Auguſt, ſetzten wir unſre Reiſe nach Südweſten fort. Alle Indianer, die bis jetzt in unſrer Geſellſchaft geweſen waren, nur zwölf Zelte ausgenommen, trennten ſich auf verſchiednen Wegen von uns. Ich ſelbſt litt, da ich einige Tage Ruhe gehabt hatte, nicht länger an den Füßen, obgleich die Haut noch einige Zeit ſehr empfindlich blieb.

Vom 19ten bis zum 25ſten, gingen wir in kleinen Tagereiſen längs dem Thaye-chuck-gyed Whoi, oder dem großen Weißenſtein-See, der von N. O. nach S. W. ungefähr vierzig Meilen lang, aber von ſehr ungleicher Breite iſt. Auf der Nordweſt-Seite dieſes Sees ſoll ſich ein Fluß eine lange Strecke nach Südweſten ſchlängeln, dann aber ſeine Richtung nach Norden nehmen, und den Hauptſtrom

*) Man findet bei allen rohen, unausgebildeten Völkern, in der alten und neuen Welt, Schamanen, Jongleurs, Zauberer und Beſchwörer; kein Wunder alſo, daß dergleichen Gaukler auch bei den Nordamerikaniſchen rohen Völkerſtämmen anzutreffen ſind. Auffallend iſt übrigens der Umſtand, daß die hieſigen und die Sibiriſchen Schamanen bei ihren Gaukeleien auf eine ſehr ähnliche Art zu Werke gehen. Auch die letzteren ſtoßen ſich, wie es ſcheint, Speere, Pfeile, Meſſer u. d. gl. durch den Leib, und ſtellen ſich, als ob ſie ein Bret, ein Beil, ein Bayonnett, u. ſ. w. verſchluckten. Faſt ſollte man hieraus vermuthen, daß die nordamerikaniſchen Stämme urſprünglich aus Aſien hergekommen ſeyn müßten. Kennte man ihre Sprachen und Sitten genauer, ſo würde man im Stande ſeyn, darüber entſcheidende Unterſuchungen anzuſtellen. F.

des Kupfergruben-Fluſſes ausmachen. Ob dies wahr ſey, oder nicht, kann ich nicht beſtimmen. So viel iſt gewiß, daß ſich viele Bäche vom Südweſten her in dieſen See ergießen; doch da ſie alle nur klein ſind, ſo geben ſie vielleicht nicht mehr Zufluß, als zum Erſatze des verdünſteten Waſſers, deſſen im Sommer nicht wenig ſeyn mag, nöthig iſt.

Rothwild gab es auf dem ganzen Wege im Ueberfluß, und die Indianer ſchoſſen täglich eine große Menge deſſelben, bloß der Felle wegen, die gerade um dieſe Jahrszeit, weil das Haar die gehörige Länge hat, zur Kleidung am brauchbarſten ſind. Es iſt beinahe unglaublich, welche große Verheerung hier zu Lande, nur in dieſer Jahrszeit allein, unter dem Rothwilde angerichtet wird. Da die Hirſchkuh immer nur Ein Junges wirft, ſo ſollte man glauben, dieſe Thiere müßten ſich ſehr vermindern; im Gegentheil verſichern aber die älteſten nördlichen Indianer unter allen Stämmen, das Rothwild ſey jetzt eben ſo häufig, wie jemals. Zwar iſt es einige Jahre hindurch in der Gegend des Churchill-Fluſſes ſelten geweſen; man ſagte mir aber, und zwar mit großer Wahrſcheinlichkeit, es ſey dafür in andern Gegenden des Landes deſto häufiger. Die geringere oder größere Menge dieſer Thiere an verſchiednen Orten, und zu eben derſelben Jahrszeit, hängt ſehr von den Winden ab, welche einige Zeit vorher geherrſcht haben; das Rothwild geht nehmlich, wie die Eingebornen glauben, immer in der Richtung, in welcher der Wind wehet, ausgenommen, wenn er von Oſten nach Weſten, oder von Weſten nach Oſten, wandert, um ſich zu begatten *).

*) Freylich ſollte man wohl glauben, daß im Norden von Amerika das Rothwild am Ende gänzlich ausgerottet werden müßte. Man muß aber dagegen auch bedenken, daß

Zu einer vollſtändigen Winterkleidung für eine erwachſene Perſon gehören die beſten Stücke von acht bis zehn Hirſchfellen; und alle dieſe ſucht man ſich, wo möglich, im Auguſt oder zu Anfange des September zu verſchaffen, weil nachher das Haar zu lang iſt, und ſo loſe ſitzt, daß es ſehr leicht ausgeht. — Nächſt dieſen Fellen, die mit den Haaren bereitet werden müſſen, braucht jede Perſon noch verſchiedne andre als Leder zu Schuhen, Strümpfen und leichter Sommerkleidung. Einige werden auch faſt wie Pergament zubereitet, und zwar um Riemen für die Schneeſchuhe, Schlingen für Rothwild, Riemzeug für die Schlitten, kurz Schnüre und Bänder von allerlei Art, daraus zu verfertigen; ſo daß jede Perſon im Durchſchnitte jährlich an zwanzig Felle braucht, die, welche zu Zeltdecken, Beuteln u. ſ. f. nöthig ſind, noch ungerechnet *).

es dort ſehr ausgebreitete Ebnen, dichte Gebüſche und undurchdringliche Wälder giebt, die ſich Tagereiſen weit erſtrecken; ferner, daß die rohen, umherziehenden Eingebornen nicht zahlreich ſind. Uebrigens zeigt aber der Umſtand, daß die Indianer oft mehrere Tage hungern müſſen, allerdings ſchon die nachtheiligen Folgen, welche ihre unvernünftige Verſchwendung des Rothwildes hat. F.

*) Es iſt auffallend, daß eine einzige Perſon jährlich im Durchſchnitte 20 Thierfelle brauchen ſoll, die Zeltdecken, Beutel u. ſ. w. ungerechnet, wozu wohl noch fünf Thierfelle erforderlich ſeyn können. Wenn nun auch, wie es wahrſcheinlich iſt, die ſämmtlichen kleinen Völkerſtämme im Norden von Amerika nur noch 25,000 Köpfe betrügen; ſo wären, nach dieſer Rechnung, doch jährlich über 600,000 Felle für ſie erforderlich. Aber von dieſer großen Anzahl muß man gewiß etwas Beträchtliches abrechnen. Unſer Verfaſſer ſelbſt hat ſchon angemerkt, daß nicht alle Indianer im Norden von Amerika weite Wanderungen machen, ſondern daß viele von ihren Stämmen die Ruhe lieben und immer in einem kleinen Bezirke bleiben. In dieſem Falle werden ihre Zelte, Kleider und Geräthſchaften auch weniger abgenutzt, und eine Perſon kann nicht in jedem Jahre ſo viel neue Felle brauchen. Selbſt die viel umherziehenden Indianer haben gewiß nicht immer ſo viele; denn aus den Nachrichten unſres Reiſen-

Alle Felle zu dem hier angegebnen mannichfaltigen Gebrauche muß man ſich, wo möglich, zwiſchen dem Anfange des Auguſt und der Mitte des Oktober verſchaffen; denn, wenn die Brunſtzeit vorüber iſt und der Winter herankommt, ſind die Felle des Rothwildes nicht nur ſehr dünn, ſondern gemeiniglich auch voll Würmer, ſo daß man ſie zu weiter nichts als zu ſchmalen Riemen benutzen kann, die dann zu Fiſchnetzen und zur Befeſtigung der Schneeſchuhe dienen. Im Winter werden die Felle faſt nur als Nahrungsmittel gebraucht, und ſie ſind, wenn man die Haare rein abgeſchabt und die Würmer alle ausgedrückt hat, gut gekocht, ein gar nicht unangenehmes Gericht. Die Würmer zu eſſen, konnten die Indianer mich nie bereden, obgleich einige von ihnen, beſonders die Kinder, ſie als einen wahren Leckerbiſſen verzehren. Dieſe Würmer werden immer roh und lebendig aus der Haut gegeſſen, und ſollen wie Stachelbeeren ſchmecken. Schon der bloße Gedanke an ein ſolches Gericht war hinlänglich, mir Ekel zu erregen, wenn ich auch die Würmer nicht einmal ſah, von denen viele ſo groß waren, wie das erſte Glied an dem kleinen Finger *). Ich möchte ſie eben ſo

den ſieht man, daß ſie zuweilen durch Mangel an guter Kleidung in großer Noth ſind und ſich lange Zeit ſehr kümmerlich behelfen müſſen. F.

*) Die Raupen und Puppen, welche ſich in den Rücken der Hirſche, Rennthiere und Rinder einfreſſen, ſo daß die beſten Theile des Rückenfelles durchlöchert und unbrauchbar werden, ſind Hirſchbremſen (Oeſtrus) und Viehbremen (Tabanus). Faſt alle rohe, ungebildete Völker pflegen die Raupen eines oder des andren Inſekts als Leckerbiſſen zu verzehren. In Indien, Afrika, Weſtindien und im ſüdlichen America werden die Raupen der Mauritius-Palme gegeſſen, aus denen ſich die großen ſchwarzen Palm-Rüſſelkäfer entwickeln. In Surinam, Weſtindien und Braſilien haben die Europäiſchen Pflanzer dieſe Raupen von den Negerſklaven eſſen gelernt, und verſi-

wenig eſſen, als Läuſe, die von meinen Gefährten ebenfalls zuweilen genoſſen wurden.

Der Oktober iſt in dieſen Gegenden die Brunſtzeit des Rothwildes, nach welcher ſich die Hirſche von ihren Kühen trennen. Die erſteren gehen dann nach Weſten, um während des Winters in den Wäldern Schutz zu ſuchen; die letzteren aber bleiben das ganze Jahr hindurch in der holzleeren Gegend. Von dieſer Regel giebt es indeß Ausnahmen; denn ich habe in den Waldungen öfters auch manche Hirſchkühe geſehen, ob ſie gleich, der Anzahl nach, mit den Hirſchen nicht in Verhältniß ſtanden. Uebrigens gilt die Regel auch nur von dem Rothwilde nordwärts vom Churchill-Fluſſe; denn ſüdwärts von demſelben bleibt es das ganze Jahr hindurch ungetrennt in den Waldungen, den Ebnen, und längs den Ufern der Flüſſe, Seen, u. ſ. w.

Die Geweihe der alten Hirſche ſind ſehr groß, und haben viele Enden. Im November, um die Zeit, wenn die Thiere ſich den Waldungen nähern, fallen ſie ab. Dies iſt unſtreitig eine weiſe Anordnung der Natur, damit die Thiere ihren Feinden in den Waldungen deſto beſſer entkommen können. Wäre es anders, ſo würden ſie ſich, ſelbſt wenn ſie nur ihrer Nahrung nachgingen, leicht in den Bäumen verwickeln und den Wölfen oder andren Raubthieren zur Beute werden. Wahrſcheinlich gilt eben dieſes auch von dem ſüdlichen Rothwilde, welches ſich immer in den Waldungen aufhält; aber das nördliche hat, ob es gleich bei weitem das kleinſte im Lande iſt,

—hein, daß ſie wie Mark ſchmecken. In O-Taheiti und Neu Seeland zerbeiſſt man auch die Läuſe, und ſaugt ſie aus. Selbſt die Weiber und Töchter der Vornehmen, Erihs, entledigten ſich auf dieſe Art ihrer unangenehmen Gäſte.

doch die größten Geweihe mit ſo langen und weit ausgebreiteten Enden, daß es ſich viel leichter, als anderes, in dem Strauchwerke verwickeln kann. Die jungen Spießer werfen in dieſen Gegenden ihre Geweihe nicht ſo früh ab, wie die alten Hirſche. Ich habe öfters um Weihnachten einen geſchoſſen, und nicht bemerken können, daß die Geweihe ſchon loſe wären. Die Hirſchkühe verlieren ihre Geweihe gar erſt im Sommer. Dieſe ſind, wenn die Hirſche die ihrigen abwerfen, noch mit Haaren bewachſen, und haben kaum ihre völlige Größe erlangt *).

Ich habe ſchon erwähnt, daß in dieſen Gegenden das Rothwild faſt in beſtändiger Bewegung, von Oſten nach Weſten, oder von Weſten nach Oſten, iſt. Hauptſächlich dieſem Umſtande muß man auch das ewige Umherſtreifen der nördlichen Indianer zuſchreiben. — In England ſagt das gemeine Volk, die Hirſche verlören jährlich zu gewiſſen Zeiten ihre Ruthe, oder vielmehr die Eichel derſelben. Ob das in England wahr ſeyn mag, oder nicht, will ich nicht

*) Der Nordamerikaniſche Hirſch iſt zuverläſſig von unſrem Europäiſchen gänzlich verſchieden. Das Schmalthier des erſteren hat in der Regel Geweihe; bei dem unſrigen hingegen iſt dieſer Fall eine ſehr große Seltenheit. Der Nordamerikaniſche Hirſch brunſtet erſt im Oktober; der Europäiſche ſchon im Auguſt und September. Jener wirft ſeine Geweihe ſchon im November ab; dieſer erſt im Sommer. Die Geweihe des Nordamerikaniſchen Hirſches ſind auch mit viel größeren und weiter ausgeſpreizten Enden beſetzt, als die Geweihe des Europäiſchen. Man könnte ihn Cervus arcticus nennen; denn C. Canadenſis iſt deshalb keine gute Benennung für ihn, weil er ſogar nordwärts vom Churchill-Fluſſe an der Hudſons-Bay gefunden wird; weshalb er ſich auch Cervus Hudſonicus benennen ließe. — Ich fand es nöthig, die nähern Beſtimmungen dieſes Hirſches etwas genauer anzugeben, weil ſowohl Pennant in der Arctic Zoology, als auch Gmelin in der neuen Ausgabe von Linné's Natur-Syſtem ihn nur zu einer Abart des Europäiſchen machen. F.

entſcheiden; aber in den Ländern an der Hudſons-Bay weiß man davon gewiß nichts. Dagegen kann ich aber aus eigner Erfahrung ſagen, daß mit den ſo genannten Alpenhaſen an der Hudſons-Bay etwas Aehnliches vorgeht. Ich ſelbſt habe mehrere, die im Frühlinge gleich nach der Begattung geſchoſſen waren, in Händen gehabt, und gefunden, daß die Ruthen heraushingen, und aufgetrocknet, runzelig waren, wie die Nabelſchnur bei neugebornen Thieren; doch fand ich den Harngang immer offen *).

Am 3ten September kamen wir zu einem kleinen Fluſſe, der mit dem Point-See zuſammenhängt; das Wetter war aber jetzt, bei abwechſelndem Schnee, Regen und Froſt, ſo ſtürmiſch, daß wir mehrere Tage warten mußten, ehe wir in unſren kleinen Kanots hinüber fahren konnten. Wir nutzten indeß dieſe Zeit, da Rothwild in Ueberfluß vorhanden war. Nachmittags am 7ten ſetzten wir endlich, bei ſchönem und gelindem Wetter ſämmtlich über den Fluß; und am folgenden Morgen gingen wir weiter. Nach drei Tagen, in denen wir zuſammen nur etwa achtzehn Meilen zurücklegten, kamen wir zu einigem Strauchholz, dem erſten, das wir ſeit dem 25ſten May geſehen hatten, doch das am Kupfergruben-Fluſſe ausgenommen.

Eins von den Indianiſchen Weibern, das ſchon ſeit einiger Zeit an einer auszehrenden Krankheit gelitten hatte, war jetzt ſeit einigen Tagen ſo ſchwach geworden, daß es nicht mehr mitgehen konnte; und

*) Auch bei den Rammlern der Europäiſchen Haſen hat man, obgleich nur ſelten, bemerkt, daß ihre männlichen Glieder ganz auftrockneten. Es rührt von dem allzu häufigen Begatten mit der Häſin her. Die Ruthe bleibt dann, wegen Entkräftung und Abſpannung, zu weit außerhalb der Scheide hängen, und trocknet auf, doch ſo, daß der Harngang ſich offen erhält. F.

nun befand es ſich in dem traurigſten Zuſtande, in den ein menſchliches Weſen bei dieſem Volke gerathen kann. Entweder hatten die Aerzte ſie ſchon aufgegeben, oder es fehlte ihr an Freunden; genug, man verſuchte gar nichts zu ihrer Wiederherſtellung, und ließ ſie ohne allen Beiſtand auf dem Boden liegen.

Ob ich gleich jetzt zum erſtenmal einen Fall dieſer Art ſah, ſo iſt er doch bei den Indianern nicht ſelten, oder vielmehr ganz gewöhnlich. Wenn, beſonders im Sommer, eine erwachſene Perſon ſo krank iſt, daß ſie nicht mehr gehen kann, ſo läßt man ſie zurück. Man ſagt alsdann: es ſey beſſer, daß Ein Hülfloſer zurückbleibe, als daß die ganze Familie, die ihm doch nicht helfen könne, mit ihm zugleich verhungern ſolle. Bei ſolchen Gelegenheiten laſſen die Freunde oder Verwandten des Kranken ihm gemeiniglich einige Lebensmittel und Waſſer zurück, auch, wenn die Lage des Ortes das erlaubt, ein wenig Feuerung. Dann ſagt man dem Zurückbleibenden, welchen Weg man nehmen will, deckt ihn mit Fellen wohl zu, und nimmt weinend von ihm Abſchied.

Zuweilen, doch nur ſelten, erholen ſich ſolche Perſonen, und kommen ihren Freunden nach, oder gehen ſo weit, bis ſie andre Indianer antreffen, in deren Geſellſchaft ſie ſo lange bleiben, bis ſie wieder zu ihren Verwandten gelangen. Die arme, hier erwähnte Frau kam uns zu drei verſchiednen Malen nach; aber am Ende blieb ſie zurück, und niemand kehrte um, ſie zu ſuchen *).

*) Das arme Weib wußte, daß ihr, wenn ſie verlaſſen würde, ein ſchreckliches Schickſal bevorſtand; und das Verlangen, ihr Leben zu retten, gab ihr Kräfte, ihrer Horde noch dreimal nachfolgen zu können. Wahrſcheinlich hat übrigens die letzte Anſtrengung ſie gänzlich erſchöpft, ſo daß ihr Leiden nachher bald vorüber geweſen iſt.
F.

Man findet vielleicht bei keiner Nation auf der Erde eine, dem Anſchein nach, ſo barbariſche Gewohnheit; indeß, wenn man gehörig nachdenkt, ſo wird man geſtehen müſſen, daß Nothwendigkeit und Liebe zur Selbſterhaltung daran wohl mehr Antheil haben, als Mangel an Humanität und geſelligem Mitgefühl, welche den unterſcheidende Charakter der Menſchen, der edelſten Weſen in der Schöpfung, ſeyn ſollen. Noth und Gewohnheit machen dergleichen Auftritte den Indianern weniger ſchrecklich, als ſie den gebildetern Europäern ſcheinen müſſen *).

In den erſten Tagen des September war die Witterung ſchon ſo kalt, und wir hatten ſo viel Schnee und Schloſſen, daß wir einen frühen Eintritt des Winters vermuthen konnten. Da aber Rothwild in Ueberfluß vorhanden war, und da das wenige Holz, das wir antrafen, uns auch Zeltſtäbe und Feuerung gab, ſo wollten die Indianer gern einige Zeit hier bleiben, um Winterkleider, Schneeſchuhe, Schlitten und auch Lebensmittel in Stand zu ſetzen. Gegen die Mitte des Monaths wurde die Witterung wieder gelinde, und blieb auch ſo bis zu Ende deſſelben; doch dabei hatten wir ſo anhaltenden Regen, daß unſre meiſten Zelte verſtockten. Am 28ſten ſetzte ſich der Wind in Nordweſten, und es wurde

*) Unſer Reiſende urtheilt ganz richtig, daß dieſes Verlaſſen erkrankter Perſonen, die auf langen Reiſen nicht mehr fort können, mit dem Grundſatze der Selbſterhaltung zugeſchrieben werden müſſe. Bei andern Nationen geſchiehet, wenn epidemiſche oder peſtartige Krankheiten herrſchen, etwas Aehnliches. So habe ich im Jahre 1765, in der Steppe jenſeits der Wolga, einigemale in einer kleinen niedrigen Filzhütte den Leichnam eines an den Blattern geſtorbenen Kalmükken und neben ihm etwas Speiſe und Getränk geſehen. Auch vor Kurzem wurden ja, wie unter andern [illegible] in dem Tagebuche ſeiner Reiſe erzählt, in Philadelphia viele am gelben Fieber erkrankte Perſonen von ihren Anverwandten verlaſſen und mußten hülflos ſterben.

ſo kalt, daß ſchon alle Teiche, Seen und andre ſtehende Gewäſſer feſt gefroren waren, und daß wir ganz ohne Gefahr über das Eis gehen konnten *).

Unter den mancherlei abergläubiſchen Gebräuchen der Indianer iſt einer beſonders merkwürdig, den ich ſchon früher hätte anführen ſollen. Unmittelbar nachher, als meine Gefährten die Eskimoer am Kupfer-Fluſſe ermordet hatten, betrachteten ſie ſich als unrein, und nahmen deshalb einige ſehr ungewöhnliche und ſonderbare Ceremonien vor. Gleich Anfangs durften Alle, welche an den Mordthaten Theil genommen, weder für ſich noch für Andre, irgend eine Art von Lebensmitteln kochen. Zum Glück befanden ſich in unſrer Geſellſchaft zwei Männer, welche kein Blut vergoſſen hatten, und dieſe mußten nun die Küche ſo lange beſorgen, bis wir wieder zu den Weibern kamen. Wären ſie nicht da geweſen, ſo würde das mühſame und widrige Geſchäft auf mich ſelbſt gefallen ſeyn.

Wenn die Lebensmittel gekocht waren, bemahlten alle Mörder, ehe ſie einen Biſſen genoſſen, den Raum von der Naſe bis zum Kinn, und auch die Backen faſt bis an die Ohren, mit einer Art von rother Erde oder Ocker. Auch tranken ſie aus keinem andren Geſchirre, und rauchten aus keinen andren Pfeifen, als aus ihren eignen: ſo wie auch die ihrigen nicht von Andren gebraucht wurden. Dieſe Sitten beobachtete man genau und unveränderlich bis zum Anfange des Winters; und während dieſer ganzen

*) Schon am 30ſten September waren nahe am Polarkreiſe die Flüſſe und Seen mit feſtem Eiſe belegt. Nun denke man ſich, wie die Kälte im December und Januar ſeyn mag! — Der Winter dauert alſo dort acht bis neun Monathe; und doch wohnen daſelbſt Menſchen, weil Unabhängigkeit und die Sitten ihrer Väter ihnen lieber ſind, als ein beſſeres Klima.

Zeit küßte auch keiner von den Mördern ſeine Weiber oder Kinder. Zugleich verſagten ſie ſich den Genuß mancher Speiſen, beſonders des Kopfes, der Eingeweide und des Blutes von Rothwild und andren Thieren; auch durften unterdeſſen ihre Lebensmittel nie in Waſſer geſotten werden, ſondern wurden an der Sonne gedörrt, ganz roh gegeſſen, oder, wenn man ein Feuer anzünden konnte, gebraten.

Die Weiber hatten, ſobald wir wieder zu ihnen gekommen waren, um die Wette an Putz für ihre Männer gearbeitet, der aus ledernen Armbändern und Stirnbinden, mit ſehr künſtlich eingelegten Elennhaaren und Kielen von Stachelſchweinen, beſtand. Als nun die Zeit kam, da die Ceremonien aufhören ſollten, zündeten die Männer, ohne daß irgend ein Weib dabei zugegen war, in einiger Entfernung von den Zelten ein Feuer an, und verbrannten darin ihren Putz, ihre Pfeifenröhre und ihre Geſchirre. Dann war ein Gaſtmahl veranſtaltet, und zwar von ſolchen Speiſen, die ſie ſo lange nicht hatten eſſen dürfen. Nachher konnten alle Männer eſſen, trinken und rauchen, wie ſie wollten. Jetzt küßten ſie auch ihre Weiber und Kinder wieder, und ſchienen das mit größerem Entzücken zu thun, als ich jemals vorher an ihnen bemerkt hatte *).

Der Oktober trat ſehr rauh und mit ſtarkem Schnee ein; beſonders hatten wir am 6ten in der Nacht ſo heftige Windſtöße, daß mehrere von unſren

*) Von je her haben die Menſchen das Vergießen von Menſchenblut als eine Verunreinigung und als einen Frevel betrachtet, der beſonderer Verſöhnung bedürfe. Spuren hiervon findet man unter andern auch in der Griechiſchen Mythologie und Geſchichte. — Selbſt der Barbar fühlt, daß es unrecht iſt, einen Menſchen zu tödten. In Europa iſt dieſes ſo tief in der menſchlichen Natur liegende Gefühl nach und nach, beſonders durch die Kriege, vertilgt worden. F.

Zelten umgeworfen wurden. Mich ſelbſt betraf dabei das Unglück, daß die Zeltſtangen meinen Quadranten beſchädigten und gänzlich unbrauchbar machten, ob er gleich in einem ziemlich ſtarken Kaſten lag. Ich hielt ihn nun nicht mehr des Tragens werth, brach ihn entzwei, und gab das daran befindliche Meſſing den Indianern, die es dann in kleine Stücke zerſchlugen und aus ihren Flinten verſchoſſen.

Am 23ſten kamen mehrere Kupfer- und einige wenige Hundsrippen-Indianer zu unſren Zelten, und brachten Ladungen von Pelzwerk mit, welches ſie an einige meiner Begleiter gegen Eiſenwaaren vertauſchten. Sie waren hiernach ſo begierig, daß einer von meinen Indianern für ein einziges Stück Eiſen *), welches er bei ſeiner letzten Anweſenheit im Fort geſtohlen hatte, nicht weniger als 40 Biber- und 60 Marderfelle bekam. Einer von dieſen Fremden hatte ungefähr 40 Biberfelle bei ſich, mit denen er Matonabbi'n eine alte Schuld bezahlen wollte; aber ein andrer Indianer nahm ſie alle weg, ob er gleich wohl wußte, daß ſie im Grunde jenem gehörten. Matonabbi wurde hierüber ſo mißmuthig, daß er wieder auf den Gedanken kam, ſein Land zu verlaſſen und bei den Athapuskow-Indianern zu wohnen. Ich wollte mich, da der wichtigſte Theil meiner Reiſe nun gemacht war, nicht in ſeine Privat-Angelegenheiten miſchen. Aus ſeinen Unterredungen mit den andren Indianern merkte

*) Es war die Schar eines Pfluges, die der Kapitain John Fowler, Gouverneur vom Churchill-Fluſſe, erfunden hatte. Er ließ damit ein großes Stück Land pflügen und dann mit Hafer beſäen; da aber der Boden weiter nichts als dürrer Sand war, ſo kann man den Erfolg leicht errathen. Die Saat brachte nicht ein einziges Korn. A. d. U.

ſie übrigens bald, daß Alle Luſt zu einer Streiferey nach dem Athapuſcow-Lande hatten, um dort ſelbſt Rennthiere und Biber zu erlegen. Die erſtern vermißt man nämlich in dem Lande der nördlichen Indianer gänzlich, und die letzteren nur ſo ſelten, daß ich während des ganzen Winters 1770 nur zwei Biberdämme zu ſehen bekommen hatte.

Einige wenige Marder ausgenommen, ſind in dieſen Gegenden, Wölfe, Quiquehatches (Wolfbären), Füchſe und Ottern die vorzüglichſten Thiere mit Pelzwerk. Aber nur ſelten tödten die nördlichen Indianer einen Wolf oder Wolfbären, weil ſie beide Arten für etwas mehr als für gewöhnliche Thiere halten. Ihr Aberglaube in dieſem Punkte geht ſo weit, daß, wenn ſie von ungefähr einen Wolfbären erſchießen, ſie ihn unangerührt liegen laſſen und ihm nicht einmal die Haut abziehen. Doch verfault dieſe deshalb nicht; denn bei jedem Trupp Indianer ſind gewöhnlich einige weniger gewiſſenhaft. Uebrigens tragen ſelbſt die, welche kein ſolches Thier tödten mögen, doch kein Bedenken, das Fell von andren Indianern anzunehmen und es zum Verhandeln nach dem Fort zu bringen.

Am 30ſten Oktober waren alle unſre Kleider, Schneeſchuhe und Schlitten in Stande, und am folgenden Tage reiſten wir weiter nach Süden. Vom 1ſten bis 5ten November gingen wir auf dem Eiſe eines großen Sees, der, ob er gleich von Norden nach Süden 50 Meilen lang, und von Oſten nach Weſten 25 Meilen breit iſt, doch keine beſondre Benennung hat; weshalb ich ihn den See ohne Nahmen genannt habe *). Er [illegible] ſchönen Fiſchen [illegible]

*) Es iſt nicht glaublich, daß ein ſo beträchtlicher See ohne Nahmen geblieben ſeyn ſollte; wahrſcheinlich wuß-

fiſchen ſeyn; aber da es jetzt ſo kalt war, daß es uns unmöglich lange auf dem Eiſe ſitzen und angeln konnten; ſo fingen meine Gefährten nur einige Forellen und ſehr große Hechte. — Glücklicher Weiſe fanden wir an den folgenden Tagen jedes Mal Gebüſche, wenn wir unſre Zelte aufſchlagen konnten.

Am 10ten November kamen wir zu dem Rande der großen Waldungen, und gingen nun in ſüdweſtlicher Richtung. Jetzt war das Wild ſo ſelten, daß wir weiter nichts als einige Rephühner ſchoſſen, und daß wir ganz von den Vorräthen leben mußten, die wir uns am Pointe-See verſchafft hatten.

Am [illegible] kamen wir an den Anawd-[illegible] oder Indianer-See. Auf dem Wege dahin waren wir über den Methy-See, und dann achtzig Meilen längs einem kleinen Fluſſe gegangen, der aus dieſem See ſich in den großen Athapuſcow-See ergießt. Der Anawd-See iſt zwar nur klein, an keiner Stelle über fünf und zwanzig Meilen breit, aber im Winter äußerſt fiſchreich. Die Indianer ſtellten daher alle ihre Netze aus, und zwar mit ſehr glücklichem Erfolge. Etwa in zehn Tagen wurden ſo viele Fiſche gefangen, daß die Weiber [illegible] dem Rogen genug zu ziehen hatten.

Wir fingen Aalraupen *) (Gadus Lota L.), Barben (Cyprinus Barbus L.), und kleine Hechte. Den Rogen dieſer Fiſche, beſonders der Aalraupen, nehmen die nördlichen Indianer auf Reiſen noch lieber [illegible] mit, nur die Hechte [illegible] welcher Hearne [illegible] Benennung nicht.

*) Die Aalraupen oder Quappen pflegen bei uns gegen das Ende des Decembers, oder in den erſten Tagen des Januars, zu laichen. Wahrſcheinlich thun ſie es in Nord-Amerika um dieſelbe Zeit, und haben alſo im November ſehr vielen Rogen, [illegible]

mit, als die Fiſche ſelbſt; denn etwa zwei Pfund davon, gut gequetſcht, geben an vier Gallonen mäßig dicke Suppe, die, wenn man ſie gehörig kocht, ſo weiß wie Reiß und dem Auge nicht weniger angenehm iſt als dem Gaumen.

Das Land um dieſen See iſt ſehr hügelig, doch nicht gebirgig, und beſteht vorzüglich aus Felſen und loſen Steinen. Doch müſſen dieſe mit einiger guten Erde bedeckt ſeyn, da an den meiſten Stellen hohe Pappeln, Fichten, Tannen und Birken ſtanden. Pappeln, Fichten und Birken ſchienen am beſten in den Thälern fortzukommen; die Tannen aber wuchs ſelbſt auf den Gipfeln der Hügel eben ſo ſchön, als an jedem andren Orte.

Kaninchen *) gab es hier in ſolchem Ueberfluſſe, daß mehrere Indianer in einer einzigen Nacht zwanzig oder dreißig in Schlingen fingen. Eben ſo zahlreich waren die Rephühner in den Fichtenbäumen, und zugleich auch ſo zahm, daß ich einen Indianer wohl zwanzig Stück an einem Tage mit Bogen und Pfeilen ſchießen ſah. Ihr Fleiſch iſt zwar, weil ſie ſich von den Nadeln der Tannen ernähren, gewöhnlich ſehr ſchwarz und bitter; aber ſie geben doch eine Abwechſelung. Ueberhaupt pflegen die Eingebornen, ob ſie gleich ſich bisweilen ſehr ſchlecht behelfen, doch eben ſo gern in ihren Speiſen abzuwechſeln, wie jedes andre Volk. Matonabbee und Andre, die es konnten, ſchickten öfters, bloß in dieſer Abſicht, junge Leute aus, und verwendeten auf einige wenige Rephühner, die nur eine einzige Mahlzeit gaben, mehr Pulver und Blei, als zum Erlegen von Rothwild für mehrere Tage nöthig geweſen wäre. Um

*) Es iſt ſchon erinnert worden, daß Hearne unter dieſer Benennung den Nordamerikaniſchen Haſen (Lepus americanus) verſteht.

die Rebhüner dann noch leckerer zu machen, werden ſie in einem Keſſel mit geſchmolzenem Fette gekocht, worin ſie in der That viel zarter an Geſchmack werden, als in Waſſer oder gewöhnlicher Fleiſchbrühe. Ich habe auch Hirſchſchwarten in Fett gekocht gegeſſen, und ſie außerordentlich gut gefunden.

Während unſres Aufenthalts am K n a p p-See waren mehrere Indianer krank, beſonders ein Mann, der auf der einen Seite, von der Scheitel bis zum Fuße, vom Schlag gerührt und den ſein Bruder ſchon ſeit zwei Monathen in einem Schlitten gezogen hatte. Dieſer Mann litt noch außerdem an einem innern Uebel, und war, da er gar nichts aß, wie ein Skelett, und ſo ſchwach, daß er kaum ſprechen konnte. Nun entſchloſſen ſich die Aerzte zu einer Kur an ihm. Es wurde auf die ſchon beſchriebne Art eine Beſchwörungshütte errichtet, und eben der Mann, der im Sommer ein Bayonnett zu verſchlingen vorgegeben hatte, erbot ſich jetzt, ein ganzes Bret, nicht kleiner als eine Faßdaube, zu verſchlucken. Ein andrer Mann ſetzte das Bret in Stand, und malte, nach der Anweiſung des Gauklers, auf die eine Seite ein Raubthier, auf die andre aber, eben ſo ſchlecht, etwas, das den Himmel und die Wolken vorſtellen ſollte.

Als die Zubereitungen gemacht waren, fragte der Beſchwörer: ob ich zugegen wäre. (Er hatte mich nehmlich ſagen hören: ich hätte nicht deutlich geſehen, daß er das Bayonnett verſchluckt hätte). Da man ihm Ja antwortete, ſo bat er mich, näher zu kommen. Ich ging nun dicht an ihn heran, und fand ihn in dem Eingange der Beſchwörungshütte völlig nackend.

Als ihm das Bret übergeben wurde, nahm er

ſich erſt vor, nur ein Drittheil davon in den Hals zu ſchieben, dann im Kreiſe herum zu gehen, und es mit dem Uebrigen eben ſo zu machen, ein kleines Stück ausgenommen, woran das Bret wieder heraus gezogen werden ſollte. Kaum aber hatte er es an den Mund gebracht, ſo ſchien es, ſo geſchwind wie ein Blitz, die Kehle hinunter zu gleiten, und es blieb nur ein drei Zoll breites Stück außerhalb der Lippen. Jetzt ging er dreimal auf und nieder, zog dann das Bret wieder hervor, und lief mit großer Eil in die Beſchwörungshütte. Ich war ſehr aufmerkſam, konnte aber den Betrug nicht entdecken; und daß das, was er zu verſchlucken vorgab, wirklich ein Stück Holz war, kann ich gar nicht bezweifeln, da ich ſelbſt es unmittelbar vor und nach der Ceremonie in der Hand hatte.

Um das Wunder weniger groß zu finden, muß der Leſer wiſſen, daß es in einer finſtern und ſehr kalten Nacht geſchah. Obgleich in einiger Entfernung ein großes Feuer brannte, ſo konnte dennoch recht gut ein Betrug geſpielt werden. Freilich war der Beſchwörer ganz nackend; aber mehrere von ſeinen Gehülfen ſtanden ihm, ſowohl als er das Bret, wie es ſchien, verſchlang, als nachher, da er es wieder hervorzog, wohlbekleidet zur Seite.

Ich muß übrigens auch noch anmerken, daß ich den Tag vorher bei einer Jagdſtreiferei einige Meilen weit von den Zelten zufälliger Weiſe den Zauberer unter einem Buſche antraf, wo er ſich ſehr emſig damit beſchäftigte, ein Stück Holz gerade ſo zu ſchneiden, wie das Ende des Bretes, das er verſchlucken zu wollen vorgab. Die Figur des erſteren glich faſt einem [illegible] und ein völlig gleiches Stück ſaß an dem großen Bret. Wenn nun ſeine Gehülfen das

ſchwere verſteckt hatten, ſo konnte er die ſchmale Spitze ſehr leicht zwiſchen die Zähne nehmen.

Nicht lange nach dieſem Auftritte fragten mich einige Indianer, was ich davon dächte. Ich war einige Zeit verlegen, was ich antworten ſollte; endlich aber ſagte ich: es wäre unmöglich, daß ein Menſch ein ſo langes und breites Stück Holz verſchlingen könnte. Sie lachten über meine Unwiſſenheit, und meinten: die Geiſter verſchlängen, oder verſteckten es, und ließen nur das Ende aus dem Munde des Beſchwörers hervor ſehen. Selbſt Matonabbi, ſo vernünftig er auch ſonſt war, glaubte dennoch an dieſes Gaukelſpiel, und verſicherte mir in den ſtärkſten Ausdrücken, er hätte einen (jetzt in der Geſellſchaft befindlichen) Mann eine Kinderwiege mit eben der Leichtigkeit verſchlingen ſehen, wie er ein Stück Papier in den Mund ſteckte, und als man ſie wieder herausgezogen habe, ſey nicht die mindeſte Spur von einem Zahne, oder ſonſt von Gewaltthätigkeit, daran ſichtbar geweſen.

Sobald unſer Beſchwörer das erzählte Kunſtſtück gemacht hatte, und wieder in das Zelt gegangen war, zogen fünf andre Männer und eine alte Frau, ſämmtlich groſſe Meiſter in der Kunſt, ſich ganz nackend aus, folgten ihm nach und fingen bald an zu ſaugen, zu blaſen, zu ſingen und rings um den Gelähmten her zu tanzen. So trieben ſie es drey Tage und vier Nächte, ohne zu ruhen, oder zu eſſen, ja ohne auch nur einen Tropfen Waſſer zu trinken. Als dieſe betrogenen Betrieger wieder aus dem Beſchwörungszelte hervorkamen, war ihr Mund von Trockenheit ganz ſchwarz, und ſie konnten kaum ein einzelnes Wort ausſprechen, höchſtens die beiden ausgenommen, welche in ihrer Sprache Ja und Nein bedeuten.

Nach einem ſo langen Faſten hüteten ſie ſich, beſonders am erſten Tage, zu viel auf einmal zu eſſen oder zu trinken; und wirklich waren einige unter ihnen, wie es ſchien, beinahe eben ſo übel daran, wie der Unglückliche, dem ſie zu helfen geſucht hatten. Doch war dabei gewiß viele Verſtellung. Sie lagen mit verſchloſſenen Augen auf dem Rücken, als ob ſie ſo eben den Geiſt aufgeben wollten, und man behandelte ſie wie junge Kinder. Immer ſaß jemand neben ihnen, feuchtete ihnen den Mund mit Fett an, gab ihnen von Zeit zu Zeit einen Tropfen Waſſer, oder zuweilen auch einen Biſſen Fleiſch, und ließ ſie einige Züge aus einer Tabakspfeife rauchen. Dieſe Komödie währte indeß nur Einen Tag; nachher ſchienen Alle ſich wieder völlig wohl zu befinden, ausgenommen, daß ſie noch eine geraume Zeit heiſer blieben. Zu verwundern, aber dennoch völlig wahr, iſt es übrigens, daß der Kranke, als er wieder aus dem Beſchwörungszelte hervorkam, nicht nur einen ſehr ſtarken Appetit hatte, ſondern auch an der ſo lange gelähmten Seite alle Finger und Zehen wieder regen konnte. In drei Wochen erholte er ſich dann ſo weit, daß er im Stande war, zu gehen, und nach ſechs Wochen ging er für ſeine Familie wieder auf die Jagd. Er hieß Cos-abyagh, d. i. Felſen-Rebhuhn, und war einer von denen, die vorzüglich den Auftrag hatten, während meiner Reiſe für mich zu ſorgen. Auf meiner Rückreiſe nach dem Prinz von Wallis-Fort im Jahre 1772 begleitete er mich, und kam auch in der Folge noch öfter nach der Faktorei; doch ſah er nie recht geſund aus, und ſchien bisweilen an Nervenzufällen zu leiden. Seine Krankheit ſchien ihn überhaupt ganz umgeändert zu haben: ehemals war er ſehr lebhaft, gutmüthig, wohlwollend und nichts weniger als geizig geweſen; nachher

wurde er aber ſtill, zänkiſch, unzufrieden und ſehr kränklich *).

Wodurch die Gaukler die Kur ihrer Kranken eigentlich bewirken mögen, läßt ſich nicht leicht erklären. Vielleicht giebt das Vertrauen des Kranken zu ſeinem Arzt zuweilen ſeiner Seele ſolche Ruhe, daß die Krankheit eine andre Wendung bekommt; aber wie das in dem jetzt erzählten Falle hat geſchehen können, weiß ich freilich nicht zu begreifen.

Wenn dieſe Gaukler Haß auf jemanden werfen, und ihm eine geheime Rache drohen, ſo hat das wirklich für den Bedroheten öfters ſehr unglückliche Folgen. Dieſer glaubt nehmlich ganz feſt, der Beſchwörer habe Macht über ſein Leben, und hängt dieſem Gedanken ſo lange nach, bis er endlich erkrankt und ſtirbt. Zuweilen bewirkt eine ſolche Drohung den Tod einer ganzen Familie, und zwar, ohne daß ein Tropfen Blut vergoſſen, oder irgend jemanden das mindeſte Leid zugefügt wird **).

*) Lähmung durch Verkältung iſt eine Krankheit, die zwar geheilt werden kann, öfters aber ſolche Spuren einer großen Veränderung in der Oekonomie des Körpers zurück läßt, daß der Kranke in ſeinem Temperament, ſeiner Denkungsart und ſeinem ganzen Charakter gleichſam umgeſchaffen wird. In dem hier erzählten Falle hatten die amerikaniſchen Zauberer eigentlich wohl nichts zu der Heilung des Kranken gethan, ſondern ihn dadurch, daß die vielen Menſchen in einem engen Zelte beiſammen waren, wohl nur in ſtarken Schweiß gebracht. Dieſer konnte das Uebel allerdings einigermaßen vermindern, doch nicht es ganz vertreiben; denn bei den wilden Nordamerikanern verſtopfen Schmutz, Fett und Rauch ſo viele Schweißlöcher, daß die Ausdünſtung des Körpers auch bei ſtarker Hitze doch nur unvollkommen vor ſich gehen kann. F.

**) Matonabbi glaubte, auch ich verſtände die Kunſt. Als er im Winter 1778 nach dem Prinz von Wallis Fort kam, ſagte er mir: ein Mann (den ich nur Einmal in meinem Leben geſehen hatte und der mehrere hundert Meilen von mir entfernt war) hätte ihn ſehr übel behandelt; ich möchte ihn doch tödten. Um dem angeſehenen Manne, dem ich ſo viel verdankte, einen Gefallen zu thun,

Vom 21ſten bis zum 23ten December gingen wir, weil verſchiedne Indianer nicht recht geſund waren, in kurzen Tagereiſen längs einer Reihe von kleinen Seen, die durch kleine Flüſſe oder Bäche mit einander und mit dem Anahd-See zuſammenhingen. Unterweges fingen wir täglich mit Angeln einige Fiſche, und ſahen mehrere Biber-Wohnungen; aber dieſe befanden ſich meiſtens in einer für uns ſo unvortheilhaften Lage, daß die Indianer mit vieler Mühe nur ſehr wenige Biber ſchießen konnten.

und in der Ueberzeugung, daß es unmöglich etwas ſchaden könnte, zeichnete ich ſehr flüchtig und ſchlecht zwei menſchliche Figuren, in der Stellung von Ringenden, auf ein Stück Papier, und gab der einen ein Bayonnett in die Hand, das ſie der andren in die Bruſt ſtach. „Dieſes,“ ſagte ich zu Matonabbi, und zeigte auf die Figur mit dem Bayonnette, „bin ich: und der andre iſt dein Feind.“ Den Figuren gegenüber zeichnete ich noch einen Fichtenbaum, aus dem eine Menſchenhand hervorſah, und darüber ein großes Menſchenauge. Das Papier gab ich nun Matonabbi'n, und ſagte ihm dabei: er möchte es ſo bekannt machen als möglich. Und ſiehe da! als er im folgenden Jahre wieder zum Handeln kam, ſagte er mir: der Mann wäre richtig geſtorben, (ob er ſich gleich damals nicht weniger als dreihundert Meilen weit von dem Fort befand). Noch erzählte mir Matonabbi: der Mann wäre, als er von meiner Zeichnung gehört hätte, vollkommen geſund geweſen: aber beinahe gleich nachher ſey er tiefſinnig und traurig geworden, habe nichts genießen mögen, und ſey in wenigen Tagen geſtorben. In der Folge verlangten Matonabbi und andre Indianer öfters etwas Aehnliches von mir; ich ſchlug es aber jedesmal ab. So behielt ich das Anſehen, das mein erſter Verſuch mir gegeben hatte. A. d. V. — Aberglaube, Furcht vor künftigen Uebeln, kann auch auf den geſundeſten Mann ſehr nachtheilig wirken. Beiſpiele davon ſind ſogar in Europa nicht ſelten, und haben ſchon manchen Pſychologen beſchäftigt. Ich kann übrigens nicht umhin, das Verhalten unſres Reiſenden in dieſem Falle für ſehr unrecht zu erklären. Abgerechnet, daß er die Veranlaſſung zu dem Tode eines Menſchen war, verdient er beſonders auch dafür Tadel, daß er einem ſchädlichen Vorurtheil nicht widerſprach, ſondern es, um ſich bei den Indianern Anſehen zu verſchaffen, vielmehr verſtärkte.

Am 23ten ſchoß einer von den Indianern zwei Stück Rothwild, die erſten, die wir ſeit dem 20ſten Oktober ſahen. Wir waren alſo genöthigt geweſen, beinahe zwei Monathe lang von einigen Fiſchen und von dem gedörrten Fleiſche, das wir am Point-See eingelegt hatten, zu leben.

Als wir die erwähnten Seen verließen, richteten wir unſren Weg mehr nach Süden, und am 24ſten kamen wir an die Nordſeite des großen Athapuskow-See's. Unterweges ſahen wir viel Rothwild; auch wurden viele Biber erlegt. Auf die letztern machten die Indianer ohne Unterſchied bei Tage und bei Nacht Jagd; aber Rothwild und Elennthiere kann man bei Nacht nicht jagen: und jetzt waren die Tage ſehr kurz, da die Sonne Mittags nicht einmal die halbe Höhe der Bäume erreichte. Uebrigens wurden die Nächte durch das Nordlicht und die Sterne, auch wenn der Mond nicht ſchien, ſo hell, daß ich ſogar ſehr kleine gedruckte Schrift leſen konnte *).

Ich erinnre mich nicht, bei irgend einem Reiſenden, der in den höheren nördlichen Breiten geweſen iſt, gefunden zu haben, daß er bei den Veränderungen, welche das Nordlicht mit ſeinen Farben und mit der Lage ſeiner Streifen macht, ein Geräuſch in der Luft gehört hätte. Vielleicht war es, als die Reiſenden ihre Beobachtungen über dieſes Phänomen machten, nicht völlig ſtill. Ich aber kann mit Gewißheit behaupten, daß ich in ſtillen Nächten dabei oft ein Kniſtern oder Raſſeln, wie das Rauſchen einer

*) Daß das ſo genannte Nordlicht, welches in höheren Breiten faſt täglich die Nächte erhellet, ein ſo ſtrahlendes Licht gebe, daß man dabei kleine Druckſchrift leſen könne, habe ich noch nie gefunden. — Warum man bei dem Nordlichte, wenn es zur Jagd der Biber hinreicht, nicht auch ſoll Hirſche oder Elennthiere jagen können, weiß ich nicht zu begreifen. F.

großen Fahne oder Flagge bei einem friſchen Winde, gehört habe: nicht nur in der Gegend, worin ich jetzt auf meiner Reiſe war, ſondern auch am Churchill-Fluſſe. Wahrſcheinlich iſt nur Mangel an Aufmerkſamkeit Schuld daran, daß man nicht überall, wo ſich ſtarke Nordlichter zeigen, dieſes Geräuſch gehört hat. Uebrigens iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Nordlichter zu einer Zeit viel näher bei der Erde ſind, als zu der andren, und dies kann denn allerdings auf den Schall Einfluß haben. Die Wahrheit oder Falſchheit meiner Vermuthung zu beſtimmen, überlaſſe ich Männern, die von der Phyſik mehr verſtehen, als ich *).

Der Indianiſche (Virginiſche) Hirſch, — die einzige Art von Rothwild, welche, das Rennthier ausgenommen, in dieſer Gegend gefunden wird — iſt viel größer, als der, welchen man in den holzleeren Gegenden nordwärts vom Churchill-Fluſſe antrifft. Sein Haar iſt im Winter gelblich roth, und ſeine Geweihe ſind zwar ſtärker, aber kürzer, und von wenigeren Enden. Sein Fleiſch iſt übrigens gröber und nicht ſo wohlſchmeckend, wie das von der kleineren Art, welches noch überdies die beſondre Eigenſchaft hat, daß man deſſen nie überdrüßig wird. Dies kann ich aus eigner Erfahrung verſichern; denn ich habe zwölf oder achtzehn Monathe lang beinahe gänzlich von dieſem Fleiſche gelebt, und nie kaum Abwechſelung in den Speiſen gewünſcht, ob mir

*) Der von dem Verfaſſer hier erwähnte Umſtand iſt neu und ſehr merkwürdig. Wenn er auch von andren Reiſenden, welche in hohe Breiten kommen, beſtätigt wird, ſo läßt ſich nicht länger bezweifeln, daß das Nordlicht eine elektriſche Erſcheinung ſey. Ich muß übrigens ſagen, daß ich in St. Petersburg, wo ich zuweilen auf die Nordlichter ſehr aufmerkſam geweſen bin, nie ein Kniſtern dabei gehört habe. G.

gleich Fiſche und Vögel immer ſehr willkommen waren *).

Die Biber, welche es hier ſo häufig gab, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit meiner Gefährten vorzüglich, da ihr Fleiſch ſehr wohlſchmeckend iſt, und da man ihre Felle zu Kleidung oder zum Handel ſo gut brauchen kann. Die Lage der Biberbaue iſt ſehr verſchieden. Wo die Biber zahlreich ſind, bewohnen ſie Seen, Teiche, Flüſſe, und auch die kleinen Ströme, welche die in dieſer Gegend ſo zahlreichen Seen mit einander verbinden. Die beiden leztren Lagen wählen ſie aber gemeiniglich, wenn das Waſſer tief genug iſt, und der Strom ihnen den Vortheil giebt, daß ſie Holz und andre Erforderniſſe zu ihrem Bau leichter zuführen können.

Sie geben keinem beſondren Platze bei ihren Bauen den Vorzug, ſondern legen ihn bald auf Landſpitzen an, bald auch in einer Bucht, und oft bei einer kleinen Inſel; immer wählen ſie indeß eine Stelle, wo das Waſſer ſo tief iſt, daß es im Winter nicht bis auf den Grund zufriert. Wenn ſie aber ihren Bau in kleinen Flüſſen oder Strömen anlegen, denen der Froſt leicht den Zufluß nehmen kann, ſo lehrt ſie ihr wunderbarer Inſtinkt, dieſem Uebel entgegen zu arbeiten, und zwar durch einen Damm, den ſie, in einer angemeſſenen Entfernung von ihrem Bau, quer über den Fluß ziehen. Einen ſolchen Damm halte ich für die merkwürdigſte Arbeit der Biber; nicht ſo wohl deswegen, weil er ſo nett, als weil er ſo ſtark und wirklich nützlich iſt. Er verräth einen Grad

*) Dieſer kleinere Hirſch hat rothbraune Haare, und nicht ſo lange, ſo ſtarke Geweihe, wie der gewöhnliche europäiſche. Man nennt den erſteren gemeiniglich den Virginiſchen (Cervus virginianus L.). Er hat weit [illegible], aber kürzere, und etwas ſchaufelartige Geweihe [illegible]

von Klugheit und Vorherſehen künftiger Uebel, der nahe an den Verſtand des Menſchen gränzt und gewiß dieſer Art von Thieren ganz eigenthümlich iſt.

Die Biberdämme ſind, nach der Beſchaffenheit des Ortes, wo ſie angelegt werden, in ihrer Geſtalt verſchieden. Hat das Waſſer in dem Fluſſe nur wenig Strömung, ſo wird der Damm beinahe gerade; iſt aber die Strömung ſtärker, ſo bekommt er eine beträchtliche Krümmung, und iſt mit der convexen Seite stromaufwärts gerichtet. Die Materialien, deren ſich die Biber dazu bedienen, ſind Treibholz, grüne Weiden, Birken und Pappeln, wenn ſie dergleichen bekommen können; ferner Schlamm und Steine, die ſo unter einander gemiſcht ſind, daß ſie augenſcheinlich die Feſtigkeit des Dammes befördern. Uebrigens wird an dieſen Dämmen keine andre Ordnung oder Methode beobachtet, als daß ſie in einem regelmäßigen Bogen angelegt werden, und daß alle Theile gleich ſtark ſind.

An Stellen, wo man die Biber lange ungeſtört läßt, werden die Dämme, durch öfteres Ausbeſſern, zuletzt ganz feſte Wälle, die der Gewalt des Waſſers und des Eiſes wehren können; und da auch die Weiden, Birken und Pappeln gemeiniglich Wurzeln faſſen und ausſchlagen, ſo entſteht nach und nach eine Art von regelmäßig gepflanzter Hecke, die ich an manchen Stellen ſo hoch gefunden habe, daß Vögel ihre Neſter darin baueten.

Zwar haben die Biber auch in Seen und Teichen Waſſer, und brauchen da nicht erſt einen Damm zu bauen; aber es macht ihnen dort weit mehr Mühe, Holz und andre Materialien zu ihrem Bau zu bekommen. In Flüſſen und Strömen haben ſie es dagegen mit leichter Mühe; ſie fällen es nehmlich immer oberhalb des ausgewählten Platzes, ſo daß die

Strömung es ihnen zuführen muß. Die Wohnungen der Biber ſind aus eben den Materialien gebauet, wie ihre Dämme, und ihre Größe richtet ſich immer nach der Anzahl der Bewohner. Gewöhnlich ſind dies nicht mehr, als vier Alte und ſechs bis acht Junge; doch habe ich auch zuweilen mehr als noch einmal ſo viel darin geſehen. Dieſe Wohnungen ſind zwar der Bewunderung nicht gänzlich unwerth; doch bleiben ſie weit hinter den Beſchreibungen zurück, die man gewöhnlich von ihnen macht; denn ſie ſind gar nicht ſo regelmäßig, und weit roher, als die Dämme.

Manche Leute haben in ihren Beſchreibungen von den Biberbauen geſagt: ſie hätten in dem Innern mehrere, zu verſchiedenem Gebrauche, als zum Freſſen, zum Schlafen, zu Vorrathskammern, und zum Verrichten der natürlichen Bedürfniſſe, beſtimmte Abtheilungen. Dieſe Leute waren aber entweder mit dem Gegenſtande, den ſie beſchrieben, wenig bekannt; oder — was noch ſchlimmer iſt — ſie ſuchten Leichtgläubige durch Erdichtung der größten Unwahrheiten zu hintergehen. Ich habe mich viele Jahre hintereinander unter den Indianern aufgehalten, und daher Gelegenheit gehabt, einige hundert Biberbaue zu ſehen; ſo kann ich denn verſichern, daß dergleichen Beſchreibungen gänzlich falſch ſind. Bei aller ihrer Klugheit wollen dieſe Thiere, wie man offenbar ſieht, an ihren Bauen weiter nichts haben, als einen Platz, wo ſie trocken liegen, und ihre Speiſe, die ſie ſich aus dem Waſſer hervorholen, verzehren können.

Wirklich findet man oft, daß einige von den größeren Bauen Eine oder mehr Abtheilungen haben; aber dieſe ſind weiter nichts als ein Theil des Hauptgebäudes, welchen der Biber zur Unterſtützung des Daches hat ſtehen laſſen. Doch in ſolchen Fällen

haben die verſchiednen Zimmer — wie es Einigen, ſie zu nennen, beliebt hat — keine andre Verbindung mit einander, als durch das Waſſer; und ſie ſind eher ein doppeltes oder dreifaches Haus, als verſchiedne Abtheilungen eines und eben deſſelben. Ich habe einen großen Biberbau auf einer kleinen Inſel geſehen, der an ein Dutzend Abtheilungen unter Einem Dache hatte, und alle dieſe — zwei oder drei ausgenommen — ſtanden in gar keiner Kommunikation mit einander. Da ſich in dieſem Baue viele Biber aufhielten, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß jede Familie ihre eigne Abtheilung kannte, und zu ihrer beſondern Thür aus- und einging, ohne daß ſie weiteren Verkehr mit ihren Nachbarn hatte, den ausgenommen, welcher zum gemeinſchaftlichen Bau ihrer Wohnung und ihres Dammes erforderlich geweſen war. — Meine Indianer erlegten 12 alte und 25 junge oder halb erwachſene aus dieſem Baue; und noch außerdem waren ihnen einige entkommen.

Gewiſſe Reiſende, welche der Wohnung der Biber zwei Eingänge, einen auf der Land- und den andern auf der Waſſerſeite, zuſchreiben, ſcheinen mit dieſen Thieren noch weniger bekannt zu ſeyn, als jene, welche darin eine Reihe von Gemächern erdichten. Dieſer doppelte Eingang würde ſich gar nicht mit ihrer Art zu leben vertragen und ihren größten Feinden, den Wolfsbären, Gelegenheit geben, zu ihnen zu kommen und ſie alle zu tödten.

Ich muß in der That lächeln, wenn ich leſe, was verſchiedne Schriftſteller von der Haushaltung der Biber erzählen. Sie ſcheinen wirklich mit einander um die Wette zu ſtreiten, wer am ſtärkſten erdichten kann. Dem Kompilator des Buches „über die Wunder der Natur und der Kunſt“ iſt es indeß, glaube ich, damit wohl am beſten gelungen; denn er

hat nicht nur die ſämmtlichen Erdichtungen Andrer geſammelt, ſondern ſie auch noch ſo ſtark vermehrt, daß zu einer vollſtändigen Naturgeſchichte der Biber nun weiter nichts mehr fehlt, als ein Wörterbuch ihrer Sprache, eine Sammlung ihrer Geſetze, und ein Abriß ihrer Religion!

Es wäre ungereimt, wenn man dem Biber eine ſehr große inſtinktmäßige Klugheit abſprechen wollte; aber man muß darin auch nicht zu weit gehen. Wie iſt es z. B. möglich, daß der Biber, der, wenn er aufrecht ſteht, nicht über drittehalb bis drei Fuß hoch iſt und deſſen Vorderfüße nicht viel größer ſind als ein halber Kronenthaler — wie iſt es möglich, daß der Biber Pfähle, ſo dick wie ein Mannsſchenkel, ſoll drei bis vier Fuß tief in die Erde ſchlagen können? Eben ſo ungereimt iſt die Erdichtung, daß ſie dieſe Pfähle mit Zweigen durchflechten, die innere Seite ihrer Wohnungen mit einer Miſchung von Schlamm und Stroh übertünchen, und mit Schlamm und Steinen auf ihrem Schwanze ſchwimmen." So klug auch der Biber iſt, ſo hindern ihn doch ſeine Geſtalt und ſeine Größe, ſolche Kunſtſtücke zu machen. Unmöglich kann auch der Biber ſeinen Schwanz als Mauerkelle brauchen, ausgenommen auf dem Boden, wo er geht. Er iſt nicht im Stande, dieſes Glied, da es demſelben an Gelenken fehlt, über den Nacken zu erheben; vielmehr neigt es ſich in ſeiner natürlichen Lage nieder, und er kann nur mit ziemlich großer Anſtrengung verhindern, daß es nicht auf der Erde nachſchleppt. Daher kann der Biber auch nicht in ſeiner gewöhnlichen Stellung (aufrecht, wie das Eichhörnchen) ſitzen, ohne den Schwanz zwiſchen den Beinen von ſich zu haben, wo er, wenn das Thier frißt, gewiſſermaßen zum Teller dient.

Es iſt nichts weniger wahr, als daß ſie zum

bei ihren Häuſern Pfähle in den Grund ſchlagen; vielmehr legen ſie das meiſte Holz kreuzweiſe, und beinahe horizontal, wobei ſie auch weiter gar keine Ordnung beobachten, als daß ſie eine Oeffnung oder Höhlung in der Mitte frei laſſen. Wenn ein Zweig einwärts allzu weit hervorſteht, ſo ſchneiden ſie ihn mit den Zähnen ab, und ſtoßen ihn zwiſchen die andern, um zu verhüten, daß der Schlamm nicht von der Decke herunterfalle. Es iſt auch ganz irrig, wenn man glaubt, die Biber ſetzten erſt das Holzwerk völlig in Stand, und übertünchten es dann; ihre Häuſer und auch ihre Dämme ſind vielmehr von unten auf eine Maſſe von Holz und Schlamm, mit Steinen vermiſcht, wenn ſie anders dergleichen bekommen können. Den Schlamm nehmen ſie immer vom Ufer, oder aus dem Grunde des Fluſſes oder Teiches, dicht bei dem Eingange ihrer Wohnung. Schlamm und Steine tragen ſie in ihren kleinen Vorderpfoten, die ſie dicht unter dem Halſe zuſammenhalten; Holz aber ſchleppen ſie immer zwiſchen ihren Zähnen fort.

Alle ihre Arbeiten verrichten ſie bei Nacht; und ſie ſind dabei äußerſt thätig. Ich habe zuweilen nach einer einzigen Nacht von ihren Häuſern ſo vielen Schlamm aufgehäuft gefunden, daß ſie mehrere Tauſend ihrer kleinen Laſten zuſammengebracht haben mußten. Sah man Gras oder Stroh darunter, ſo war das bloßer Zufall, und rührte von der Beſchaffenheit des Bodens her, von welchem der Schlamm genommen war. Daß ſie dergleichen Vermiſchungen abſichtlich machen ſollten, iſt eine grundloſe Erdichtung.

Es verräth große Klugheit an dieſen Thieren, daß ſie die äußere Seite ihrer Wohnungen jährlich mit friſchem Schlamm überziehen, und zwar ſo ſpät im Herbſte als möglich, ſelbſt wenn die Kälte ſchon

ziem-

gewöhnlich strenge ist; denn nun friert der Schlamm in Kurzem so fest, wie ein Stein, und hindert ihren Feind, den Wolfsbären, sie im Winter zu beunruhigen. Alsdann gehen sie öfters aus ihren Wohnungen umher, und schlagen zuweilen mit ihrem Schwanze auf, besonders, ehe sie in das Wasser tauchen. Dies hat vermuthlich die gemeine Sage veranlaßt, sie brauchten ihren Schwanz bey dem Bewerfen der Häuser als Mauerkelle. Das Schlagen mit dem Schwanze ist aber eine bloße Gewohnheit, die sie immer, selbst gezähmt, beybehalten, und die man besonders dann an ihnen bemerkt, wenn sie in Schrecken gesetzt werden.

Ihre gewöhnliche Nahrung ist eine große Wurzel, die einige Aehnlichkeit mit einem Kohlstengel hat, und auf dem Grunde der Seen und Flüsse wächst. Doch fressen sie auch die Rinde von Bäumen, besonders von Pappeln, Birken und Weiden; im Winter aber, wenn das Eis sie verhindert, ans Land zu gehen, müssen sie sich, nächst der erwähnten Wurzel, bloß von der Rinde der Zweige ernähren, die sie im Sommer abgeschnitten und vor den Eingängen ihrer Wohnungen in das Wasser geworfen haben. Im Sommer wechseln sie übrigens auch mit mancherley Kräutern und Beeren ab, die in der Nähe ihres Aufenthaltes wachsen.

Sobald im Frühlinge das Eis aufgeht, verlassen die Biber ihre Wohnungen, und schweifen den ganzen Sommer hindurch umher, wahrscheinlich, um eine bequemere Lage zu suchen; doch, wenn ihnen dies nicht gelingt, so kehren sie, kurz vorher, ehe das Laub abfällt, wieder in ihre alten Wohnungen zurück und sammeln ihren Wintervorrath ein.

Wenn sie ihre Wohnungen verändern, oder wenn die Vermehrung ihrer Anzahl es nöthig macht, [illegible]

Haus zu erweitern, oder ein neues zu bauen; ſo fällen ſie das dazu nöthige Holz ſchon früh im Sommer, fangen aber ſelten vor der Mitte oder gegen das Ende des Auguſt mit der Arbeit an, und vollenden ſie, wie ich ſchon geſagt habe, nicht eher, als bis die Kälte eingetreten iſt.

Man hat viel davon erzählt, daß dieſe Thiere ſich in große Geſellſchaften vereinigen und beträchtliche Städte oder Gemeinheiten — wie man ſich zuweilen ausgedrückt hat — ſtiften ſollen. Mehrere Umſtände überzeugen mich indeß, daß ſelbſt da, wo die gröſte Anzahl von ihnen beiſammen wohnt, kein gemeinſchaftliches Intereſſe unter ihnen Statt findet, ausgenommen etwa bei denen, die unter einem und eben demſelben Dache wohnen; doch ſelbſt bei dieſen erſtreckt ſich das gegenſeitige Intereſſe nicht weiter, als daß ſie ihren Damm gemeinſchaftlich bauen.

Wer im Winter Biber fangen will, muß mit ihrer Art zu leben bekannt ſeyn; ſonſt giebt er ſich vergebliche Mühe. Sie haben nehmlich immer an den Ufern eine Menge Höhlen und Löcher, die ihnen, wenn ihr Bau durch irgend etwas beſchädigt wird, als Zufluchtsörter dienen; und in dieſen Höhlen werden ſie auch gemeiniglich gefangen.

Wenn die Indianer Biber, die in einem ſchmalen Fluſſe wohnen, fangen wollen, ſtecken ſie zuweilen Stangen quer über den Fluß, damit die Thiere nicht entkommen ſollen; und alsdann bemühen ſie ſich, alle Löcher oder Zufluchtsörter an den Ufern ausfindig zu machen. Dies erfordert viele Uebung und Erfahrung, und man geht dabei auf folgende Art zu Werke. Jeder nimmt einen Eismeißel, und befeſtigt ihn an einer dünnen, etwa vier bis fünf Fuß langen Stange. Hiermit geht er längs dem Ufer hin, und klopft auf das Eis. Wer in dieſem Geſchäfte ge-

über iſt, erkennt an dem Schalle des Eiſes ſehr wohl, ob er bei einer Biberhöhle iſt, oder nicht. Wo man nun eine vermuthet, hauet man in das Eis ein Loch, das groß genug iſt, einen alten Biber durchzulaſſen; und ſo fährt man fort, bis man alle Schlupfwinkel der Biber entdeckt hat. Während daß die Hauptperſonen ſich auf dieſe Art beſchäftigen, brechen die übrigen Männer und die Weiber den Bau der Biber auf, welches gar keine leichte Arbeit iſt, da dieſe Häuſer zuweilen fünf bis ſechs, ja acht Fuß dick ſind, wie ich ſelbſt einmal eins geſehen habe. Sobald die Biber merken, daß ihre Wohnungen angegriffen werden, fliehen ſie zu ihren Höhlen am Ufer. Die Indianer können das an der Bewegung des Waſſers leicht bemerken. Nun verſperren ſie den Eingang der Höhle ſogleich mit Stangen, und holen den Biber, wenn ſie ihn anders erreichen können, entweder mit der Hand heraus, oder auch mit einem großen Haken, der an einem langen Stocke befeſtigt iſt. Bei dieſer Art von Jagd hat jeder Indianer ausſchließliches Recht auf die Biber, die er in den Höhlen fängt; und da dieſe Regel allgemein beobachtet wird, ſo bezeichnet jeder die Höhlen, welche er findet, mit einem Zweige oder einem andren unterſcheidenden Merkmahle.

Eben ſo verfährt man auch, wenn man Biber in Seen und Teichen fangen will; nur mit dem Unterſchiede, daß man hier nicht erſt den See quer über abſteckt, weil es unnöthig und auch unmöglich iſt.

Die Biber können nicht lange unter dem Waſſer leben; alſo müſſen ſie, wenn ihr Bau zerſtört iſt und ihre Schlupfwinkel entdeckt ſind, nothwendig an einem von beiden Orten gefangen werden. Gemeiniglich bekommt man ſie übrigens in ihren Höhlen. Zuweilen fängt man ſie auch in Netzen, und im Som-

mer ſehr oft in Fallen. Im Winter iſt ihr Fleiſch ſehr fett und wohlſchmeckend; im Sommer aber ſind ſie meiſtens ſehr mager, da ihnen das Aufziehen ihrer Jungen Mühe macht, und da ſie, um ſich Lebensmittel zu verſchaffen, faſt unaufhörlich in Bewegung ſind. Ihr Fell iſt dann auch ſo wenig werth, daß die Indianer es gemeiniglich abſengen, was in Einem Sommer wohl mit mehreren Tauſend geſchieht.

Sie haben zwei bis fünf Junge auf einmal. Herr Dobbs zählt in ſeiner Nachricht von der Hudsons-Bay nicht weniger als acht verſchiedne Arten von Bibern auf; aber im Grunde giebt es nur eine einzige: der ganze Unterſchied rührt von den verſchiednen Jahrszeiten her, in welchen ſie gefangen werden.

Lefranc ſagt: ein guter Jäger könne in einem Winter ſechshundert Biber fangen, aber nur einhundert zu Markte bringen. Wenn es ſich zu ſeinen Zeiten wirklich ſo verhielt, ſo müſſen die Kanots der Indianer damals viel kleiner geweſen ſeyn; denn jetzt tragen die meiſten ganz bequem dreihundert Biberfelle, das Gepäck und die Lebensmittel der Indianer noch ungerechnet.

Sollte ja einmal ein Indianer (was ich aber bezweifle) in Einem Winter ſechshundert Biber getödtet haben; ſo iſt das ein einzelner Fall geweſen, und Mancher hat nicht zwanzig, ja wohl nicht einen einzigen, bekommen. Jener glückliche Jäger hätte alſo doch nicht nöthig gehabt, ſeine Felle verfaulen zu laſſen, oder am Feuer abzuſengen. Während meines Aufenthaltes bei den Indianern habe ich freilich wohl geſehen, daß mancher in einem Winter mehr Biberfelle und andres ſchweres Pelzwerk bekam, als ſeine Weiber fortſchaffen konnten; dann wurden aber die

überflüſſigen nicht als unnütz verwüſtet, ſondern Verwandten, oder andren weniger glücklichen Jägern gegeben; ſo daß immer der ſämmtliche Ertrag der Jagd zu der Faktorei kam. Freilich ſengen die ſüdlichen Indianer viele Biber- und Seeotterfelle ab; doch geſchieht dies ſelten zu andrer Zeit, als im Sommer, wo die Felle keinen Werth haben.

Die weißen Biber, deren Lefranc erwähnt, ſind ſo ſelten, daß vielleicht kaum der Zehnte von allen Faktoren der Kompagnie während ſeines ganzen Aufenthaltes im Lande jemals einen geſehen hat. In zwanzig Jahren, die ich an der Hudſons-Bay zugebracht, und bei meinen ſechshundert Engl. Meilen weiten Reiſen weſtwärts von der Seeküſte, habe ich nur ein einziges weißes Biberfell geſehen. Doch auch dieſes hatte auf dem Rücken viele röthliche und braune Haare; und nur die Seiten und der Bauch waren glänzend ſilberweiß. Die Indianer ſelbſt hielten es für eine große Merkwürdigkeit. Ich bot dreimal ſo viel, als gewöhnlich, wenn man mir einige von eben der Art verſchaffen könnte; aber ich habe in den zehn Jahren, die ich nachher noch da blieb, nur eins bekommen. Dies beweiſt wohl hinlänglich, daß es keine beſondre Art von weißen Bibern giebt, und daß auch eine Abweichung von der gewöhnlichen Farbe ſehr ſelten iſt.

Schwarze Biber, und zwar von vortrefflichem Glanze, findet man öfter; doch bekommt man in einem Jahre ſelten über zwölf bis funfzehn ſolche Felle. Uebrigens mögen ſie in der Churchill-Faktorei vielleicht noch am häufigſten vorkommen.

Lefranc, ſelbſt ein geborner Indianer, kann Herrn Dobbs wohl ſchwerlich geſagt haben, der Biber werfe auf einmal zehn bis funfzehn Junge; oder er hat den Letzteren abſichtlich hintergehen wol-

len. Die Indianer tödten viele Biber in allen Perioden des Trächtigſeyns; es fehlt ihnen alſo gar nicht an Gelegenheit, die gewöhnliche Anzahl der Jungen zu beſtimmen. Ich habe einige Hundert trächtige geſehen, aber nie mehr als ſechs Junge in einem gefunden; und auch dieſes nur in zwei Fällen: denn die gewöhnliche Anzahl beträgt, wie geſagt, nur zwei bis fünf.

Außer der unfehlbaren Methode, die Anzahl der Jungen durch den Augenſchein zu beſtimmen, giebt es bei dem Biber noch eine andre, welche die Indianer als eben ſo richtig kennen. Wenn man nehmlich die Gebärmutter eines weiblichen Bibers unterſucht, ſo findet man darin jedesmal eben ſo viele härtliche, runde Knoten, als er zum letztenmale Junge geworfen hat. Ich habe dieſen Umſtand ſehr ſorgfältig unterſucht, und kann aus eigner Erfahrung verſichern, daß er gegründet iſt.

Viele irrige Nachrichten über die Biber ſchreiben ſich von den Franzoſen her, die ſich in Kanada aufgehalten haben: ſo z. B. die, daß ihre Wohnungen einen doppelten Eingang, auf der Land- und auf der Waſſerſeite, hätten. Vielleicht haben du Praz und andre Franzöſiſche Schriftſteller alte, von den Indianern eingenommene Biberwohnungen geſehen, in die man auf der einen Seite eine Oeffnung gemacht hatte, was immer geſchehen muß, ehe man die Biber daraus vertreiben kann. Sehr wahrſcheinlich machen die Indianer in einem ſo milden Klima, wie Kanada hat, dieſe Oeffnungen gemeiniglich auf der Landſeite; und das mag denn die gerügte Erdichtung veranlaßt haben *).

*) Die nördlichen Indianer glauben, daß die Biber die nördliche Seite ihrer Wohnungen immer viel dicker machen, als die andren, um ſich auf dieſe Art vor den

Auch die Behauptung, daß die Biber ſich ihres Kothes in den Wohnungen entledigten, iſt völlig grundlos; vielmehr thun ſie das immer im Waſſer. Ich kann dies um ſo zuverſichtlicher behaupten, da ich mehrere Biber ſo lange gehabt habe, bis ſie ſo zahm wurden, daß ſie auf den ihnen gegebnen Nahmen hörten, dem, der ſie rief, wie ein Hund nachfolgten, und ſich, wie andre Thiere, über Liebkoſungen freuten. Ich ließ ein Haus für ſie bauen, vor welchem einiges Waſſer war; und in dieſes tauchten ſie ſich jedesmal ein, wenn ſie ihr Bedürfniß verrichten wollten. Der Koth ſteigt dann, weil er ſehr leicht iſt, augenblicklich in die Höhe, und ſchwimmt auf der Oberfläche, wo er ſich auflöſt und nachher zu Boden ſinkt. Selbſt, wenn es im Winter fror, kamen ſie zu dem erwähnten natürlichen Geſchäft immer aus ihrem Hauſe hervor, und verrichteten es auf dem Eiſe. Als der Froſt dann ſo ſtreng war, daß ich ſie in mein Haus nehmen mußte, gingen ſie immer in ein großes Gefäß mit Waſſer, das ich für ſie hinſtellen ließ. So konnte ich ſie in meinem Wohnzimmer haben, ohne daß ſie es im mindeſten unrein machten. Hier waren ſie die beſtändigen Geſellſchafter der Indianiſchen Weiber und Kinder, und war ſo gern, daß ſie, wenn die Indianer eine Reiſe lang abweſend blieben, große Unruhe, bei der Rückkehr derſelben aber große Freude blicken ließen. Sie liebkoſten dann den Indianern, krochen ihnen auf den Schooß, legten ſich auf den Rücken, ſaßen aufrecht, wie ein Eichhörnchen, kurz, betrugen ſich beinahe wie Kinder, die ihre Eltern nur ſelten zu ſehen bekommen. Im Winter lebten ſie gewöhnlich von eben den Spei-

kalten Nordwinden zu ſchützen; daher brechen ſie auch gewöhnlich die ſüdliche Seite derſelben auf.

ſen, welche die Weiber aßen, und beſonders mochten ſie gern Reiß und Roſinen-Pudding. Doch fraßen ſie auch Repphühner und friſches Wildbret recht gern. Mit Fiſchen machte ich nie einen Verſuch; man hat mir aber geſagt, daß ſie auch die zuweilen zu fangen ſuchen. Ueberhaupt giebt es nur wenige Thiere, die man nicht dazu bringen könnte, Fleiſch zu freſſen, ob es gleich nicht ihre eigentliche Nahrung iſt. So freſſen z. B. unſre Pferde an der Hudſons-Bay nicht nur alle Arten von Fleiſchſpeiſen, ſondern ſaufen auch recht gern den Spülig, den man ſonſt den Schweinen giebt. Die glaubwürdigſten Schriftſteller verſichern, daß in Island nicht nur das Rindvieh, ſondern auch die Schafe im Winter faſt gänzlich mit Fiſchen und Gräten gefüttert werden.

Einige Schriftſteller ſprechen auch von untergeordneten oder Sklaven-Bibern. Zuweilen wird einer gefangen, der nur ein ſehr ſchlechtes Fell hat, woran breite Flecken auf dem Rücken, und die Schultern ganz kahl ſind. Daraus läßt ſich aber nicht ſchließen, daß das Fell durch Tragen ſchwerer Laſten ſo beſchädigt ſey; vielmehr mag die Urſache davon wohl in einer Krankheit liegen; denn rührte das Ausfallen der Haare von außerordentlich ſchwerer Arbeit her, ſo müßte man dergleichen Felle öfter zu ſehen bekommen; man ſieht aber kaum Ein Beiſpiel in ſieben bis acht Jahren. Ich habe einmal in einem ganzen Biberhauſe auf allen Thieren weiter nichts als feine, kurze Haare geſehen, und alle langen waren ausgefallen. Dieſe und jede andre Abweichung von den allgemeinen Regel muß man aber unſtreitig irgend einer beſondern Krankheit zuſchreiben *).

---

*) Dieſe Naturgeſchichte des Bibers iſt ein wichtiger Beitrag zur Bereicherung der Wiſſenſchaft; und was der Ver-

Achtes Kapitel.

Vorfälle und Bemerkungen von unſrer Ankunft auf der Südſeite des Athapuſcow-Sees, bis zu unſrer Rückkehr nach dem Prinz von Wallis-Fort am Churchill-Fluß.

Als wir einige Tage mit der Biberjagd zugebracht hatten, gingen wir weiter über den Athapuſcow-See. Da wir aber noch immer viele Zeit dazu verwendeten, Rothwild und Biber zu jagen, die es auf einigen Inſeln des Sees in Menge gab, ſo währte es bis zum 9ten Januar 1772, ehe wir deſſen ſüdliches Ufer erreichten.

Dieſer See iſt, den Nachrichten der Eingebornen zufolge, von Oſten nach Weſten ungefähr 120 Seemeilen (20 auf einen Grad des Aequators) lang,

kaſſer erwählt, verdient vollen Glauben, da er die genannte Thierart viel länger und genauer hat beobachten können, als irgend jemand vor ihm. Nun können viele Beſchreibungen des Bibers, die mit Erdichtungen vermiſcht ſind, berichtiget werden. Uebrigens muß ich noch anmerken, daß ich ſelbſt in der Sammlung von Thieren, welche die Hudſonsbay-Kompagnie der K. Geſellſchaft in London geſchenkt hat, glänzend ſchwarze und auch ſchneeweiße Biber geſehen habe. — Bekanntlich iſt das Bibergeil, oder das Caſtoreum, eine ſchmierige Subſtanz, die der Biber in einem beſondern Beutel abſondert, und die man gegen hyſteriſche Zufälle und in andren Krankheiten benutzt. Die Engländer haben durch Erfahrungen und genaue Verſuche bemerkt, daß das Sibiriſche Bibergeil weit beſſer und wirkſamer iſt, als das Nordamerikaniſche, weshalb in den Engliſchen Apotheken das erſtere noch einmal ſo theuer verkauft wird, als das leztere. Dieſer Unterſchied mag wohl von der verſchiednen Nahrung herrühren, deren beide Arten in ihrem Vaterlande genießen. Die Sibiriſchen Biber haben vorzüglich Pflanzenwinden, welche den Nordamerikaniſchen fehlen.

F.

und von Norden nach Süden 20 breit. Da, wo wir hinüber gingen, ſoll er am ſchmälſten ſeyn. Er iſt voll Inſeln, welche meiſtens mit ſchönen hohen Pappeln, Birken und Fichten bewachſen ſind. Auf dieſen Inſeln giebt es ziemlich viel Rothwild. Auf einigen der größeren fanden wir auch verſchiedne Biber; doch gilt dies nur von ſolchen Inſeln, auf denen ſich große Teiche befinden: denn an den Ufern der Inſeln ſelbſt, war nirgends ein Biberbau zu bemerken.

Der See iſt reich an ſehr ſchönen Fiſchen, beſonders zwiſchen den Inſeln, die in manchen Gegenden nahe bei einander liegen und ſchmale Kanäle, gleich kleinen Flüſſen, bilden, in denen ich beim Angeln eine beträchtliche Strömung nach Oſten bemerkte.

Die Fiſche, welche es in dieſem See, wie in den meiſten andren hier zu Lande, am häufigſten giebt, ſind Hechte, Fohren, Barſe, Barben, Schnäpel und Aalraupen. Außer ihnen fingen wir auch noch eine andre Art von Fiſchen, von der die Indianer ſagen, daß ſie dieſem See eigenthümlich ſey. In der Figur des Körpers hat dieſer Fiſch, welcher von den nördlichen Indianern Schies genannt wird, viele Aehnlichkeit mit einem Hechte; die Schuppen, welche ſehr groß und ſtark ſind, haben aber eine ſchöne glänzende Silberfarbe. Das Maul iſt groß, und ſieht ſo, wie an einem Hechte; eröffnet, hat es aber Aehnlichkeit mit dem Maul eines Störs. Ob es gleich gar keine Zähne hat, ſo nimmt es doch einen Biſſen eben ſo gierig hin, wie ein Hecht, oder eine Fohre. Die, welche wir fingen, waren zwei bis vier Fuß lang. Ihr Fleiſch iſt fein, weiß und nicht hart, hat aber einen ſo widrigen, faulen Geſchmack, daß viele Indianer, wenn ſie anders nicht in gänzlichem Mangel

ſind, es gar nicht eſſen mögen *). — Die Fohren in dieſem See waren die gröſten, die ich jemals geſehen habe; einige, die von meinen Gefährten gefangen wurden, wogen, glaube ich, 36 bis 40 Pfund. Ebenfalls von unglaublicher Größe, gewiß an 40 Pfund ſchwer, waren die Hechte, die hier ſelten beunruhigt werden und immer eine Menge kleinerer Fiſche zur Nahrung haben.

Gleich am ſüdlichen Ufer des Athapuskow-Sees veränderte ſich die Scene ſehr angenehm. Anſtatt eines Gemiſches von kahlen Felſen und Hügeln, woraus das ganze Land auf der Nordſeite beſteht, ſahen wir nun eine ſchöne ebne Gegend, in der kein Stein zu finden war. Einige von meinen Gefährten, welche keine kupfernen Keſſel hatten, beluden daher ihre Schlitten mit Steinen von einigen der letzten Inſeln, um ihre Lebensmittel in Keſſeln von Birkenrinde kochen zu können. Dieſe darf man natürlicher Weiſe nicht auf das Feuer ſetzen; daher werden Steine heiß gemacht und in das Waſſer geworfen, um den Keſſel zum Kochen zu bringen **).

*) Dieſer, von dem Verf. ſehr unvollſtändig beſchriebne Fiſch kann kein andrer ſeyn, als der, welchen ich in den Philoſoph. Transactions Vol. LXIII. beſchrieben und Cyprinus catostomus genannt habe. Er heißt bei den Engländern: the Suckler (der Sauger), weil er durch Saugen die im Schlamme befindlichen Würmer zu ſeiner Nahrung hervorholt. — Meine Beſchreibung findet man Deutſch in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, B. III. S. 267—272. F.

**) Bedürfniß und Hunger machen ſinnreich, wie man auch hier wieder an einem neuen Beiſpiele ſieht. — Die Grönländer verfertigen aus einer Art von Talkerde, die ſich ſchneiden läßt, Töpfe, Keſſel, Pfannen, und auch große Lampen, die ſie mit Thran füllen. In dieſen Lampen zünden ſie drei bis vier Dochte zugleich an, und hängen dann ihre Keſſel von Topfſtein (Lapis ollaris L. lebetum) darüber. Auch die Peruaner beſaßen, als ihr Land durch die Spanier entdeckt wurde, ſchon Töpfe von Erde oder Thon. Die Inwohner der Südſee hatten, als ich

Büffel, Elennthiere und Biber waren jetzt im Ueberfluß vorhanden; und wir konnten an vielen Orten, durch die wir kamen, auch Spuren von Mardern, Füchſen, Wolfsbären und andren Thieren bemerken. Meine Gefährten gaben ſich aber nicht die mindeſte Mühe, eins von den drei letzten Arten zu fangen. Sie dachten nur darauf, die drei erſten zu bekommen, vielleicht beſonders wegen ihres wohlſchmeckenden Fleiſches, das ſie ſehr lieben; da ſie hingegen das Fleiſch der Füchſe und Wolfsbären nie anders als in dem größten Mangel eſſen.

Die Büffel, beſonders die Stiere, waren hier weit größer, als das Engliſche Rindvieh. Ein gewiſſer Stier iſt ſo ſchwer, daß, wenn ſechs bis acht Indianer zuſammen ihm die Haut abziehen, ſie ihn niemals umzuwenden ſuchen, ſo lange er noch ungetheilt iſt; vielmehr pflegen ſie, wenn er eben abgezogen iſt, die Keule und das Schulterblatt abzulöſen, den Bauch aufzuſchneiden und die Eingeweide herauszunehmen, und die Laſt auf dieſe Art ſo viel als möglich zu erleichtern, ehe ſie ihn umkehren. Die Haut iſt an einigen Stellen unglaublich dick, beſonders um den Hals, wo die Dicke oft über einen Zoll beträgt. Die Hörner ſind kurz, ſchwarz, und beinahe gerade, aber an der Wurzel ſehr dick.

Der Kopf eines Stieres iſt ſehr groß und ſchwer. Ich habe einige geſehen, die ich nicht vom Boden aufheben konnte; die Köpfe der Kühe ſind aber viel kleiner. Der Schwanz iſt gemeiniglich ſchön glänzend ſchwarz, und nur etwa einen Fuß lang, ob er gleich wegen des Haarbüſchels am Ende länger ſcheint.

ſie mit Cook beſuchten, noch kein Mittel zum Kochen des Fleiſches erfunden, ſondern brieten es durch heißgemachte Steine. Sie benutzten alſo eben das zum Braten, was die Neu-Seeländer zum Kochen brauchen. F.

Dieſer iſt bei den Kühen immer roſt-braun, was vermuthlich von dem Harnen herrühret.

Das Haar auf dem Leibe iſt weich und kraus, faſt wie Wolle, meiſtens gelblichbraun, und auf dem ganzen Körper gleich lang und dick, doch den Kopf und Hals ausgenommen, wo es viel länger iſt, als auf den andren Theilen.

Die Indianer geben dem ganzen Felle durch Schaben gleiche Dicke, richten es dann noch behaart zu, und haben daran eine leichte, weiche, warme und dauerhafte Kleidung. Auch bereiten ſie aus einigen dieſer Felle Leder zu Zelten und Schuhen. Dies iſt aber grob, ſchwammig, und mit dem Elennsleder keineswegs zu vergleichen. Ich weiß übrigens nicht, ob die Europäiſchen Gerber im Stande ſeyn würden, dieſen Fellen Werth zu geben; denn ſie ſcheinen von eben der Beſchaffenheit zu ſeyn, wie die Felle der Biſamſtiere; und von denen ſchickte die Kompagnie einmal eine Anzahl nach England, wo ſie aber gänzlich unbrauchbar gefunden wurden.

Die Büffel halten ſich am liebſten in weiten, offnen Ebnen auf, wo in dieſen Gegenden ein ſehr langes, grobes Gras, oder vielmehr eine Art von kleinem Schilf wächſt, das ſie freſſen; aber wenn ſie verfolgt werden, ſo fliehen ſie in die Wälder. Sie ſind ſo erſtaunlich ſtark, daß, wenn ſie durch einen Wald laufen, ſie oft Bäume, ſo dick wie ein Mannsarm, niederreißen; und dabei iſt ihre Schnelligkeit ſo groß, daß, wenn der Schnee auch noch ſo tief liegt, der ſchnellſte Indianer in Schneeſchuhen ihnen nicht nachfolgen kann. Ich ſelbſt bin oft Augenzeuge hiervon geweſen. — Unter allen großen Thieren dieſer Gegenden, läßt der Büffel ſich am leichteſten, ſo wie das Elennthier am ſchwerſten, jagen. Sein Fleiſch iſt ſehr gut und ſo frei von allem Nebengeſchmacke,

daß es unſrem Rindfleiſche ſehr nahe kommt. Das Fleiſch der Kühe, die einige Zeit trächtig geweſen ſind, hält man für das beſte; und für den größten Leckerbiſſen gelten die Kälber, die aus dem Bauche der Kuh herausgeſchnitten ſind. Der Höcker auf dem Rücken, oder eigentlich auf den Schultern, iſt nicht ein Fleiſchklumpen, wie Einige glauben, ſondern er entſteht durch eine ungewöhnliche lange Fortſetzung der Knochen an dem Widerrüſte. Das Fleiſch an dieſem Theile beſteht ſo gleichförmig aus Fett und Magerem, daß es für ſehr leckerhaft gehalten wird. Die Schwere dieſes Höckers iſt übrigens keinesweges ſo groß, als man ſie gewöhnlich angiebt. — Auch die Zungen ſind ſehr wohlſchmeckend, und immer ſehr fett, wenn auch das Thier ſelbſt noch ſo mager iſt. Sie werden in Menge als Geſchenk nach den Faktoreien der Kompagnie gebracht; doch ſind ſie nicht ſo groß, und, für mich wenigſtens, auch nicht ſo wohlſchmeckend, wie eine Ochſenzunge in England *).

*) Dieſe Art Büffel iſt dem nördlichen Amerika allein eigen; denn bei der Entdeckung von Amerika wurde in der ganzen ſüdlichen Hälfte dieſes Welttheiles und in Weſt-Indien keine Art von zahmen oder wildem Rindvieh angetroffen. Die Rinder, welche von den Spaniern nach den Weſt-Indiſchen Inſeln und in die Gegend bei Rio de la Plata gebracht wurden, verwilderten bald, und vermehrten ſich ſehr ſtark. Im vorigen Jahrhunderte mußten die bekannten Weſt-Indiſchen Seeräuber, welche aus rohen, halbwilden Franzoſen und Engländern beſtanden, ihre Lehrjahre bei den Flibuſtiers mit der Jagd der wilden Rinder in St. Domingo, Cuba und Jamaika anfangen. Im Süden von Amerika, jenſeits des Silber-Fluſſes bis an die Magellaniſche Meerenge, und bis in Tſchile (Chili), giebt es Heerden von verwilderten Rindern, die ſich auf viele Tauſende belaufen, und jetzt, vorzüglich um ihrer Häute willen, von den Puelches oder Patagonen, auch von den Spaniern in Buenos-Ayres und in Tſchile häufig auf der Jagd erlegt werden. — Die wilden Nordamerikaniſchen Rinder ſind übrigens eine Art von Büf-

Auch das Elennthier iſt groß, öfters höher und dicker, als das ſtärkſte Pferd; aber die Länge der Beine, die große Maſſe des Körpers, die Kürze des Halſes, die ungewöhnliche Länge des Kopfes und der Ohren, und der gänzliche Mangel eines Schwanzes geben dem Thiere ein ſehr widriges Anſehen. Die männlichen ſind weit größer, als die weiblichen, und unterſcheiden ſich auch in der Farbe. Die Haare des männlichen Elenns ſind lang und weich, wie an dem Rothwild, an den Spitzen beinahe ſchwarz, weiter hinauf aber aſchfarbig, und an den Wurzeln völlig weiß. An dem weiblichen iſt das Haar gelblich-braun; doch an einigen Stellen, beſonders unter dem Halſe, dem Bauche und an den Seiten, beinahe weiß.

Ihre Beine ſind ſo lang, und ihr Hals iſt ſo kurz, daß ſie nicht, gleich andren Thieren, auf einer ebnen Fläche graſen können, ſondern im Sommer nur die Spitzen höherer Pflanzen und das Laub der Bäume abnagen. Im Winter nähren ſie ſich immer von den Spitzen der Weiden und von jungen Birkenreiſern; deshalb ſieht man ſie in dieſer Jahrszeit auch nirgends anders, als wo ſie ihre Lieblingsnahrung finden. Sie haben zwar in der obern Kinnlade keine Vorderzähne; aber doch ſchneiden ſie Weiden und kleine Birkenzweige von der Dicke eines Pfeifenrohrs ſo ſcharf ab, als ob es ein Gärtner mit der Scheere gethan hätte. Vorzüglich lieben ſie übrigens die Zweige rother Weiden.

feln: denn die Fortſätze auf den Wirbeln des Rückgrates, am Widerrüſt, ſtehen ſehr ſtark hervor, und verurſachen alſo eine Art von Höcker oder Buckel; auch liegen bei dieſen Rindern, wie bei den Büffeln der alten Welt, die Hörner platt am Kopfe, und ſind nicht ſehr lang. Dieſe Art iſt alſo der Bos Biſon L., jetzt, in der neuen Ausgabe von Gmelin: Bos americanus. J.

Im Sommer halten ſie ſich gern an den Ufern der Flüſſe und Seen auf, wahrſcheinlich um ſich im Waſſer vor den unzähligen Muskitos und Fliegen zu retten, von denen ſie alsdann gequält werden. Es giebt aber auch mancherlei Waſſerpflanzen, welche ſie gern freſſen, und welche ſie, im Waſſer ſtehend, leicht abreißen können.

Der Kopf des Elennthieres iſt, wie ich ſchon angemerkt habe, auffallend lang und groß, und hat Aehnlichkeit mit einem Pferdekopfe; die Naſe und die Naſenlöcher ſind aber wenigſtens zweimal ſo groß. Die breiten Ohren ſind ungefähr einen Fuß lang, und ſtehen immer aufrecht. Man glaubt, daß der Sinn des Gehörs bei ihnen ſchärfer iſt, als das Geſicht und der Geruch; daher macht es auch große Schwierigkeit, ſie zu ſchießen, beſonders da die Indianer keine andre Methode kennen, als ihnen zwiſchen Bäumen und Gebüſchen nachzukriechen, bis ſie auf die Schußweite hinan gekommen ſind. Im Sommer, wo ſie ſich viel an Seen und Flüſſen aufhalten, werden ſie von den Indianern oft im Waſſer geſchoſſen, wenn ſie über Flüſſe ſetzen, vom Lande nach einer Inſel ſchwimmen, u. ſ. w. Verfolgt man ſie auf dieſe Art, ſo ſind ſie die geduldigſten von allen Thieren, und thun nicht den mindeſten Widerſtand. Die Jungen ſind ſehr einfältig. Ich ſelbſt habe geſehen, daß ein Indianer an eins hinan ruderte, und daß es ſich ohne alles Sträuben greifen ließ. Das arme, harmloſe Geſchöpf ſchien dabei ſo ruhig, als ob es neben ſeiner Mutter ſchwämme, ſah uns mit furchtloſer Unſchuld ins Geſicht, und brachte die eine Vorderpfote faſt jede Sekunde an die Augen, um die gerade ſehr zahlreichen Muskitos zu vertreiben.

Ich habe auch Weiber und Knaben alte Elennthiere in dieſer Lage tödten ſehen, und zwar ſo, daß

ſie

ſie ihnen mit einer Axt auf den Kopf ſchlugen; und im Sommer des Jahres 1775, als ich von Cumberland-Haus nach York-Fort reiſte, ſah ich, daß zwei Knaben, die weder eine Flinte, noch Bogen und Pfeile hatten, einen ſchönen Elenn-Bock im Waſſer auf die Art tödteten, daß ſie ihm einen Stock in den After trieben.

Sie ſind auch leichter zu zähmen, als irgend eine Hirſchart. Ich habe in Churchill mehrere ſo zahm, wie ein Schaf, geſehen; ſie folgten ihrem Herrn, wohin er wollte, und kehrten auf ſeinen Ruf ſogleich wieder um, ohne je von dem Wege abzuweichen.

Das Fleiſch des Elennthieres iſt ſehr gut, aber gröber und viel zäher, als alles andre Wildbret. Die Naſe und die Zunge ſind das Beſte. Vielleicht verdient es angemerkt zu werden, daß die Leber dieſes Thieres zu keiner Jahreszeit geſund iſt, und daß es, wie das übrige Rothwild, keine Galle hat. Das Fett an den Eingeweiden iſt hart, wie Talg, das äußere aber weich, wie das an einer Hammelbruſt. Hierin unterſcheidet ſich das Elenn von allen andren Arten des Rothwildes, an dem ſonſt das äußere Fett ebenfalls hart iſt.

In allen ſeinen Handlungen und Stellungen iſt das Elennthier ſehr tölpiſch. Wird es beunruhigt, ſo läuft es nur in einer Art von Trab, doch aber, da es lange Beine hat, ziemlich ſchnell, und, wie es ſcheint, mit vieler Leichtigkeit. In einer von Strauchholz freien Gegend könnten Leute zu Pferde, und Hunde das Thier indeß wohl einholen, da es zarte Füße und einen kurzen Athem hat *).

*) Herr Dobbs ſagt in ſeiner Beſchreibung dieſes Thiers: man finde es niemals nordwärts vom Cap-Breton

Die Häute der Elennthiere geben, wenn ſie von den Eingebornen zugerichtet ſind, vortreffliche Zeltdecken und Schuhleder; auch werden ſie noch zu andren Kleidungsſtücken gebraucht. Sie haben, wie die Häute der Büffel, eine ſehr ungleiche Dicke. Einige Indianiſche Weiber verſtehen ſich aber darauf, ſie durch Schaben ſo gleichmäßig zu machen, wie ein Stück dickes Tuch. Gut zubereitet, ſind ſie ſehr weich; da man aber bei der Zubereitung kein Oel braucht, ſo werden ſie durch Näſſe immer hart, wenn man ſie nicht, während daß ſie trocknen, unaufhörlich reibt. Eben das gilt auch von allem, auf Indianiſche Art zugerichteten Leder, ausgenommen das von dem Wewaskiſch *) (rothen Hirſche), welches ſich wie Gemſenleder waſchen läßt, und immer weich bleibt.

Das weibliche Elennthier hat nie Geweihe; das männliche aber hat erſtaunlich große und ſchwere, die ſich in ihrer Form gänzlich von den Geweihen des gewöhnlichen Rothwildes unterſcheiden. Das äußerſte Ende jedes Horns iſt flach, wie eine Schaufel, aus welcher einige kurze Enden ſproſſen; das untere iſt ſo ſtark wie ein gewöhnlicher Mannsarm

und Neu-Schottland; ich habe es aber im Athapuskow-Lande, folglich nicht weit von 60° N. B., ſehr häufig geſehen. A. d. V.

*) Der Wewaskiſch iſt eine Hirſchart, welche zuweilen auch Weskaſſe genannt wird. Er hat runde Geweihe, und nicht ſchaufelartige, wie das Elennthier oder der Elchhirſch; dieſe Geweihe ſtehen auch mehr aufrecht, und haben weniger Enden. Der Wewaskiſch hat nicht die breite Oberlippe des Elenns, ſondern ſeine Schnauze läuft gewiſſermaßen ſpitz zu. Sein Fell iſt röthlich; weshalb er von den Engländern auch: „der rothe Hirſch,“ genannt wird. Dieſe ſehr abweichende Hirſchart iſt unſtreitig ein beſondres Thier, aber noch nicht hinlänglich beſtimmt; ſie ſollte eine eigne Art ausmachen und Cervus rufus (der rothe Hirſch) genannt werden. F.

über dem Knöchel. Das Elenn wirft ſein Geweihe jährlich ab, wie die übrigen Thiere vom Hirſchgeſchlechte. Das Geweihe wiegt öfters über ſechzig Pfund; dieſer beträchtlichen Größe und des ſchnellen Wachsthums ungeachtet, iſt es aber doch ſehr hart und feſt.

Obgleich das Fleiſch des Elennthieres von den meiſten Indianern ſehr geſchätzt wird, ſo hielten doch meine Gefährten es eben ſo wenig für nahrhaft, als das Büffelfleiſch. In Anſehung des Elennthieres ſcheint dies ein bloßes Vorurtheil zu ſeyn; aber das Fleiſch des Büffels iſt, ſo ſchön es auch ausſieht, und ſo angenehm es auch ſchmeckt, ſo leicht, und wird ſo ſchnell verdauet, daß man es in der That eben nicht nahrhaft nennen kann. — Das Elenn hat jedesmal Ein bis drei Junge, und wirft ſie zu Ende des Aprils, oder zu Anfange des Mayes *).

Die Art, wie die Indianer dieſe Felle zubereiten, iſt folgende. Sie machen eine Art von Lauge aus dem Gehirn und aus dem weichſten Fett oder Marke des Thieres. Hierin wird das Fell einge-

*) Wenn man zu den Nachrichten unſres Verfaſſers von dem Elenn oder Elchhirſche noch das hinzu nimmt, was man in den „Neuen Schriften der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin“ B. I. S. 1 — 69 Tab. I. findet: ſo kann man ſich eine vollſtändige Naturgeſchichte dieſes Thieres entwerfen. — Der Profeſſor (nunmehr: von) Zimmermann in Braunſchweig ſchreibt in ſeiner Geographia zoologica, die auch Deutſch mit Zuſätzen herausgekommen iſt, und auf ſeiner Karte, dem Elenn den beſchränkten Aufenthalt bis 50° N. B. vor. Dieſes Thier iſt aber ſogar bis nach Indien hin in den Waldungen der Gattiſchen Gebirge anzutreffen; ja man hat es ſogar in den heißeren Gegenden um Pondichery zahm gehabt, und es iſt dort vollkommen geſund geweſen. M. ſ. Eſſais philoſophiques ſur les moeurs de divers animaux étrangers (par Foucher d'Oblonville). à Paris 1783. 8°. Pag. 115 — 119. F.

weicht, dann wieder herausgenommen, und nicht nur am Feuer getrocknet, ſondern auch einige Tage in den Rauch gehängt. Hierauf wird es wieder in warmes Waſſer eingeweicht, bis es ganz davon durchdrungen iſt. Nachher drückt man es ſo viel als möglich aus, und trocknet es an einem langſamen Feuer, reibt und zieht es aber dabei, ſo lange noch einige Feuchtigkeit darin iſt. Durch dieſe einfache Behandlung, und durch nachheriges Schaben werden manche Häute ſowohl für das Auge, als für das Gefühl ſehr zart und angenehm.

Am 11ten Januar entdeckten einige von meinen Gefährten auf der Jagd die Spur eines fremden Schneeſchuhes, und folgten ihr nach. In einer beträchtlichen Entfernung kamen ſie zu einer kleinen Hütte, und fanden darin ein junges Weib ganz allein ſitzen. Da dieſes ihre Sprache verſtand, ſo brachten ſie es mit zu den Zelten. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß es zu den weſtlichen Hunds-rippen-Indianern gehörte, welche im Sommer des Jahres 1770 von den Athapuskow-Indianern zu Gefangnen gemacht worden waren. Im folgenden Sommer hatte die Frau einen Verſuch gemacht, den letzteren, nicht weit von der Gegend, wo ſie ſich jetzt befand, zu entlaufen, um nach ihrer Heimath zurückzukehren. Die Entfernung war aber ſo groß, und man hatte ſie in einem Kanot über ſo viele Seen und Flüſſe in ſo mancherlei Krümmungen geführt, daß ſie den Weg nicht wiederfinden konnte. Nun bauete ſie ſich die Hütte, in der wir ſie fanden, um im Winter Schutz vor der Kälte zu haben; und hierin hatte ſie ſich ſeit dem Eintritt des Herbſtes aufgehalten.

Aus ihrer Angabe der Monden, die ſeit ihrer Flucht verfloſſen waren, zeigte ſich, daß ſie ſchon bei-

nahe ſieben Monathe lebte, ohne irgend einen Menſchen geſehen zu haben. Während dieſer ganzen Zeit hatte ſie ſich ſehr gut ernährt, und zwar dadurch, daß ſie Repphühner, Kaninchen und Eichhörnchen in Schlingen fing, auch zwei oder drei Biber und einige Stachelſchweine tödtete. Daß ſie keinen Mangel gelitten haben konnte, war offenbar: denn ſie beſaß, als man ſie entdeckte, noch einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln; auch war ſie geſund, wohl bei Leibe, und eins der ſchönſten Indianiſchen Weiber, die ich je in irgend einer Gegend von Nord-Amerika geſehen habe.

Die Mittel, welche dieſes arme Geſchöpf angewendet hatte, ſich ſeinen Lebensunterhalt zu verſchaffen, waren in der That bewunderungswerth, und zeigten augenſcheinlich, daß Noth die Mutter der Erfindung iſt. Als die wenigen Hirſchſehnen, die ſie mitzunehmen Gelegenheit gehabt, zu Schlingen und zum Nähen ihrer Kleider verbraucht waren, konnte ſie dieſelben nur durch Sehnen aus den Beinen und Füßen der Kaninchen erſetzen; und dieſe wußte ſie mit großer Geſchicklichkeit zuſammen zu flechten. Die Kaninchen und die andren Thiere, welche ſie in ihren Schlingen fing, gaben ihr nicht nur eine recht gute Nahrung, ſondern ſie machte ſich aus den Fellen auch nette und warme Winterkleider. Man ſollte kaum glauben, daß eine Perſon in ihrem verlornen, hülfsloſen Zuſtande Ruhe und Faſſung genug hätte haben können, um irgend etwas zu erſinnen oder zu thun, was nicht zur Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nothwendig war; ſie hatte aber, wie die deutlichſten Beweiſe zeigten, ihre Sorgfalt viel weiter erſtreckt: denn ihre ſämmtliche Kleidung verrieth obendrein vielen Geſchmack, und zeigte ſehr mannigfaltige Zierathen. Die Materialien waren zwar roh,

aber ſehr künſtlich gearbeitet und mit ſo vieler Beurtheilungskraft geordnet, daß ihr ganzer Anzug ein ſehr angenehmes, obgleich etwas romantiſches, Anſehen hatte.

Die müßigen Stunden, welche die Jagd ihr übrig ließ, wendete ſie an, aus der inneren Rinde der Weiden Schnüre, wie Bindfaden, zu flechten; und wirklich waren ſchon einige Hundert Klafter fertig, aus denen ſie ſich, ſo bald der Frühling käme, ein Fiſchnetz hatte machen wollen. Eben ſo verfertigen die Hundsrippen-Indianer alle ihre Fiſchnetze; und dieſe ſind denen, welche die nördlichen Indianer haben, weit vorzuziehen *).

Alles Metall, welches die arme Frau bei ihrer Flucht mitnahm, war ein fünf bis ſechs Zoll langes Stück von einem eiſernen Reif, zu einem Meſſer umgearbeitet, und eine halbe eiſerne Pfeilſpitze, die ihr zu einer Pfrieme diente; und mit dieſen Werkzeugen hatte ſie ſich vollſtändige Schneeſchuhe und einige andre nützliche Sachen verfertigt.

Ihre Methode, ſich Feuer anzuzünden, war ebenfalls ſonderbar. Sie beſaß hierzu weiter kein Hülfsmittel, als zwei harte, ſchwefelhaltige Steine, aus denen ſie durch langes Reiben und auf einander Schlagen einige Funken hervorlockte, welche ſie dann in einigem Zündſchwamme auffing. Da aber dieſe Methode ſehr mühſam war, und nicht immer glücklichen Erfolg hatte, ſo ließ ſie ihr Feuer den ganzen Win-

*) Die nördlichen Indianer machen ihre Fiſchnetze von ſchmalen Riemen, die ſie aus rohen Hirſchfellen ſchneiden. Trocken ſcheinen dieſe Netze recht gut; wenn ſie aber einige Zeit im Waſſer gelegen haben, werden ſie ſo weich und ſchlüpfrig, daß ſie, wenn große Fiſche hinein gerathen, leicht abgleiten und den Fang entkommen laſſen. Noch außerdem faulen ſie leicht, wenn ſie nicht öfters aus dem Waſſer genommen und getrocknet werden. A. d. V.

ter hindurch nicht ausgehen. Hieraus kann man ſchließen, daß ſie von der Methode, Feuer durch Reiben hervorzubrigen, wie es die Eskimoer und viele andre unkultivirte Völker thun, gar keinen Begriff haben mußte *).

Die körperlichen Vorzüge der Frau, ihre erprobte Geſchicklithkeit und ihre ſonderbare Geſchichte erregten unter mehreren von meinen Indianern einen ſtarken Streit, wer ſie zum Weibe bekommen ſollte; und das arme Weib wurde noch an eben dieſem Abend beinahe von einem Dutzend Männer im Ringen gewonnen und wieder verloren. Mein Führer Matonabbi, der damals nicht weniger als ſieben völlig erwachſene Weiber und noch außerdem ein Mädchen von eilf bis zwölf Jahren hatte, würde auch mit um den Preis gerungen haben, wenn nicht eine von ſeinen Frauen ihm, zu ſeiner Beſchämung, geſagt hätte: „er könnte ja für alle ſeine Weiber ohnedies ſchon nicht gehörig ſorgen.“ Dieſe ſpöttiſche Aeußerung bekam, ſo wahr ſie auch ſeyn mochte, dem armen Weibe ſehr übel; denn der große Matonabbi, der ſich in jedem Stücke acht bis zehn Männern gewachſen glaubte, fand ſich dadurch ſehr beleidigt, fiel mit Händen und Füßen über ſie her, und richtete ſie ſo übel zu, daß ſie nach einigem Kränkeln endlich ſtarb **).

*) Hier hat man ein auffallendes Beiſpiel, was der Hunger und ein erfindſamer, thätiger Geiſt auszurichten vermögen. — Es iſt ſehr wichtig, in der Jugend auch die körperlichen Kräfte zu üben. Man denke ſich eine verzärtelte, mit allen mechaniſchen Arbeiten unbekannte, Europäerin in der Lage dieſer Nordamerikanerin: wie würde die wohl dem Hungertode haben entgehen können!
F.

**) Die arme, durch ihre Geſchicklichkeit und ihre körperlichen Reitze ſo intereſſante Frau wurde als ein Geſammt Eigenthum der Horde angeſehen, welche ſie gefunden

Als die Athapuskow-Indianer die vorhin erwähnte Frau gefangen nahmen, überfielen ſie dieſelbe nebſt ihrer Geſellſchaft, nach der allgemeinen Sitte dieſer Wilden, bei Nacht, und tödteten Alles, was ſich im Zelte befand, nur ſie und drei andre junge Weiber ausgenommen. Unter den ermordeten Perſonen waren auch die Eltern und der Ehemann der jungen Frau. Ihr junges, vier bis fünf Monathe altes, Kind verbarg ſie in einem Bündel Kleider, und nahm es bei Nacht unentdeckt mit ſich. Als ſie aber an den nicht weit entlegenen Ort kam, wo die Athapuskow-Indianer ihre Weiber zurückgelaſſen hatten, unterſuchten die letzteren das Bündel; und eins davon, welches das Kind fand, nahm es heraus, und tödtete es auf der Stelle.

Eine ſo grauſame, barbariſche Handlung erregte bei der Fremden ſolchen Widerwillen gegen dieſe Indianer, daß ſie ſich durchaus nicht mit denſelben verſöhnen konnte, obgleich der Mann, der ſich ihrer annahm, ſie in jedem Stück als ſeine Frau behandelte, und ihr ſehr gütig, ja zärtlich, begegnete. Sie wollte lieber dem Mangel und dem Elende ausgeſetzt ſeyn, als unter Leuten, die ihr Kind ſo grauſam ermordet hatten *), gemächlich und in Ueberfluß

hatte; und nun entſchied man durch Kämpfe nur, wer insbeſondre ſie zur Frau haben ſollte. — An dem harten Schickſale, welches eins von Matonabbi's ſieben Weibern ſich durch Vorſchnelligkeit zuzog, haben die Leſer ein neues Beiſpiel, wie unbändig die Leidenſchaften der rohen Barbaren im Norden von Amerika ſind.

L

*) Es iſt bei den meiſten Stämmen der ſüdlichen Indianer nur allzu gewöhnlich, daß die Weiber ihre Männer oder Freunde, wenn dieſe in den Krieg gehen, bitten, ihnen einen Sklaven mitzubringen, damit ſie das Vergnügen haben können, ihn zu tödten; ja, einige von dieſen unmenſchlichen Weibern begleiten ihre Männer, und morden Weiber und Kinder eben ſo ſchnell, als jene die eigent-

leben. Die arme Frau erzählte dieſe Geſchichte auf eine ſehr rührende Art; aber ſie erregte dadurch bei meinen wilden Begleitern nur Gelächter.

In einer nachherigen Unterredung mit dieſer Frau erfuhren wir: ihr Land liege ſo weit nach Weſten hin, daß ſie, bis zu ihrer Gefangenſchaft, niemals Eiſen oder irgend eine andre Art von Metall geſehen habe. Alle Perſonen ihres Stammes, ſagte ſie, machten ihre Aexte und Eismeißel aus Hirſchgeweihen, und ihre Meſſer aus Steinen oder Knochen; ihre Pfeile ſpitzten ſie mit einer Art von Schiefer zu, oder mit Knochen und Hirſchgeweihen; und ihre einzigen Werkzeuge zu Holzarbeiten wären Biberzähne. Sie hätten, fuhr ſie fort, zwar öfters von den nützlichen Werkzeugen gehört, mit denen die Völkerſchaften oder Stämme nach Oſten hin durch die Engländer verſorgt würden; aber aus Furcht vor den Athapuskow-Indianern, die im Winter und im Sommer ſchreckliche Blutbäder unter ihnen anrichteten, wären ſie nicht näher gekommen, um Eiſen einzuhandeln, ſondern hätten ſich vielmehr noch weiter zurückgezogen *).

lichen Feinde. — Als ich in Cumberland-Haus war (einer landeinwärts liegenden Faktorei, die ich im Jahre 1774 für die Hudſonsbay-Kompagnie anlegte), hatte ich genauere Bekanntſchaft mit einer ſehr jungen Dame von dieſem außerordentlichen Schlage. Ich bat damals einige Indianer, die in den Krieg gehen wollten, mir einen jungen Sklaven mitzubringen, den ich die Abſicht hatte, als einen Bedienten aufzuziehen. Nun wünſchte dieſe Dame, ebenfalls einen Sklaven zu bekommen, damit ſie ihn ermorden könnte. Ich kann kaum ſagen, wie ſehr ich erſtaunte, als ich von einem, kaum ſechzehn Jahre alten Geſchöpfe einen ſo ungewöhnlichen Wunſch hörte! — Gleich nachher befahl ich ihr, die Faktorei zu verlaſſen, und nun begleitete ſie die, welche in den Krieg gingen, wo ſie ihren Blutdurſt wahrſcheinlich hat ſtillen können. Anm. d. Verf.

*) Der Völkerſtamm, zu welchem dieſe kluge und brave Frau gehörte, wird von den Engländern Dog-ribbed In-

Am 16ten Januar kamen wir bei der Fortſetzung unſrer Reiſe zu dem großen Ach-a-p-u-s-k-o-w-Fluſſe, der hier ungefähr zwei (Engl.) Meilen in der Breite hatte, und ſich in den ſchon beſchriebenen großen See eben des Nahmens ergießt, über den wir vor Kurzem gegangen waren.

Die Bäume an dieſem Fluſſe, beſonders die Fichten und Pappeln, ſind die ſchlankeſten und höchſten, die ich in irgend einem Theile von Nord-Amerika geſehen habe. Auch die Birken wachſen hier beträchtlich hoch. Eben ſo einige Arten von Weiden; doch hatte keine einen Stamm, wie die in England *).

Die Ufer des Fluſſes ſind an den meiſten Stellen ſehr hoch, und an manchen volle hundert Fuß über dem gewöhnlichen Waſſerſpiegel. Da der Boden lehmartig iſt, ſo wird er ſchon in dem kurzen Sommer, den dieſe Gegend der Erde hat, durch ſtarke Regen weggeſpühlt. Im Frühlinge aber verurſacht das Aufbrechen des Eiſes jährlich eine ſtarke Ueberſchwemmung, ſo daß es nicht ungewöhnlich iſt,

dians (Hundsrippen-Indianer), und von den Franzoſen plats-côtés des chiens genannt. Ob dieſe Benennung durch eine beſondre Bildung ihrer Rippen veranlaßt ſey, davon ſchweigt der Verfaſſer; und ich weiß auch nicht, daß irgend ein andrer Reiſender etwas darüber geſagt hätte. F.

*) In allen holzarmen Ländern nimmt man den Weiden alle drei oder vier Jahre ihre in die Höhe wachſenden Zweige. Daher bekommen ſie an dem Orte, wo die Aeſte abgehauen werden, einen dicken Kopf; dieſen können aber die Nordamerikaniſchen Weiden nicht haben, weil ihnen niemand den Kopf abhauet: ſie wachſen vielmehr gerade in die Höhe, wie alle andren großen Waldbäume. — Auch da, wo man Kopfweiden hat, pflegt man, um einen Garten gegen Stürme zu decken, die achte oder zehnte gerade in die Höhe ſchießen zu laſſen. Solche Bäume nennt man, vorzüglich in Preußen: Sturmweiden. F.

ganze Landſpitzen weggeſpühlt zu ſehen. Da nun auch dicht am Ufer Bäume wachſen, ſo wird eine ſehr beträchtliche Anzahl derſelben durch die unwiderſtehliche Gewalt des Waſſers und des Eiſes den Strom hinunter, und in den ſchon erwähnten See, geſchwemmt. An dem Ufer und an den Inſeln dieſes Sees liegt die größte Menge Treibholz, die ich jemals irgendwo geſehen habe, und einiges davon iſt ſo groß, daß es zu Maſtbäumen für die größten Schiffe dienen könnte. — Die Ufer des Fluſſes ſind überhaupt ſo ſteil, daß weder Menſchen noch Thiere hinan zu klimmen im Stande ſind, ausgenommen an einigen Stellen, wo ſtarke Regengüſſe oder Ueberſchwemmungen Schlüfte ausgeſpühlt haben; und ſelbſt dieſe laſſen ſich meiſtens ſehr ſchwer erſteigen, da eine Menge großer Bäume im Wege liegen.

In dieſem Fluſſe ſind mehrere niedrige Inſeln, die ſehr häufig von Elennthieren beſucht werden, weil dort ſchöne Weiden ſtehen, welche ihnen im Winter ihre Lieblingsnahrung geben. Auf einigen von dieſen Inſeln findet man auch eine Menge Kaninchen (Amerikaniſche Haſen); da wir uns aber jetzt größeres Wild in Ueberfluß verſchaffen konnten, ſo fanden wir ſolches kleines unſrer Aufmerkſamkeit nicht werth.

Außer dem großen Fluſſe, ergießen ſich auch noch verſchiedne kleinere in den Athapuskow-See; und an der N. Oeſtlichen Seite ſind verſchiedne kleine Flüſſe und Bäche, die das überflüſſige Waſſer ableiten. Einiges von dieſem verliert ſich, nach mannigfaltigen Krümmungen durch die holzleeren Gegenden nordwärts vom Churchill-Fluſſe, in die Sümpfe und Niederungen; das übrige aber ergießt ſich durch viele kleine Kanäle und Bäche in andre Flüſſe und Seen, und zuletzt ohne Zweifel in die Hudſons-

Bay. Dieſe unzähligen kleinen Flüſſe ſind ſo voller Untiefen und Steine, daß auch nicht einmal ein Indianiſches Kanot eine beträchtliche Strecke darauf fahren kann. Wäre es aber mit ihnen auch anders, ſo würden ſie den Eingebornen dennoch wenig oder gar nicht zu Statten kommen, da alle nicht weniger als einige hundert (Engl.) Meilen weit von dem Churchill-Fluſſe entfernt bleiben.

Auf Matonabbi's Vorſchlag, gingen wir viele Tage den Fluß hinauf, ſahen aber keine Spur, daß die Athapuskow-Indianer kürzlich hier geweſen wären. Im vorigen Sommer hatten ſie hier die Waldungen angezündet. Obgleich ſeitdem ſchon mehrere Monathe verfloſſen waren, und obgleich der Schnee ſehr tief lag: ſo brannte doch das Moos noch an vielen Stellen. Dies täuſchte uns Anfangs ſehr ſtark, da wir glaubten, der Rauch käme von fremden Zelten her; aber nach einem ſehr ſorgfältigen Umherſehen konnten wir doch nicht die mindeſte Spur von einem Fremden entdecken.

Da unſre Erwartung, die ſüdlichen Indianer anzutreffen, auf dieſe Art fehlſchlug, ſo beſchloſſen wir, einige Zeitlang Büffel, Elennthiere und Biber zu jagen, und uns ſo einzurichten, daß wir dann kurz vorher, ehe die Schiffe aus England anzukommen pflegen, wieder in dem Prinz von Wallis-Fort ſeyn könnten. — Als wir an vierzig Engl. Meilen längs dem Athapuskow-Fluſſe hingegangen waren, nahmen wir am 27ſten Januar bei einer Stelle, wo er ſich nach Süden wendet, unſren Weg nach Oſten. Die Waldungen, durch die wir kamen, waren hin und wieder ſo dick, daß wir nothwendig einen Weg für die Weiber und ihre Schlitten aushauen mußten; an andren Stellen hatte man aber ſo viele Bäume in Brand geſteckt, daß wir öfters

weiter zu gehen genöthigt waren, als wir ſonſt wohl gethan hätten, weil wir nicht eher Nadelholz genug zum Beſtreuen des Bodens in unſren Zelten finden konnten.

Vom 15ten bis zum 24ſten Februar gingen wir längs einem kleinen Fluſſe, der ſich in den Clowey-See ergießt, und zwar nicht weit von der Stelle, wo wir im May des Jahres 1771 Kanots baueten. — Am 24ſten kam ein Fremder, der Anführer von nördlichen Indianern, mit mehreren von ſeinen Leuten zu uns. Er ſchenkte mir und Matonabbi'n, jedem ein Stück Tabak und zwei Quart Branntwein. Eigentlich hatte er dieſes Geſchenk für die ſüdlichen Indianer beſtimmt; da er aber von meinen Gefährten erfuhr, daß er dieſe höchſt wahrſcheinlich nicht antreffen würde, ſo hielt er es nicht für rathſam, ſeine Laſt noch weiter mitzunehmen. Der Tabak war uns in der That willkommen, da wir unſren Vorrath von dieſem Artikel ſchon ſeit einiger Zeit verbraucht hatten. An dem Branntwein mochte ich gar keinen Antheil haben, ſondern überließ ihn gänzlich den Indianern, von denen aber, da ſie ſehr zahlreich waren, jeder kaum einen Mundvoll bekam. Die nördlichen Indianer, beſonders die, welche weit von dem Fort entfernt wohnen, machen ſich nicht viel aus Branntwein; die näheren, welche im Frühlinge gewöhnlich Gänſe für uns ſchießen, trinken ihn gern, wenn er ihnen nichts koſtet: aber nur ſelten hat einer von ihnen Luſt, etwas dafür zu geben.

Wir machten jetzt nur kleine Tagereiſen, weil ſowohl der zuletzt erwähnte Fluß, als die benachbarten Seen und Teiche viele Biber hatten, und weil ſich auch auf dem Lande viele Elenn-Hirſche und Büffel aufhielten. Es wurden mehrere Tage mit der Jagd zugebracht; auch hörten wir eine beträchtliche

Quantität Fleiſch, vorzüglich von Büffeln, da meine Gefährten aus Erfahrung wußten, daß es einige Tagereiſen weiter nach Oſten hin dieſe Thiere gar nicht gebe.

Die Fremden, die uns am 24ſten begegneten, ſagten uns, daß bei ihrer Abreiſe aus dem Prinz von Wallis-Fort ſich dort alles wohl befunden hätte. Die meiſten von ihnen blieben übrigens nur eine Nacht in unſrer Geſellſchaft, und ſetzten dann ihre Reiſe nach Nordweſten fort.

Wir ſelbſt gingen am 28ſten weiter, und zwar nach S. Oſten. Am folgenden Tage ſahen wir Spuren von einigen Fremden. Verſchiedne von meinen Begleitern ſuchten dieſe auf; und da ſie fanden, daß es harmloſe Leute waren, ſo plünderten ſie die wenigen Felle, welche dieſelben hatten, und nahmen ihnen auch eins von ihren Weibern weg. Jede Gewaltthätigkeit meiner Gefährten vermehrte mein Mißvergnügen und meinen Unwillen; doch dieſe letzte vorzüglich, da ſie an ſo guten, harmloſen Menſchen verübt wurde, die ſich von aller Geſellſchaft ſo entfernt zu halten pflegen. Matonabbi verſicherte mir, daß ſeit längerer Zeit als einem Menſchenalter eine einzige Familie (wie man dieſe Menſchen wohl nennen kann) ihre Winterwohnung in einem Walde aufgeſchlagen habe, der ſo weit in die wüſte, holzleere Gegend hinaus liege, daß gar keine andren Indianer dahin kämen. Den beſten Nachrichten zufolge, die man mir gab, muß die Breite dieſes Ortes ungefähr 63½°, oder doch wenigſtens 63° ſeyn. Die wenigen nördlichen Indianer, welche an dieſen Ort hingekommen ſind, beſchreiben ihn als ſehr angenehm, und ſagen: er liege an einem Fluſſe, der mit verſchiednen ſchönen Seen Verbindung habe. Was man von dieſem Orte und von der Lebensart ſeiner Be-

wohner erzählt, würde einen ganzen Band anfüllen; ich will daher nur anführen, daß er alle Arten von Wild hat, welche zu den verſchiedenen Jahreszeiten die holzleere Gegend beſuchen. Doch da die Bewohner ſich nicht darauf verlaſſen können, immer Wild zu haben, ſo ſind ſie vorſichtig genug, ſich Vorrath einzuſammeln, und leben mit einer Mäßigkeit, von der alle andren Indianer in dieſer Gegend der Erde, die Eskimoer ausgenommen, nichts wiſſen. Rothwild giebt es hier, ſowohl im Frühling als im Herbſte, in erſtaunlicher Menge; und die Bewohner legen daher, beſonders in der letzteren Jahrszeit, ſo große Vorräthe ein, daß es ihnen im Winter ſelten an Lebensmitteln fehlt. Gänſe, Enten und Schwäne kommen bei ihrem Ziehen im Frühling und im Herbſte in Menge dahin, und die Bewohner fangen ſie mit vieler Geſchicklichkeit und unüberwindlicher Geduld in Schlingen *), um an ihnen eine Abwechſelung der Lebensmittel zu haben.

Es ſoll hier auch, was ich aber unwahrſcheinlich finde, eine Art Repphühner von der Größe des gemeinen Hahnes geben; und dieſe ſowohl, als gemei=

*) Um Schwäne, Gänſe und Enten im Waſſer zu fangen, macht man eine Anzahl von Hecken oder Zäunen, die von dem Ufer eines Fluſſes, Sees oder Teiches unter rechten Winkeln in das Waſſer hinein gehen. Man hat nehmlich bemerkt, daß dieſe Vögel gemeiniglich nahe am Ufer hin ſchwimmen, um Gras u. ſ. w. zu freſſen. In dieſen Hecken läßt man Oeffnungen, welche groß genug ſind, daß die Vögel hindurch ſchwimmen können; und in jede Oeffnung wird dann eine Schlinge gelegt. A. d. V. — Bedürfniß zwingt den rohen, wilden Menſchen, ſich um die Eigenſchaften und die Oekonomie der Thiere in ſeinem Lande zu bekümmern, um dieſe Kenntniß dann zum Fangen und Erlegen derſelben benutzen zu können. In dieſem Stücke weiß oft der roheſte, wildeſte Barbar dem unterrichteten Europäer noch Aufſchlüſſe zu geben; ſo wie auch der Stubengelehrte ſehr oft von dem Jäger und dem Landmanne lernen kann. F.

ne Repphäner ſoll man Theils in Schlingen fangen, Theils durch Bogen und Pfeile tödten.

Vielleicht findet man es befremdend, daß ein Theil dieſer abgeſondert lebenden menſchlichen Geſellſchaft ſich ſo weit von ſeinem Wohnorte entfernt hatte. Die Urſache hiervon liegt darin, daß es in ihrer Waldung entweder gar keine, oder doch keine hinlänglich großen Birken giebt; und nun waren ſie nach Weſten gegangen, um ſich Birkenrinde zur Verfertigung zweier Kanots und etwas von dem Schwamme, der an den Birken wächſt, und den alle Indianer in dieſer Gegend als Zunder gebrauchen, zu verſchaffen. Es giebt an den Birken zwei Arten von Schwämmen. Die eine iſt hart, und das an ihr Brauchbare hat viele Aehnlichkeit mit der Rhabarber; die andre iſt weich, auf der äußeren Seite ſo glatt wie Sammet, und, wenn man ſie einige Zeit in heiße Aſche gelegt und zwiſchen zwei Steinen wohl geklopft hat, einigermaßen unſerem Zündſchwamme ähnlich *).

Am

*) Außer dieſen beiden Arten von Schwamm, giebt es hier noch eine dritte, die ich auch für weit vorzüglicher halte. Man findet ſie an alten, abgeſtorbenen Pappeln, und zwar von verſchiedner Größe und Dicke: zuweilen nur ſo dick, wie Gemſenleder, zuweilen wieder ſo dick, wie eine Schuhſohle. Auch dieſe Schwammart iſt, wie die beiden erſteren, wenn man ſie von den Bäumen abnimmt, immer feucht; trocken wird ſie übrigens biegſam, und fängt leicht Feuer, vorzüglich wenn ſie vorher eine Zeitlang in einem Beutel gelegen hat, worin Schießpulver geweſen iſt. — Man muß ſich übrigens wundern, daß die Indianer, deren Art zu leben ich hier beſchrieben habe, nie darauf gefallen ſind, Feuer durch Reiben hervorzubringen, wie die Eskimoos; und eben ſo, daß ſie ſich keine Kanots von Fellen machen. Wahrſcheinlich können ſie die Felle des Rothwildes nicht ſo bearbeiten, daß ſie Waſſer halten; und Robbenfelle, deren die Eskimoer ſich in ihren Kanots immer bedienen, haben ſie nicht. A. d. V. — Auch in Europa wird der Zündſchwamm aus den Holzſchwämmen, die an Bäumen wachſen,

Am 1ſten März verließen wir das ſchöne, ebne Land der Athapuskower, und näherten uns wieder den ſteinigen Bergen oder Hügeln, welche das Land der nördlichen Indianer begränzen. Elennthiere und Biber ſahen wir noch in Menge; aber nach dem 29ſten Februar keine Büffel mehr.

Am 15ten begegneten wir, außer mehreren andren Fremden, auch einem Manne, dem ich im März des Jahres 1771 einen Brief an den Befehlshaber des Prinz von Wallis-Fort mitgegeben hatte, auf den er mir nun eine vom 21ſten Jun. datirte Antwort brachte. Da er nicht wiſſen konnte, welchen Weg wir bei unſrer Rückkehr von dem Kupfer-Fluſſe nehmen würden, ſo war unſer Zuſammentreffen ſehr zufällig. — Dieſe Indianer hatten ſich im Winter einiges Pelzwerk geſammelt, und machten jetzt mit uns Geſellſchaft, ſo daß wir nun zuſammen zwanzig Zelte ſtark waren, in denen ungefähr zweihundert Menſchen wohnten; doch viel geringer war unſre Geſellſchaft auch während des ganzen Winters nicht geweſen. — Wir kauften von dieſen Fremden einige gut zubereitete Elennhäute zu Zeltdecken und Schuhleder, auch noch einige andre Felle zu Kleidung, welches alles bei unſrer Ankunft in der Faktorei bezahlt werden ſollte.

Ich bedaure es ſehr, daß ich meinen Quadranten verloren hatte, und daß noch obendrein bei meinem Aufenthalte am Athapuskow-See meine

ſen, bereitet, und, damit er ſchneller Feuer fangen ſoll, ebenfalls mit Schießpulver eingerieben. Ob wir die Bereitung der Holzſchwämme von den ſo genannten Wilden, oder die Wilden ſie von uns, gelernt haben, iſt noch zweifelhaft. Unſtreitig verdanken wir übrigens ganz rohen Völkerſtämmen manche nützliche Erfindung, manches nützliche Nahrungsmittel und manche vortreffliche Arzenei. Die Wirkung der China und Quaſſia z. B. wurde von rohen Menſchen in Amerika entdeckt. F.

Uhr ſtehen geblieben war; denn nun fehlte es mir, beſonders bei trübem Himmel, wenn die Sonne nicht zum Vorſchein kam, an allen Mitteln, die Entfernungen, welche wir auf unſrer Reiſe zurücklegten, mit einiger Genauigkeit zu beſtimmen *).

Meine Indianer ſammelten ſich jetzt Birkenrinde, und ſetzten Holz in Stand, um Kanots daraus zu bauen. Auch ſchnitten ſie ſich kleine Stäbe von Birkenholz, die ihnen den ganzen Sommer hindurch in der holzleeren Gegend zu Zeltſtangen dienen, und dann, wenn der Winter heran käme, in Schneeſchuhe verwandelt werden ſollten. Ich muß übrigens hierbei bemerken, daß dieſe Arbeiten ihnen wenige Zeit raubten, ſondern, daß ſie dieſelben entweder Abends nach der Tagereiſe, oder Morgens vor dem Aufbruch verrichteten.

Am 19ten kamen wir an den groſſen Hecht-See (Pike-Lake), und am 20ſten gingen wir an einer Stelle hinüber, wo er nicht mehr als ſieben Meilen breit war. Den folgenden Tag kamen wir zu dem Bedodid-See, der im Ganzen nicht über drei Meilen breit und an manchen Stellen noch viel ſchmäler, aber etwa vierzig Meilen lang iſt, ſo daß er das Anſehen eines Fluſſes hat. Die Indianer ſagen: dieſer See ſey von allen Seiten eingeſchloſſen und ringsum mit hohen Ufern umgeben, auf denen eine Menge Tannen wachſen. Dieſe ſollen hier nicht ſehr hoch werden, aber ihre Zweige ſehr weit ausbreiten (wohl dreimal ſo weit, als Europäiſche Tan-

*) Wer einmal daran gewöhnt iſt, die Tageszeit immer genau wiſſen zu können, der entbehrt das Hülfsmittel dazu äuſſerſt ungern. Unſer Reiſende muß, als ſeine Uhr ihm ſtehen geblieben war, die Zeit bis zu Ende des Juni, alſo viertehalb Monathe, in der That ſehr unangenehm zugebracht haben. F.

nen von gleicher Stärke), ſo daß ſie faſt das Anſehen von Apfelbäumen haben. Sie ſind reich an Harz. Ihr Holz brennt wie ein Licht, und riecht ſehr ſtark; die Indianer mögen es daher nicht in ihren Zelten brennen, ja auch nicht einmal vor denſelben ihre Speiſen dabei kochen.

Jetzt fing es ſehr ſtark an zu thauen; und da das Strauchholz hier ſo dick ſtand, daß man nur mit Mühe hindurch kommen konnte, ſo benutzten wir die Gelegenheit, auf dem Eiſe des erwähnten Sees fortzugehen, der ungefähr die Richtung unſeres Weges hatte. Als wir aber ungefähr 22 Meilen fort gegangen waren, wendete ſich der See mehr nach Norden; wir ſahen uns daher genöthigt, ihn zu verlaſſen und oſtwärts zu gehen. Nach einem Wege von 14 Meilen kamen wir dann zu dem Noo-shetht-whole, oder Berginſel-See, der nach einer hohen, in ihm liegenden, Inſel ſo benannt wird.

Vom 28ſten bis zum 31ſten März hatten wir ſo ſtarke Windſtöße aus Süden, daß es völlig unmöglich war, auf Seen oder offnen Ebenen zu reiſen; und in den Waldungen war es gefährlich, da mehrere Bäume mit großer Gewalt umgeworfen wurden. Doch geſchah kein Unglück, obgleich mancher von uns in Gefahr ſchwebte.

Von der Mitte des März bis zum Anfange des April thauete es zwar am Tage ſehr ſtark; aber der Nacht fror es wieder. Die jungen Leute benutzten nun die Morgen, wo der Schnee hart gefroren war, um Elennthiere zu jagen; denn zu dieſer Zeit kann jemand mit guten Schneeſchuhen über die Eisrinde weg laufen, faſt ohne nur den mindeſten Eindruck darauf zu machen, da hingegen Elennthiere, und ſelbſt Rothwild, bei jedem Tritte bis an den Bauch einſinken.

Die Elennthiere haben ſo zarte Füße und ſo kurzen Athem, daß ein guter Läufer ſie ſehr oft in ſechs bis acht Stunden ermüdet, ob ich gleich auch Fälle geſehen habe, wo die Jagd zwei Tage währte. Bei ſolchen Gelegenheiten nehmen die Indianer gewöhnlich weiter nichts mit ſich, als ein Meſſer oder Bayonnet, nebſt einem kleinen Beutel mit Feuergeräth, und ſind dabei ſo leicht bekleidet als möglich. Mancher nimmt auch wohl einen oder zwei Pfeile mit ſich, aber höchſt ſelten jemand eine Flinte, da dieſe für einen Mann, welcher ſo viele Stunden hinter einander laufen muß, zu ſchwer ſeyn würde.

Wenn die armen Elennthiere endlich nicht mehr laufen können, ſtehen ſie ſtill, und bieten ihrem Verfolger mit dem Kopf und den Vorderfüßen die Spitze. Beſonders machen ſie von den letzteren guten Gebrauch, ſo daß die Indianer, welche weder einen Bogen mit Pfeilen, noch eine kurze Flinte bei ſich haben, gewöhnlich ihre Meſſer oder Bayonnette an einen langen Stock binden müſſen, um das Thier aus der Entfernung erſtechen zu können. Durch Mangel an dieſer nöthigen Vorſicht haben ſich einige junge Leute oft ſehr gefährliche Verletzungen von dem Elenn zugezogen.

Das Fleiſch eines auf dieſe Art gejagten Elenns iſt nichts weniger als wohlſchmeckend, und auch, wie ich glaube, ſehr ungeſund, da das Thier durch ſein ſo viele Stunden fortgeſetztes Laufen gewiſſermaßen in einer fieberhaften Hitze ſeyn muß. Mehrere Indianer haben mir geſagt: ein lange ſo gejagtes Elenn gebe nicht mehr als etwa ein Quart Blut; alles andre habe ſich in das Fleiſch gezogen. Die ſüdlichen Indianer gebrauchen zu dieſer Art von Jagd Hunde, wodurch ſie erleichtert und beſchleunigt wird;

die nördlichen Stämme aber, die keine ſolchen Hunde haben, müſſen das Jagen ſelbſt verrichten *).

Am 7ten April gingen wir über den Thee-lee-aza-Fluß, und zwar in einer Gegend, wo das kleine nördliche Rothwild ſehr häufig war, da hingegen die Elennthiere nun anfingen ſehr ſelten zu werden.

Am 12ten ſahen wir einige Schwäne, die nach Norden flogen. Dies waren die erſten Zugvögel, welche uns in dieſem Frühlinge zu Geſichte kamen, ein Paar Schneevögel ausgenommen, die immer eher ziehen, als die übrigen Zugvögel, und daher ſehr richtig die Vorboten des Frühlings genannt werden. Die Schwäne kommen allen andren Waſſervögeln zuvor, und finden zuweilen die Flüſſe noch nicht offen, ausgenommen an Waſſerfällen, wo man ſie daher um dieſe Jahreszeit häufig antrifft, und zuweilen in beträchtlicher Anzahl zu ſchießen pflegt.

Am 14ten kamen wir zu einem andren Theile des zuletzt genannten Fluſſes, und ſchlugen unſre Zelte nahe bei einigen Familien von fremden nördlichen Indianern auf, die daſelbſt lange Zeit Rothwild in Schlingen gefangen hatten, und ſo arm waren, daß ſie nicht eine einzige Flinte beſaßen. Die Böſewichter unter meiner Geſellſchaft raubten den armen Leuten noch überdies faſt alle ihre Sachen, die einigermaßen brauchbar waren; und um ihre Grauſamkeit

*) Der Amerikaniſche Hund unterſcheidet ſich von dem Europäiſchen, und kann faſt gar nicht bellen, ſondern nur heulen und knurren. Er iſt nicht viel größer, als ein Fuchs, und hat einen ſpitzen Kopf, mit ſpitzen Ohren. Dieſe Art von Hunden fanden die Europäer ſchon, als ſie das Land entdeckten. So wie unſre Hunde vom Wolfe, Fuchſe und Schakal abſtammen, ſo ſind die Amerikaniſchen wahrſcheinlich Abkömmlinge eines Fuchſes oder eines ähnlichen Thieres, das noch irgendwo in Amerika im wilden Zuſtande lebt. F.

zu vollenden, vereinigten ſich immer ihrer ſechs, acht bis zehn, und ſchleppten mehrere junge Weiber in eine geringe Entfernung von den Zelten, wo ſie denſelben nicht nur Gewalt anthaten, ſondern ſie auch noch auf andre Art und ſo barbariſch mißhandelten, daß ein Paar in Lebensgefahr geriethen. Ich machte ihnen bei dieſer und bei andren ähnlichen Gelegenheiten Vorwürfe über ihre Barbarei; aber das half gar nichts, und ſie ſagten mir vielmehr nachher geradezu: wenn eine Verwandtin von mir da geweſen wäre, ſo ſollte es ihr nicht anders gegangen ſeyn.

Wir hielten uns hier zehn Tage lang auf, um eine Quantität Fleiſch zu dörren und Fett zum Mitnehmen einzuſammeln, da die Indianer glaubten, daß wir nun nicht eher wieder Rothwild in Ueberfluß haben würden, als bis wir in die holzleere Gegend kämen. Jetzt thauete es auch ſchon ſo ſtark, daß hier und da der bloße Boden zum Vorſchein kam, und daß an manchen Stellen das Eis aufbrach, beſonders wo der Fluß ſeicht und die Strömung ſchnell war.

Am 25ſten reiſten wir weiter, blieben aber an den beiden folgenden Tagen wieder liegen, weil einige Weiber ſich noch nicht bei uns eingefunden hatten. Am 25ſten früh Morgens, brachen wir wieder auf, und am folgenden Tage gingen wir über den Thle-wehaza-Yeth: an eben der Stelle, wo wir im Frühlinge des Jahres 1771 das Holzwerk zu unſren Kanots in Stand geſetzt hatten.

Am 1ſten May bekamen wir ſtarken Schnee und ſehr heftige Windſtöße aus Nordweſten. Dieſe wurden zuletzt ſo gewaltig, daß man unmöglich aufrecht ſtehen konnte. Wir mußten uns daher niederlegen, ohne irgend einen andren Schutz gegen das

Wetter zu haben, als unſre Schlitten, die wir dem Winde entgegen ſtellten. Es blieb bis zum 4ten ziemlich kalt; doch am 5ten war es ſo heiß und ſchwül, daß wir nur dreizehn (Engl.) Meilen gingen. Am 6ten, wo das Wetter eben ſo blieb, begegneten wir verſchiednen fremden Judianern, die uns ſagten, daß nicht weit von hier einige andre wären, die eine ziemlich gute Ladung von Pelzwerk hätten und in dieſem Sommer nach der Faktorei gehen wollten.

Auf dieſe Nachricht ſchickte Matonabbi zu ihnen, und ließ ſie um ihre Geſellſchaft auf der weiteren Reiſe bitten; und dieſe Einladung wurde nicht ausgeſchlagen. Alle Judianiſche Anführer, die nördlichen ſowohl als die ſüdlichen, mögen gern mit ſtarker Begleitung nach der Faktorei kommen, da ſie aus Erfahrung wiſſen, daß ihnen eine ſolche Begleitung Anſehen giebt. Die meiſten an der Hudſons-Bay wohnenden Europäer ſind mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer völlig unbekannt, und haben von der Autorität dieſer Anführer eine ſo hohe Meinung, daß ſie ſich einbilden, Alle, welche bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Anführer kommen, ſtänden das ganze Jahr hindurch zu ſeinen Dienſten und unter ſeinem Befehle. Das Anſehen dieſer großen Männer erſtreckt ſich aber, wenn ſie die Faktorei wieder verlaſſen haben, nie weiter als auf ihre eigne Familie; und die geringe Hochachtung, die ihre Landsleute ihnen während des Aufenthaltes in der Faktorei erweiſen, rührt im Grunde bloß aus Eigennutz her.

Die Anführer oder Hauptleute haben übrigens bei ſolchen Gelegenheiten ein ſehr mühſames Geſchäft; ſie müſſen nicht nur das Wort führen, ſondern auch für alle ihre Freunde und Verwandten betteln, und eben ſo für die, welche ſie zu andrer Zeit

zu fürchten Urſache haben. Dieſe unwillkommnen Aufträge, und ihr eignes Verlangen, von den Engländern für ſehr bedeutende und wichtige Leute geſchätzt zu werden, machen ſie ſehr überläſtig. Schlägt ein Gouverneur ihnen irgend etwas ab, wär' es auch nur für den unwürdigſten Menſchen in ihrem Trupp, ſo werden ſie ſogleich mürriſch und unverſchämt. Wenn ſie auch zu andrer Zeit ganz vernünftig ſind, ſo nehmen ſie doch jetzt gar keine Gründe an. Hat man ihnen den Werth aller von ihnen ſelbſt gebrachten Felle auch fünffach bezahlt, ſo hören ſie doch nicht auf zu betteln, ſo lange ſie noch in der Faktorei ſind, und nur ſelten einmal geht einer von ihnen ganz befriedigt wieder weg *).

*) Im Oktober 1776 kam mein Wegweiſer Matonabbi, an der Spitze eines großen Trupps von nördlichen Indianern, zum Handeln nach dem Prinz von Wallis-Fort, wo ich damals Befehlshaber war. Ich rüſtete ihn als einen Hauptmann vom erſten Range aus, und kleidete auch ſeine ſechs Weiber vom Kopfe bis zum Fuße. Während ſeines Aufenthaltes in der Faktorei, einer Zeit von zehn Tagen, verlangte er aber noch 7 Lieutenants- und 15 gemeine Röcke, 18 Hüte, eben ſo viele Hemden, 7 Flinten, 140 Pfund Pulver und Schrot, Kugeln und Feuerſteine verhältnißmäßig; ferner viele Aexte, Eismeißel, Feilen, Bayonnette, Meſſer und eine große Quantität Tabak, Zeug, Betttücher, Kämme, Spiegel, Strümpfe, Schnupftücher, u. ſ. w., unzählige kleine Artikel, als Pfriemen, Nadeln, Farbe und Stahl noch ungerechnet, ſo daß alles zuſammen, nach den Handelspreiſen, den Werth von 700 Biberfellen betrug. Was er ſelbſt als Geſchenk bekommen hatte, machte noch überdies an vierhundert Biberfelle aus. Die ſeltſamſte unter ſeinen Forderungen waren aber 12 Pfund Pulver, 28 Pfund Schrot und Kugeln, vier Pfund Tabak, einige Kleidungsſtücke und mehrere Eiſengeräthe für zwei Männer, die im vorigen Winter ſein Zelt und ſein andres Gepäck getragen hatten. Ich gab ihm zu verſtehen, daß er ſelbſt dieſe Perſonen für ihre Dienſte bezahlen müßte; er antwortete mir aber: es wäre ihm unerwartet, daß ich ihm eine ſolche Kleinigkeit abſchlüge. Künftig würde er ſeine Waaren zu Leuten hinbringen, die ihm dafür gäben, was er forderte. Auf meine Frage: „zu wem denn?“ erwiederte er

Als wir uns vier Tage hier aufgehalten hatten, beſchloſſen Matonabbi und alle die andren Indianer, welche mich nach dem Fort begleiten ſollten, die alten Leute und die Kinder unter dem Schutze einiger Indianer zurückzulaſſen, und ihnen den Cachawhuchaga in der holzleeren Gegend zum Sammelplatze zu beſtimmen. Am 11ten ſetzten wir nun unſre Reiſe fort, und ſchlugen Abends unſre Zelte an einem Fluſſe auf, der ſich in den Dubahnt (Doobaunt) ergießt. Heute warfen wir Alle unſre Schneeſchuhe weg, da der Boden jetzt ſchon an den meiſten Stellen nicht mehr bedeckt war; doch die Schlitten behielten wir noch einige Zeit, da ſie uns, beſonders auf dem Eiſe der Flüſſe und Seen, nützlich ſeyn konnten.

Am 12ten war das Wetter äußerſt heiß und ſchwül, und das Waſſer über dem Eiſe des erwähnten Fluſſes ſchon ſo tief, daß man nicht ohne Mühe und Gefahr darauf gehen konnte. Wir ſchlugen daher unſre Zelte auf, fingen an unſre Kanots zu bauen, und wurden damit ſo geſchwind fertig, daß wir am 18ten Nachmittags unſre Reiſe fortſetzen konnten. Am 20ſten war es wieder ſo kalt, daß wir nach einem Wege von funfzehn Meilen anhalten mußten. Wir hatten, vom Dubahnt-Fluſſe an, ſehr oft bis über die Kniee durch Sümpfe von Schlamm, Waſſer und weichem Schnee waten müſſen, der nun in einer ſo dicken Rinde an unſre Strümpfe und Schuhe anfror, daß wir nicht nur ſehr beſchwerlich gingen, ſondern auch in Gefahr ſtanden, uns die Füße zu erfrieren.

in einem ſehr frechen Tone: zu den Kanadiſchen Handelsleuten. Nun mußte ich denn ſein Verlangen wohl befriedigen. A. d. V.

Am folgenden Tage kehrten mehrere Indianer um, weil ſie aus Mangel an Lebensmitteln nicht weiter mit konnten. Wild von aller Art war jetzt ſo ſelten, daß wir ſeit dem 11ten weiter nichts als einige wenige Gänſe geſchoſſen und Hirſche auf dem ganzen Wege auch nicht einmal geſehen hatten. Am 22ſten ſchoſſen wir zwar vier Stück Rothwild; aber unſer waren ſo viel, daß wir davon kaum eine einzige Mahlzeit hatten. Drei Tage ſpäter ſchlugen mehrere Indianer einen andren Weg ein, da ſie aus Mangel an Munition nicht mit nach dem Fort gehen konnten. Mehrere von meinen Gefährten mußten jetzt vor Mattigkeit ihre Bündel Pelzwerk zurücklaſſen, die aber in Höhlen und Felſenſpalten ſorgfältig verſteckt wurden, ſo daß ſie wahrſcheinlich weder durch die Witterung noch durch Raubthiere gelitten haben werden. Alles, wovon die zu uns gekommenen Fremden jetzt lebten, waren Fiſche; es wurden aber nicht immer ſo viele gefangen, als zum Unterhalte ſo vieler armen Leute erfoderlich waren.

Ob ich gleich noch ſo viel Pulver und Blei hatte, daß ich für mich und meine Gefährten bis zur Ankunft im Fort damit ausreichen konnte, ſo ward es, da Selbſterhaltung das erſte Naturgeſetz iſt, doch rathſam gefunden, den größten Theil davon zu unſerm eignen Gebrauche aufzuheben, beſonders da wir jetzt kein andres Wild ſahen, als Gänſe, und noch kleinere Vögel, die verhältnißmäßig ſehr viel Pulver und Schrot koſten. Wir halfen zwar den fremden, zu uns gekommenen Indianern, ſo viel wir konnten, aus; doch ſtarben mehrere von ihren Weibern vor Mangel. Wenn es an Lebensmitteln fehlt, müſſen nehmlich bei dieſen inhumanen Menſchen die Weiber ſich immer ſehr kümmerlich behelfen; und ſobald wirklicher Mangel nahe iſt, läßt man viele von ihnen

verſchlangen, indeß die Mannsperſonen noch immer zu eſſen haben.

Am 30ſten May gingen wir über das Eis des Cathawhachaga-Fluſſes, welches gleich nachher, als der Letzte von uns herüber war, aufbrach. Wir befanden uns noch nicht lange auf der Oſtſeite des Fluſſes, als wir bemerkten, daß bald ſchlechtes Wetter kommen würde. Nun machten wir ſogleich die nöthigen Vorbereitungen; dieſe konnten aber nicht ſonderlich ſeyn, da wir uns eben in der ganz holzleeren Gegend befanden, und folglich zu unſrem Schutze weiter nichts hatten, als unſre Zelte, die wir denn ſo vortheilhaft als möglich aufzuſchlagen ſuchten. Es währte nicht lange, ſo kamen ſtarke Regengüſſe. Der Fluß trat aus ſeinen Ufern, und verwandelte unſren Lagerplatz in einen weiten See, ſo daß wir uns mitten in der Nacht auf einen nicht weit entlegenen Hügel retten mußten, wo wir aber bei dem heftigen Sturme kein Zelt aufſchlagen konnten. Nun blieb uns weiter nichts übrig, als die Zeltdecken um die Schultern zu nehmen, und dem Winde den Rücken zuzukehren. In dieſen Umſtänden mußten wir, ohne die mindeſte Erfriſchung, bis zum Morgen des 3ten Junius aushalten. Während dieſer Zeit blies aber der Wind, bei immer anhaltendem üblem Wetter, aus allen Himmelsgegenden, ſo daß wir unſre Lage ſehr oft verändern mußten.

Endlich wurde das Wetter doch etwas gemäßigter, ob wir gleich noch immer friſche Windſtöße aus N. Weſten mit ſcharfem Froſte und häufigen Schneeſchauern hatten. Wir ſetzten nun früh Morgens unſre Reiſe fort; aber mir wenigſtens wurde das Gehen ſehr beſchwerlich, da meine Beine von der Näſſe und Kälte an den beiden vorigen Tagen beinahe erſtarrt waren. Von heute an bis zum 7ten ſchoſſen

wir täglich ſo viele Gänſe, daß wir unſer Leben damit hinhalten konnten; am 8ten aber erlegten die Indianer fünf Stück Rothwild, wodurch wir denn Alle wieder gutes Muthes wurden. Jetzt dörrten wir einiges Fleiſch, verloren indeß darüber gar keine Zeit. Wir banden es nehmlich oben an die Bündel der Weiber, und ließen es ſo im Gehen von Luft und Sonne dörren. Das auf dieſe Art zubereitete Fleiſch iſt ſehr nahrhaft, ſehr wohlſchmeckend, und wird von den Eingebornen allgemein ſehr geſchätzt. Wirklich verlieret Fleiſch, das man am Feuer dörrt, zumal wenn die Hitze zu ſchnell gegeben wird, viel von ſeinen nahrhafteſten und beſten Theilen, die hingegen bei dem Dörren an der Luft und Sonne alle darin bleiben.

Am 9ten ſahen wir an verſchiednen Stellen in N. Oſten Rauch, und an eben dem Tage trafen wir mit vielen nördlichen Indianern zuſammen, die nach der Knapps-Bay gehen wollten, um daſelbſt die Ankunft der Schaluppe von Churchill abzuwarten. Mehrere von dieſen Indianern waren ſonſt mit ihrem Pelzwerk nach dem Prinz von Wallis-Fort gegangen; da ſie aber dort Waaren auf Kredit ausgenommen hatten, ſo gingen ſie nun anderswohin, um nicht gemahnt zu werden. Solche Betriegereien werden von den Indianern öfters verübt, und die Kompagnie ſowohl als der Gouverneur in der Bay leiden dadurch jährlich einen ſehr beträchtlichen Verluſt.

Wir hielten uns nicht lange bei dieſen Indianern auf. Als wir ſie verlaſſen hatten, waren wir mehrere Tage hindurch ſo glücklich, Ueberfluß an Lebensmitteln zu haben. Auch das Wetter blieb anhaltend ſehr gut, ſo daß es ſchien, als ob wir nun einigen Erſatz für die von uns ertragenen Mühſelig-

keiten, Hunger und Kälte, bekommen ſollten. Rothwild war auf einer großen Strecke unſres Weges in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden, daß die Indianer ſo viel, als wir brauchten, ſchoſſen, ohne nur den ordentlichen Weg verlaſſen zu dürfen. Auch lieferte uns jeder See und Fluß, zu dem wir kamen, eine Menge der ſchönſten Fiſche, ſo daß wir Abwechſelung in unſren Speiſen hatten. Gänſe, Repphühner und andres Geflügel gab es ebenfalls in ſolcher Menge, daß eine geſchickte Hand nur Pulver und Schrot brauchte, um ſo viele zu ſchießen, als wir uns nur wünſchen konnten. Die einzige Unbequemlichkeit, die wir jetzt noch litten, waren öftere und ſtarke Regenſchauer; doch bey dem Gedanken, daß ich nun bald wieder zu Hauſe ſeyn würde, hätte ich wohl mehr, ſelbſt den ſchrecklichſten Hunger, ertragen.

Den 18ten kamen wir zu dem Eierfluß, von wo ich, auf Matonabbi's Verlangen, einen Boten nach dem Prinz von Wallis-Fort ſchickte, um meine nahe Ankunft melden zu laſſen. — Den 26ſten, früh Morgens, kamen wir zu dem Robbenfluß *); er ſchlug aber, wegen eines ſtarken

*) Herr Jeremie iſt in ſeiner Nachricht von der Lage und dem Laufe dieſes Fluſſes ſehr unbeſtimmt. Man kann nicht leicht errathen, ob die Nation, welche er Plats-côtés de chiens nennt, die Kupfer-, oder die Hundsrippen-Indianer ſeyn ſollen; denn auf beide paſſen die Umſtände, die er angiebt, nicht ganz. Ich glaube übrigens, daß er nie ſo weit nach Norden oder Weſten gekommen iſt, als er vorgiebt; denn ſonſt würde er in ſeiner Beſchreibung dieſer Gegenden genauer geweſen ſeyn. Die Straße, deren er erwähnt, iſt unſtreitig keine andre, als die, welche wir jetzt Cheſterfields Einfahrt nennen, und welche in manchem Jahre auch den ganzen Sommer hindurch nicht frei von Eiſe wird. Ich unterſtehe mich nehmlich zu behaupten, daß niemals irgend ein Indianer (die beiden ausgenommen, welche den Kapitain Middleton begleiteten) die Wager-Straße oder die Repulſe-Bay geſehen hat. Zum Beweiſe, daß, die Eskimoer ausgenommen,

Windes, der gerade auf ihn blies, ſo heftige Wellen, daß wir beinahe zehn Stunden lang liegen bleiben mußten, ehe wir uns in unſren kleinen Kanots hinüber wagen konnten. Den 24ſten gingen wir dann über den Po-ko-thi-kis-ko-Fluß; und gerade jetzt kehrten die Indianer, die ich von dem Eierfluſſe nach Churchill geſchickt, zurück, und brachten mir ein wenig Tabak und einige andre Artikel mit, die ich verlangt hatte. Es wurde ſpät Nachmittags, ehe wir Alle über den Fluß kamen;

niemals Indianer ſolche hohe Breiten beſuchen, außer in beträchtlicher Entfernung von der See, muß ich eines Umſtandes aus dem Jahre 1763 erwähnen. Kapitain Chriſtopher, der damals Cheſterfields-Einfahrt unterſuchen ſollte, bekam zwar die verſtändigſten und erfahrenſten nördlichen Indianer mit, die nur zu finden waren; aber keiner von ihnen kannte nur einen Zollbreit von dem Lande nordwärts der Wallfiſchbucht (Whale-cove). — Auch in dem, was Herr Jeremie von dem Churchill-Fluſſe ſagt, irrt er ſich ſehr; er behauptet nehmlich: es gebe an ihm kein Holz, ausgenommen auf einigen Inſeln, ungefähr zehn oder zwölf Meilen den Fluß hinauf. Als er ſchrieb — lange vorher, ehe dort eine Faktorei angelegt wurde — gab es auf beiden Seiten des Fluſſes Holz in Menge, und ſelbſt nicht einmal fünf Meilen weit von dem Orte, wo jetzt Prinz von Wallis-Fort ſteht. Die Inſeln aber, von denen er ſpricht, ſind, wenn ſie anders jemals exiſtirt haben, verſchwunden. Denn ſeitdem die Kompagnie ein Etabliſſement an dieſem Fluſſe beſitzt, hat niemand auf vierzig Meilen weit eine Inſel geſehen, die Bau- oder andres Holz von irgend einer Art hervorgebracht hätte. Die Menge von Stümpfen, die man jetzt noch ſieht, und von denen die Bäume wahrſcheinlich zu Bauholz abgehauen worden ſind, beweiſen hinlänglich, daß, als man ſich zuerſt am Churchill-Fluſſe anbauete, Holz in Ueberfluß daſelbſt vorhanden war. Es hat aber in ſechs und ſiebzig Jahren natürlicher Weiſe ſehr vermindert werden müſſen. Seit einigen Jahren iſt das Brennholz nahe bei der Faktorei ſo ſelten, daß die meiſten Bedienten ſich beinahe ſieben Monathe im Jahre faſt mit weiter nichts beſchäftigen, als einen Vorrath zum Brennen für den Winter, und ein wenig Bauholz zu den nothwendigſten Reparaturen anzuſchaffen.

A. d. V.

aber wir gingen nun noch bis nach zehn Uhr, und lagerten uns dann auf einer von den Gänſejagd-Inſeln, wie ſie in der Faktorei, von der ſie ungefähr zehn (Engl.) Meilen weit entlegen ſind, gewöhnlich genannt werden. Am folgenden Morgen kam ich, nach einer Abweſenheit von achtzehn Monathen und drei und vierzig Tagen, bei guter Geſundheit wieder im Prinz von Wallis-Fort an. Rechne ich bis zu meinem erſten Ausbruch mit dem Kapitain Tſchatſcheinähä zurück, ſo haben meine Reiſen 2 Jahr 7 Monathe und 24 Tage gedauert.

Zwar werden meine Entdeckungen weder der Nation im Ganzen, noch der Hudſonsbay-Kompagnie insbeſondre, großen Vortheil bringen; zu meinem Vergnügen ſagt mir indeß mein Bewußtſeyn, daß ich die Befehle meiner Vorgeſetzten ganz erfüllt und wenigſtens allen Streitigkeiten über eine nordweſtliche Durchfahrt durch die Hudſons-Bay auf immer ein Ende gemacht habe. Meine Reiſe wird übrigens auch die ungegründeten und ungerechten Beſchuldigungen von Dobbs, Ellis, Robſon und dem Amerikaniſchen Reiſenden widerlegen, welche der Hudſonsbay-Kompagnie vorgeworfen haben, ſie ſey nicht geneigt Entdeckungen zu machen, ja, nicht einmal, ihren Handel zu erweitern *).

*) Die Nachrichten, welche unſer Hearne auf ſeiner Reiſe geſammelt hat, ſind unſtreitig belehrend, und alſo für die Menſchheit wichtig. Doch ſelbſt ein money-making Engländer, der in der Regel nur ſich und den Vortheil ſeiner Nation, keinesweges aber die Menſchheit, im Auge hat, wird Hearne'n zugeſtehen müſſen, daß er nützlich geweſen iſt. Die Hudſonsbay-Kompagnie hat nemlich ſeit deſſen Reiſe, und ohne Zweifel auf deſſen Rath, neue, ſehr vortheilhafte Faktoreien, weit gegen Weſten hin, angelegt: Cumberland-Haus beim Kiefernſee, Hudſons-Haus und Mancheſter-Haus am Saskaſchawan. — Übrigens iſt nun durch die Entdeckung eines ſo großen Striches von feſtem Lande in Nord-

Neuntes Kapitel.

Eine kurze Schilderung der nördlichen Indianer; ihres Landes, ihrer Arbeiten, Sitten u. ſ. w.

Die nördlichen Indianer ſind gewöhnlich von mehr als mittler Größe, wohl proportionirt, ſtark und robuſt, aber nicht korpulent. Sie haben indeß nicht die Gewandtheit des Körpers und die Lebhaftigkeit, welche man bei den andren Indianiſchen Stämmen an der Weſtküſte der Hudſons-Bay ſo häufig antrifft.

Ihre Farbe iſt einigermaßen kupferartig, oder vielmehr dunkelbraun, und ihr Haar, wie bei allen andren Indianiſchen Stämmen, ſchwarz, ſtark und ſchlicht *). Wenige von den Männern haben einen Bart. Selten kommt dieſer eher zum Vorſchein als im mittleren Alter; doch auch dann iſt er nie ſo reich, wie bei den meiſten Europäern. Die wenigen Haare am

Amerika, ſo gut wie unwiderleglich erwieſen, daß man entweder gar nicht, oder doch nur mit der größten Gefahr, und höchſt ſelten, aus dem Atlantiſchen Meere in das ſo genannte ſtille ſegeln kann. Die ſeitdem von Mackenzie gemachten Entdeckungen im Weſten beſtätigen dieſe Behauptungen.

*) Ich habe einige beinahe ſechs Fuß hohe Indianer bemerkt, die eine einzige Haarlocke hatten ſtehen laſſen; und dieſe war ſo lang, daß ſie ihnen, wenn ſie gingen, auf dem Boden nachſchleppte. Der Fall kommt ſelten vor, und man hat bisweilen den Argwohn gehabt, daß die Locke falſch ſey; ich habe indeß an Mehreren das Haar unterſucht, und gefunden, daß es natürlich war. A. d. V.

am Kinne ſind übrigens äußerſt ſtark und borſtig. Einige von den Indianern geben ſich nur wenige Mühe, ihren Bart wegzuſchaffen, ob er gleich für entſtellend gehalten wird; und die, welche es thun, wiſſen dazu kein andres Mittel, als die Haare mit den Wurzeln zwiſchen den Fingern und der Schneide eines ſtumpfen Meſſers auszureißen. Keins von beiden Geſchlechtern hat Haare unter den Armen, und nur Wenige, beſonders Weiber, haben dergleichen an einem andren Theile des Köpers; wo indeß die Natur es wachſen läßt, reißen ſie es nie aus.

In ihren Geſichtszügen iſt etwas Eigenthümliches, durch das ſie ſich von allen andren Stämmen in dieſen Gegenden unterſcheiden; ſie haben nehmlich ſehr niedrige Stirnen, kleine Augen, hohe Backenknochen, Römiſche Naſen, volle Backen, und meiſtens ein langes, breites Kinn. Ob man gleich an beiden Geſchlechtern faſt allgemein dieſe National-Phyſiognomie bemerkt, ſo ſcheint doch die Natur bei den Weibern ſich darin noch getreuer zu bleiben, als bei den Männern, bei denen man, wenn auch nur ſelten, doch bisweilen Abweichungen davon findet. Ihre Haut iſt weich, glatt, und nicht ſchmutzig; und wenn ſie reinlich gekleidet ſind, riechen ſie eben ſo wenig widrig, als irgend ein andrer Menſch.

Sowohl die nördlichen, als die Kupfer- und Hundsrippen-Indianer haben auf jeder Backe drei oder vier parallele ſchwarze Streifen. Dieſe machen ſie ſich ſo, daß ſie eine Pfrieme oder Nadel unter der Haut wegziehen und dann ſogleich Kohlenſtaub in die noch friſche Wunde reiben.

Meiſtentheils ſind ſie mürriſch und geitzig; den Begriff der Dankbarkeit ſcheinen ſie nicht einmal dem Nahmen nach zu kennen. Immer, ſelbſt unter ſich allein, ſprechen ſie von ihrer Armuth; und wenn ſie

nach der Faktorei kommen, haben ſie jedesmal um tauſenderlei zu bitten. Iſt jemand von ihnen wirklich in Noth, ſo giebt man ihm in der Faktorei Lebensmittel, Kleider, Arzenei und alle andre Bedürfniſſe unentgeldlich; aber, zur Dankbarkeit dafür, unterrichten ſie jeden ihrer Landsleute, wie man ſich benehmen müſſe, um eben dieſe Wohlthaten zu erhalten. So ſieht man denn ſehr oft Männer und Weiber bei ſtrenger Winterkälte oder bei ſtarker Sommerhitze, wo die Fliegen ſehr läſtig ſind, halb nackend nach dem Fort kommen. Bei ſolchen Gelegenheiten fehlt es ihnen nie an einer Geſchichte (gleich viel, ob wahr oder erdichtet), die ſie immer mit vielen Seufzern und Thränen untermiſchen. Zuweilen ſtellen ſie ſich auch lahm, ja ſogar blind, um Mitleiden zu erregen. Ich kenne in der That keine Menſchen, die ihre Geſichtszüge mehr in ihrer Gewalt hätten. Die Weiber ſind aber in dieſer Kunſt noch ſtärker, als die Männer; ich habe, wie ich verſichern kann, zuweilen geſehen, daß die eine Seite ihres Geſichtes in Thränen ſchwamm, wenn ſich auf der andren ein bedeutendes Lächeln zeigte. Ihre Betriegereien, um Wohlthaten zu erlangen, ſind ſo gewöhnlich und auch ſchon ſo bekannt, daß ein Gouverneur nothwendig ſehr viele abweiſen muß; denn, wenn er das nicht thäte, ſo würde er am Ende alle Waaren der Kompagnie verſchenken, und der ganze Stamm der nördlichen Indianer ſich zuletzt in Menſchen verwandeln, die ein Gewerbe aus dem Betteln machten, anſtatt Pelzwerk zu bringen und ihre Bedürfniſſe dafür einzutauſchen. Sie verſtehen ſich auch auf die Kunſt zu ſchmeicheln, und üben ſie aus, ſo lange es ihr Vortheil iſt; doch nicht einen Augenblick länger. So ſagen ſie z. B. einem neuen Gouverneur: er wäre in ihren Augen der Vater ihres Stammes, und ſie

könnten ihm ganz vertrauen. Thut aber das nicht die gehoffte Wirkung, ſo werfen ſie ihm ins Geſicht vor: er ſey einer der grauſamſten Menſchen, und habe kein Gefühl für die Noth ihres Stammes. Zuweilen werden ſie indeß auch wieder ruhig, und ſagen von dem Manne, den ſie ſo gern hintergangen hätten: er iſt kein Kind, und läßt ſich nicht betriegen.

Rauhe, unfreundliche Behandlung iſt bei den meiſten von ihnen, beſonders bei der geringeren Klaſſe, beſſer angebracht, als ſanfte; denn, ſobald man ihnen die mindeſte Achtung bezeigt, werden ſie unerträglich unverſchämt. Einigen von ihren Anführern kann man zwar dieſen Vorwurf nicht machen; aber doch haben nur wenige von ihnen Verſtand genug, auf die Begünſtigungen, die man ihnen bei ihrem Aufenthalte in den Faktoreien der Kompagnie erweiſt, gehörigen Werth zu ſetzen. Erfahrung hat mich belehrt daß ein nördlicher Indianer, wenn man ihn in gehöriger Entfernung hält, ſich ſelbſt und der Kompagnie nützlich werden kann; zeigt man aber in der Faktorei die mindeſte Nachſicht gegen ihn, ſo wird er indolent, unthätig, läſtig, und ſinnt nur darauf, wie er den Edelmuth der Europäer zu ſeinem Vortheile benutzen will.

Die meiſten betriegen die Europäer, ſo oft ſie nur können, und brauchen dazu jedes nur erſinnliche Mittel. Sie verkleiden ſich und ändern ihren Nahmen, um die Schulden nicht bezahlen zu dürfen, die ſie zuweilen in der Faktorei gemacht haben. Wird ein neuer Gouverneur angeſetzt, ſo ſind alle ausſtehende Schulden ganz unſtreitig verloren. Die Indianer beweiſen nehmlich ſogleich mit einer Menge Zeugen, daß ſie ſchon längſt bezahlt, und daß man

nur vergeſſen habe, ihre Nahmen in den Büchern auszuſtreichen.

Bei allen dieſen übeln Eigenſchaften ſind ſie aber doch die ſanfteſten unter den ſämmtlichen Indianiſchen Völkerſchaften, die irgendwo mit der Kompagnie Handel treiben; und da ſich nur ſelten einmal einer von ihnen berauſcht, ſo ſchreiten ſie nie zu Gewaltthätigkeiten, und laſſen es im ſchlimmſten Falle bei loſen Worten bewenden.

Die Männer ſind allgemein ſehr eiferſüchtig auf ihre Weiber, und ich zweifle nicht, daß eben dieſer Geiſt auch unter den Weibern herrſcht, die aber von ihren Männern ſo in Furcht gehalten werden, daß ſie ſich mit der Freiheit zu denken begnügen müſſen. Die Gegenwart eines nördlichen Indianers erregt bei ſeinen Weibern immer eine beſondre Furcht, da er ſie niemals anders behandelt, als ein (roher) Europäiſcher Hausvater ſein Geſinde.

Bei ihren Heirathen finden gar keine Ceremonien Statt, und alle werden von den Eltern oder den nächſten Anverwandten geſchloſſen. Die Mädchen haben dabei keine Stimme, ſondern müſſen unbedingt dem Willen ihrer Eltern gehorchen. Dieſe wählen denn immer jemanden, von dem es am wahrſcheinlichſten iſt, daß er ihre Tochter wird ernähren können, mögen ſein Alter, ſeine Perſon und ſein Charakter auch noch ſo abſchreckend ſeyn.

Die Mädchen werden immer ſchon als Kinder verlobt, doch nie mit Knaben von gleichem Alter; und dies iſt ohne Zeifel eine ſehr vernünftige Einrichtung unter einem Volke, bei dem die Exiſtenz einer Familie gänzlich von dem Fleiß und der Geſchicklichkeit eines einzigen Mannes abhängt. Kinder ſind, wie die Indianer ſehr richtig bemerken, in ihren Sitten und Neigungen ſo unbeſtändig, daß man in

ihrer Jugend unmöglich ſchon beurtheilen kann, welche Geſchicklichkeiten ſie im mannbaren Alter haben werden. Aus dieſem Grunde ſchließt man öfters Ehen von ſehr unverhältnißmäßigem Alter, und es iſt nicht ungewöhnlich, daß Männer von fünf und dreißig bis vierzig Jahren junge Mädchen von zehn bis zwölf, ja bisweilen noch jüngere, haben. Vom achten oder neunten Jahre an iſt den Mädchen aller Umgang mit dem andren Geſchlechte unterſagt, und ſie dürfen ſich nicht einmal auf die unſchuldigſten Spiele mit demſelben einlaſſen. Sie werden, wenn ſie in ihren Zelten ſitzen, oder auf Reiſen, ſo aufmerkſam beobachtet, wie es nur immer in der ſtrengſten Erziehungsſchule geſchehen kann. Gewohnheit und hergebrachte Sitte machen indeß einen ſo unnatürlichen Zwang den Kindern leicht und erträglich, obſchon unſchuldige und muntre Zeitvertreibe dem jugendlichen Alter angemeſſener wären, als ſtetes Sitzen bei einem alten Weibe, und die ununterbrochne Beſchäftigung, Häute zu ſchaben, Schuhe auszubeſſern und andre häusliche Geſchäfte zu verrichten.

Bei allen ſolchen ungewöhnlichen Einſchränkungen iſt indeß das Betragen der Eltern ganz und gar nicht konſequent; denn dieſe beobachten in den Unterredungen vor ihren Töchtern, ja auch mit ihnen nicht die mindeſte Zurückhaltung, ſondern ſprechen oft von den unanſtändigſten Dingen. Da indeß die Mädchen von ihrer früheſten Jugend an einer ſolchen Sprache gewohnt werden, ſo thut ſie keinesweges eben die Wirkung, wie bei geſitteten Europäerinnen. — Die ſüdlichen Indianer ſind übrigens noch weniger zurückhaltend in Gegenwart ihrer Kinder.

Die Weiber der nördlichen Indianer haben meiſtens weniger Temperament, als die Süd-Indiane-

rinnen, und bekommen, ungeachtet ihrer frühen Heirathen, in den erſten Jahren ſelten Kinder.

Eheſcheidungen fallen ziemlich oft vor, bisweilen wegen Ausſchweifungen, noch öfter aber wegen angeblichen Mangels der erfoderlichen Geſchicklichkeiten, oder wegen ſchlechten Betragens. In beiden Fällen giebt es dabei weiter keine Umſtände, als eine gute Tracht Schläge, und einen Stoß zum Zelte hinaus, wobei der Frau, je nachdem der Fall iſt, geſagt wird, ſie könne zu ihrem Liebhaber, oder zu ihren Verwandten gehen.

Die Vorſehung iſt ſehr gütig, daß ſie dieſe Weiber weniger fruchtbar ſeyn läßt, als die bei kultivirteren Nationen *). Selten hat eine Frau mehr als fünf oder ſechs Kinder; und dieſe werden überdies immer nach ſo großen Zwiſchenzeiten geboren, daß das jüngſte ſchon zwei bis drei Jahr alt iſt, ehe wieder ein neues kommt. Ihrer leichten Geburten, und der Ceremonien, die bei ſolchen Gelegenheiten Statt finden, habe ich ſchon erwähnt; ich will daher hier nur anmerken, daß ſie ſich für ihre Kinder keiner Wiege bedienen, wie die Süd-Indianerinnen. Sie ſtopfen denſelben nur einige Händevoll Moos zwiſchen die Beine, und tragen ſie ſo auf dem Rücken, bis ſie laufen können. Dieſe Art, junge Kinder zu behandeln, iſt zwar ſehr ungeſchickt und linkiſch; doch ſieht man wenige unter ihnen, die eigentlich verunſtaltet wären; faſt alle haben indeß etwas gebogene Beine.

Zu gewiſſen Zeiten iſt es den Weibern nicht erlaubt, mit ihren Männern in demſelben Zelte zu wohnen, und ſie müſſen ſich dann eine kleine Hütte

*) Auf die geringere Fruchtbarkeit der Weiber hat natürlicher Weiſe ihre harte, mit ſo vielen Beſchwerlichkeiten verbundne Lebensart Einfluß. F.

in einiger Entfernung von den andren Zelten errichten. Dies iſt unter den ſämmtlichen Stämmen eine allgemeine Sitte, und die Weiber ſind klug genug, ſie bei irgend einer Streitigkeit mit ihren Männern zu benutzen und ſich auf einige Zeit von denſelben zu trennen. Ohne weitere Umſtände kriechen ſie dann jedesmal an der Seite des Zeltes, wo ſie ſo eben ſitzen, hinaus, weil ſie alsdann nicht zur Thür aus- und eingehen dürfen. Dies iſt ganz gewöhnlich, und ich habe einige übellaunige Damen gekannt, die ihren Ehemann und ihr Zelt auf vier oder fünf Tage verlieſſen, und das zwei- oder dreimal in einem Monathe wiederholten, ohne daß der arme Mann den Betrug argwöhnte; oder, wenn er ihn ja merkte, ſo mochte er aus Delikateſſe die Sache nicht näher unterſuchen. So pflegte z. B. Matonabbi's ſchöne Frau, die im May 1771 von ihm entlief, ſich unter dieſem Vorwande zuweilen mehrere Wochen von ihm zu trennen. Wirklich hatte er einigen Verdacht gegen ſie, und ließ ſie daher immer ſorgfältig bewachen, um zu verhüten, daß ſie nicht mit einem andren Manne Umgang haben könnte. — Auch die ſüdlichen Indianer ſind in dieſem Punkte ſehr delikat. Zwar zwingen ſie ihre Weiber nicht, ein beſondres Zelt für ſich zu errichten; doch liegen ſie während dieſer Zeit nie mit ihnen unter derſelben Decke. Bei ihnen müſſen die jungen Mädchen, wenn zum erſtenmal die Reinigung eintritt, ſich vier oder fünf Tage etwas von den übrigen Zelten entfernen. Kommen ſie dann wieder zurück, ſo tragen ſie eine Art Schleier, von Glasperlen oder Korallen geflochten, und werden als mannbar betrachtet.

Bei dieſen Gelegenheiten herrſcht auffallender Aberglaube unter ihnen. Weiber in ſolchen Umſtänden dürfen niemals über das Eis eines Sees oder

Fluſſes gehen, ſich auch nicht den Gegenden nähern, wo die Männer Biber fangen, oder wo ein Fiſchnetz ausgeſtellt iſt, weil man fürchtet, daß ſie ſonſt den guten Erfolg hindern würden. Sie dürfen alsdann auch nicht von dem Kopfe irgend eines Thieres eſſen, ja, nicht einmal über einen Weg gehen, wo man neuerlich den Kopf irgend eines jagdbaren Thieres getragen oder gefahren hat, weil man glaubt, daß der Jäger ſonſt in der Folge kein Glück haben würde *).

Dieſe armen Leute leben in einem ſo unwirthbaren Klima, daß ſie, aus Mangel an Feuerung, ihre Speiſen oft ganz roh verzehren müſſen; doch frühe Gewöhnung macht, daß ſie das, was eigentlich Wirkung der Noth iſt, oft aus freier Wahl thun, beſonders mit Fiſchen. So ſonderbar es auch ſcheinen mag, ſo muß ich doch ſagen, daß ich ſelbſt Fohren, Lachſe und Schnäpel noch bis auf den heutigen Tag halb roh am liebſten eſſen mag. — Ihrer Methode, Fleiſch in Keſſeln von Birkenrinde durch heiß gemachte Steine zu kochen, habe ich ſchon oben erwähnt; hier will ich nur noch anmerken, daß dieſe Methode ihr Nachtheiliges hat, da ſehr oft das Fleiſch ſandig wird.

Eins von den merkwürdigſten Gerichten bei allen Indianiſchen Stämmen, den nördlichen ſowohl als den ſüdlichen, iſt Blut mit dem halbverdaueten

*) Einen ganz ähnlichen Aberglauben findet man auch noch jetzt in Deutſchland, wo er ſich wahrſcheinlich aus den entfernteſten Zeiten, als die Einwohner noch rohe Jäger waren, herſchreibt. Dieſem Aberglauben zufolge, darf eine weibliche Perſon, die ſich in den oben erwähnten Umſtänden befindet, nicht buttern, Fleiſch einſalzen, Sauerkraut oder Gurken einmachen, Bier oder Wein abziehen, u. ſ. w. Alle dieſe Geſchäfte, ſagt der Aberglaube, gerathen dann nicht.

F.

Inhalte eines Hirſchmagens vermiſcht und iſt einer hinlänglichen Quantität Waſſer gekocht, ſo daß es ungefähr ſo dick wie Erbſenſuppe wird. Zuweilen miſchen ſie auch etwas Fett und zartes Fleiſch, klein geſchnitten, unter die Maſſe. Alles wird, um es deſto ſchmackhafter zu machen, wenn es in den Magen ſelbſt gefüllt iſt, einige Tage, ziemlich nahe bei dem Feuer, in den Rauch gehängt. Die Maſſe geräth dadurch in eine Art von Gährung, und bekommt einen ſo angenehmen, ſäuerlichen Geſchmack, daß auch Leute mit der feinſten Zunge davon eſſen würden, wenn ſie nur kein Vorurtheil dagegen hätten. Freilich möchten wohl die meiſten Europäer ſich dieſe Schüſſel verbitten, beſonders wenn ſie die Zubereitung geſehen hätten; denn das meiſte Fett wird vorher von den Männern und Knaben gekäuet, damit es nicht in Klumpen bleiben ſoll. Ich muß indeß doch ſagen, daß man weder alte Leute mit üblen Zähnen, noch junge Kinder, an der Zubereitung dieſer Schüſſel Antheil nehmen läßt. Anfangs weigerte ich mich, von dieſem Gerichte mitzueſſen; doch in der Folge, als ich wußte, wie behutſam man mit dem Käuen war, trug ich nicht länger Bedenken, und fand das Gericht immer äußerſt wohlſchmeckend *).

Das Rothwild ausgenommen, wird der Magen keines andren größeren Thieres gegeſſen. Im Winter, wenn es ſich von einem feinen, weißen Mooſe nährt, macht man ſich aus dem Inhalte des Magens ſehr viel; ich habe oft geſehen, daß die Indianer rings um einen ſo eben erlegten Hirſch her ſaßen,

*) Die Zubereitung durch Käuen iſt einem geſitteten Europäer höchſt ekelhaft; aber ſelbſt unter halb kultivirten Völkern wird ſie gefunden. Bekanntlich bereitet man auf den Südſee-Inſeln einen berauſchenden Trank aus zerkäueten Pfefferwurzeln.

F.

IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

und den noch ganz warmen Magen ausleerten. Im Sommer, wo das Rothwild von gröberer Nahrung lebt, iſt dieſes Gericht weniger beliebt.

Noch ungeborne Junge von Büffeln, Hirſchen, Bibern und andren Thieren, werden für außerordentliche Leckerbiſſen gehalten; und ich bin nicht der einzige Europäer, der hierin mit den Indianern einerlei Geſchmack hat. Eben das gilt von noch nicht ausgekommenen Gänſen, Enten, u. ſ. weiter *). Ueberhaupt iſt es in den nördlichen Niederlaſſungen beinahe ein Sprichwort: wer wiſſen will, was gut ſchmeckt, der muß mit den Indianern leben.

Die Zeugungstheile aller erlegten Thiere, ſowohl vom männlichen als vom weiblichen Geſchlechte, werden immer von den Männern und Knaben gegeſſen; und obgleich dieſe Theile, beſonders die männlichen, gemeiniglich ſehr zähe ſind, ſo dürfen ſie dennoch nicht mit einem ſchneidenden Werkzeuge berührt werden, ſondern man muß ſie mit den Zähnen zerreißen. Was dann zum Käuen gar zu zäh iſt, wird ins Feuer geworfen und verbrannt. Die Indianer glauben nehmlich, wenn ein Weib oder ein Hund etwas von dieſen Theilen genöſſe, ſo würde es ihrem Glücke auf der Jagd ſehr nachtheilig ſeyn.

*) In einigen nördlichen Reichsſtädten war es im Anfange dieſes Jahrhunderts gewöhnlich, bei großen Gaſtmählern einen ſo genannten nüchternen Kalbsbraten vorzuſetzen, (d. h. einen Braten von einem Kalbe, das gleich nach der Geburt, noch ehe es die mindeſte Nahrung zu ſich genommen hatte, geſchlachtet war). Auch andre ungeborne Thiere ſetzte ein Preußiſcher Staatsminiſter um die Zeit des ſiebenjährigen Krieges, der viel auf eine gute Tafel hielt, ſeinen Gäſten öfters vor. — Der unſterbliche Cook und Banks lernten auf der Küſte von Neu-Holland von ihrem Otaheitiſchen Reiſegefährten Tupaja bebrütete Eier eſſen; und Beide haben mir in der Folge verſichert, daß ſie dieſes Gericht äußerſt zart und wohlſchmeckend gefunden hätten. F.

Auch die Gebärmütter der Büffel, Elennthiere, Hirſche u. ſ. w. eſſen ſie ſehr gern, und verzehren ſie begierig, ohne ſie vorher zu waſchen, oder ſonſt etwas damit vorzunehmen, als daß ſie den Inhalt ausſchütten. Ich brauche nicht erſt zu ſagen, wie ekelhaft dies Gericht iſt, beſonders von größeren Thieren, die eine Zeitlang trächtig geweſen ſind. Die ganze Zubereitung beſteht darin, daß man den unreinlichen Sack an einer Stange gerade über das Feuer hält, weil man glaubt, daß der Rauch den eigentlichen Geſchmack und Geruch vertreibe. Will man dieſes Gericht dann eſſen, ſo wird ein großes Stück heraus geſchnitten und einige Minuten gekocht; aber die vielen großen Drüſen an der inneren Seite machen es zu einer abſcheulichen Speiſe. Gekocht haben dieſe Drüſen in Geſtalt und Farbe viele Aehnlichkeit mit einem Eidotter, und die Indianer, die ihnen auch dieſe Benennung geben, verſchlingen ſie ſehr begierig.

Die Büffel-Kaldaunen ſind ſehr gut, und die Indianer wiſſen ſie weit beſſer zu bereiten, als die Europäer. Man wäſcht ſie nur nothdürftig in kaltem Waſſer, und kocht ſie etwa eine halbe oder drey Viertelſtunden. Dann ſind ſie genießbar, zwar etwas härter, als wir ſie in England eſſen, aber viel wohlſchmeckender und auch nahrhafter, als Kaldaunen, die man, wer weiß wie oft, in heißem Waſſer, abgebrühet und zehn oder zwölf Stunden lang gekocht hat. Die kleineren Magen, oder die ſo genannten Pſalter, von Büffeln, Elennthieren und Hirſchen werden gewöhnlich roh gegeſſen, und eben ſo die Nieren von Elennhirſchen und Büffeln. Kaum hat ein Jäger eins von dieſen Thieren geſchoſſen, ſo ſchneidet er den Bauch auf, ſteckt den Arm hinein, reißt die Nieren heraus, und verzehrt ſie noch ganz warm

auf der Stelle. Bisweilen ſaugt der Jäger auch das Blut aus der Wunde, die ſeine Kugel gemacht hat. Man ſagt nehmlich, es löſche den Durſt, und ſey ſehr nahrhaft *).

Die urſprünglichen Waffen der Indianer, Bogen und Pfeile, werden ſeit der Einführung des Feuergewehrs wenig mehr von ihnen gebraucht, ausgenommen bei der ſchon oben beſchriebenen Art von Jagd, wo das Wild zwiſchen zwei Reihen von Pfählen [illegible] getrieben wird. Die ſüdlichen Indianer wiſſen mit dem Bogen noch am beſten umzugehen, obgleich das Feuergewehr unter ihnen ſchon viel länger eingeführt iſt **).

Die Zelte, deren die ſüdlichen Indianer ſich ſowohl im Sommer als im Winter bedienen, beſtehen immer aus behaarten Hirſchfellen, und damit ſie ſich leichter fortbringen laſſen, macht man nur kleine, ſo daß ſelten eins aus mehr als fünf Hirſchfellen beſteht. Sowohl die Zelte, als die Keſſel und einiges andre Gepäck werden immer von Hunden

*) Die Abeſſinier verzehren Schnitte von einem lebendigen Rinde mit großem Wohlgefallen; und dieſe Sitte muß wohl jedermann von Empfindung ſehr grauſam und unmenſchlich finden. Rohes Fleiſch iſt übrigens ganz unſtreitig leichter zu verdauen und weit nährender, als gekochtes oder gebratenes. F.

**) Die vielen Eiſengeräthſchaften und Feuergewehre, welche die Europäer, beſonders die Engländer, ſeit dreißig bis vierzig Jahren den Indianern in Nord-Amerika gebracht haben, ſind Schuld daran, daß dieſe Leute jetzt faſt gar nicht mehr im Stande ſind, ſich ſteinerne Aexte und Meißel zu verfertigen, ja, auch nur mit Bogen und Pfeilen umzugehen. Sollte nun der Handel mit den Europäern einmal unterbrochen werden, oder gänzlich aufhören, ſo würden die armen Indianer in große Verlegenheit gerathen. Billig müßten die Engländer dieſe unterrichten, wie ſie die bei ihnen ſo häufigen Eiſenſteine ſchmelzen, ſchmieden und zu Werkzeugen verarbeiten könnten; aber ſie denken jetzt (mit wenigen Ausnahmen) faſt nur auf Gelderwerb, und nicht auf Verdienſte um die Menſchheit. F.

gezogen, welche man zu dieſer Arbeit abgerichtet hat. Dieſe Thiere ſind von verſchiedener Größe und Farbe, alle aber von der Fuchs- und Wolfsart, mit ſpitzen Schwänzen, einem ſtarken buſchichten Schwanze, und ſcharfen aufrecht ſtehenden Ohren. Sie haben, wenn ſie angegriffen werden, großen Muth, und beißen ſo ſtark, daß der kleinſte Kläffer unter ihnen, wenn er in einen Winkel kommen kann, mehrere unſerer größten Hunde von ſich abhält. Dieſe Hunde ziehen ſehr willig einen Schlitten; aber nur wenige Männer geben ſich die Mühe, dergleichen für ſie zu verfertigen, und ſo müſſen die armen Weiber ſich damit begnügen, mehr den Umfang, als das Gewicht ihrer Laſt zu vermindern und die Hunde nur etwas auf dem Rücken tragen zu laſſen, ungefähr eben ſo, wie Packpferde es thun.

Im Herbſt, und wenn der Winter heran nahet, nähen dieſe Weiber die Häute von Hirſchbeinen in Form großer Mantelſtücke zuſammen, und ziehen ſie ſo auf dem Boden fort; doch ſobald ſie an eine Waldung kommen, verfertigt man ſich eigentliche Schlitten aus dünnen Bretern von dem Lärchenbaume, der an der Hudſons-Bay allgemein „Wachholderbaum“ genannt wird. Dieſe Schlitten ſind von verſchiedner Größe, je nachdem die Perſon, die ihn ziehen ſoll, ſtärker oder ſchwächer iſt. Ich habe einige geſehen, die zwölf bis vierzehn Fuß lang, und funfzehn bis ſechszehn Zoll breit waren; doch meiſtens ſind ſie nur acht bis neun Fuß lang, und zwölf bis vierzehn Zoll breit.

Die Breter, aus denen dieſe Schlitten beſtehen, ſind nicht über einen Viertelzoll dick, und ſelten über fünf bis ſechs Zoll breit. Wären ſie breiter, ſo würden ſie für die armen Leute ſehr unbequem zu verarbeiten ſeyn, da dieſe kein anderes Werkzeug dazu

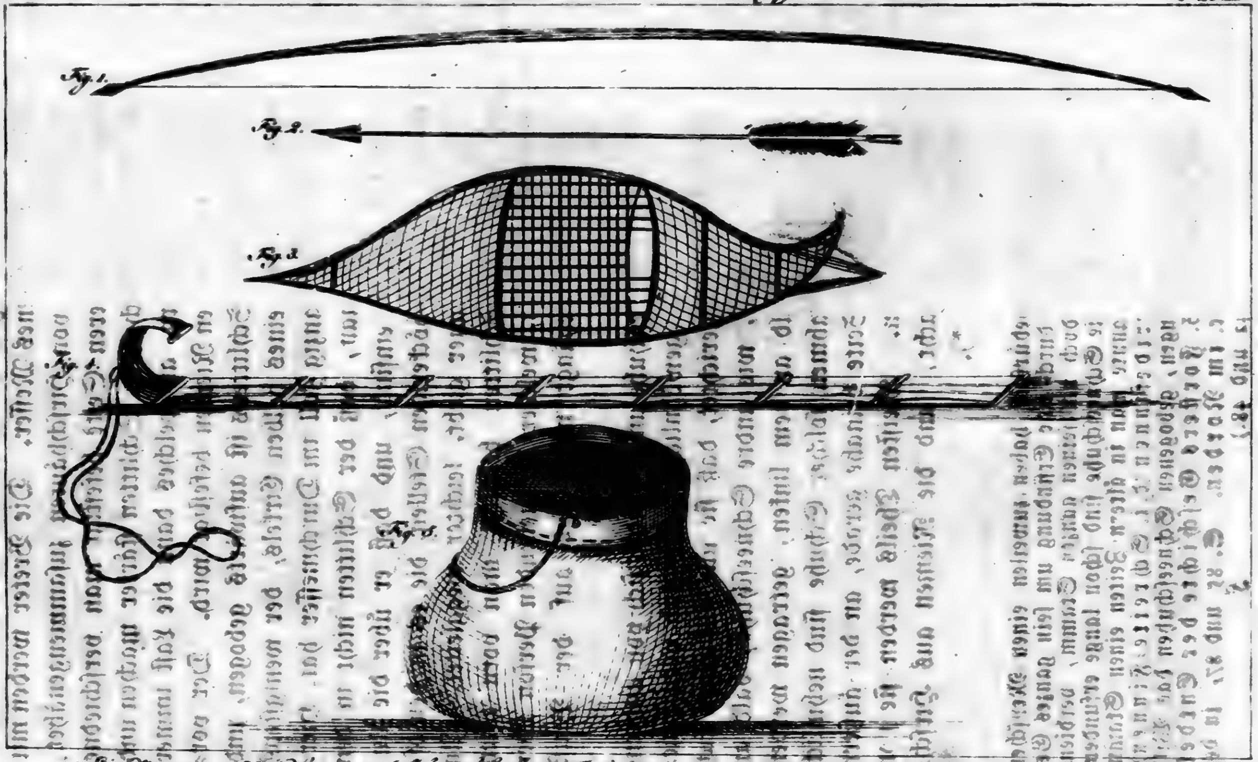
ſind

haben, als ein gewöhnliches, an der Spitze etwas aufwärts gebogenes Meſſer. Die Breter werden mit dünnen Riemen von Hirſchhäuten zuſammengenähet; und auf der oberen Seite befeſtigt man verſchiedne Querhölzer, welche den Schlitten ſtärker machen und das Geſtell ſichern, an welches dann die Laſt immer mit andren kleinen Riemen befeſtigt wird. Der vordere Theil des Schlittens iſt aufwärts gebogen, und zwar in Form eines halben Cirkels, der wenigſtens funfzehn bis zwanzig Zoll im Durchmeſſer hat. Hierdurch bewirkt man, daß der Schlitten nicht in den lockeren Schnee einſinkt, und daß er über die Unebenheiten und höckerigen Stellen, die es in den offenen Ebenen immer giebt, leichter weggleitet. An einem ſolchen Schlitten befeſtigt man vorn einen doppelten Riemen, welcher der ziehenden Perſon über die Schultern gehängt wird und auf der Bruſt ruhet.

Ihre Schneeſchuhe unterſcheiden ſich von andren, in dieſer Gegend gewöhnlichen: ſie ſind vorn zugeſpitzt, und ſo eingerichtet, daß ſie nur auf Einen Fuß paſſen und nicht, wie andre Schneeſchuhe, bald an dem rechten, bald an dem linken, getragen werden können. Die Rahmen ſolcher Schuhe ſind nehmlich an der inneren Seite beinahe gerade, an der äußern aber ſehr gebogen. Meiſten Theils werden ſie von Birkenholz gemacht, und die Riemen aus Hirſchfellen geſchnitten *).

*) Noth und Bedürfniß haben zuweilen einen Menſchen veranlaßt, ſich durch eine Erfindung um ſein ganzes Geſchlecht, oder doch um ſeinen ganzen Stamm, verdient zu machen. Die Schneeſchuhe ſind ſchon lange erfunden. Von ihnen benannte man in ältern Zeiten einen Stamm der Finnen: Scridefinnen (d. i. Schreite-Finnen), weil ſie auf langen, gebogenen Schneeſchuhen das Wild verfolgten. (S. Forſters Geſchichte der Entdeckungen ꝛc. ꝛc. im Norden. S. 85 und 87, in den Anmerkungen 42 und 48.) F.

Zu Samuel Hearne's Reiſen



1. Ein Bogen 2. Ein Pfeil 3. Ein Schneeſchuh 4½ Fuſs lang 4. Ein Schlitten 5. Ein Gefäſs von Birkenrinde.

Da ihre Kleidung vorzüglich aus behaarten Hirſchfellen beſteht, ſo ſind ſie ſehr voll Ungeziefer. Das wird aber ganz und gar nicht für ſchimpflich gehalten, ſondern die angeſehenſten Männer fangen und eſſen es zum Zeitvertreibe. Mein alter Wegweiſer Matonabbi liebte dies kleine Ungeziefer ſo ſehr, daß er öfters fünf bis ſechs von ſeinen handfeſten Weibern anſtellte, ihre Pelzhemden durchzuſuchen; den immer ſehr beträchtlichen Fang nahm er dann mit beiden Händen hin, und verzehrte ihn mit dem größten Wohlgefallen.

Auch die ſüdlichen Indianer und die Eskimoer lieben das Ungeziefer ſehr; und die letztern haben noch außerdem manche andre, ähnliche Leckerbiſſen. So brauchen ſie z. B. Thran als Sauce zu dem Fleiſche. Auch habe ich oft geſehen, daß ſie eine ganze Handvoll Maden aus dem Fleiſche aßen; ſie lecken ferner den Unrath aus der Naſe auf, und wenn ihnen die Naſe einmal blutet, ſo laſſen ſie auch das Blut nicht verloren gehen *).

Die von den nördlichen Indianern bewohnte Strecke Land iſt ſehr weitläuftig; ſie geht von 59° bis 68° N. Breite, und die Länge von Oſten nach Weſten beträgt ungefähr funfhundert Engliſche Meilen. In Süden wird dieſes Land von dem Churchill-Fluſſe begränzt; in Weſten von dem Lande der Athapuskower; in Norden von den Hundsrippen- und Kupfer-Indianern; und in Oſten von der Hudsons-Bay.

Dieſer ganze Strich Landes iſt faſt Eine dichte Maſſe von Felſen und Steinen, und größten Theils, beſonders nach Weſten hin, zwiſchen den Waldungen,

*) Unſer Verfaſſer beſtätigt hier nur, was viele andre Augenzeugen verſichern. Man leſe Cranz'ens Grönland.

ſehr hügelig. Die Oberfläche iſt zwar an den meiſten Stellen mit einer dünnen Lage von Moos bedeckt, worin auch einige Sträucher, Kräuter und Heeren ſtehen; aber darunter liegt gar keine Erde, worin etwas anders, als die wenigen [illegible] Naturprodukte, wachſen könnte. Einige ſumpfige Stellen bringen zwar verſchiedne Grasarten hervor, deren Vegetation erſtaunlich ſchnell iſt; doch ſolche Stellen ſind ſo ſparſam ausgetheilt, daß ſie kaum für das Bedürfniß der Gänſe, Schwäne und andrer Zugvögel im Herbſt und Frühling, hinreichen.

Die vielen Seen und Flüſſe, die es hier zu Lande giebt, können zwar meiſtens nicht beſchifft werden, ſind aber den Eingebornen doch äußerſt nützlich, da ſie ihnen im Sommer und im Winter eine Menge Fiſche liefern. Die Arten, welche man fängt, ſind Forellen, Schnäpel (von den Indianern Tittameg, oder [illegible] genannt, Salmo Lavaretus L.), Schleihe (Cyprinus Tinca L.), zwei Arten von Barben *), Aalraupen (Gadus Lota L.), Hechte (Esox Lucius L.) und Barſe (Perca fluviatilis L.).

Auf den Felſen und großen Steinen dieſer Gegenden wächſt ein ſchwarzes, hartes, krauſes Moos, welches den Eingebornen im Nothfalle, wenn ſie keine Fleiſchſpeiſen haben, zur Nahrung dient. Dieſes Moos bekommt durch das Kochen eine harzartige [illegible], ſo daß es ſchleimiger wird, als Sago; es iſt ſo wohlſchmeckend, daß jeder, der es einmal gekoſtet hat, es nachher immer ſehr gern iſſt. Man braucht es vorzüglich, um Suppe damit zu verdicken,

beſon-

*) Wir kennen in Europa nur Eine Art von Barben, [illegible] welche der Verfaſſer meint, [illegible] (Cyprinus [illegible]) F.

beſonders aber [illegible] [illegible] Menge in Fleiſchbeuteln [illegible].

Im [illegible] [illegible] [illegible] die Eingebornen [illegible] [illegible] Weiber thun ſich [illegible] [illegible] und zum Theil ſehr mühſamen [illegible]. Wenn ſie ein neues Netz verfertigen, [illegible] wie immer, aus Riemen von Hirſch[illegible], ſo binden ſie [illegible] und [illegible] eine Menge Schnäbel und Füße von Vögeln daran, und an die vier Ecken gemeiniglich einige Zähne und Kinnladen von Fiſchottern und Jackaſches **). Ein Netz ohne dieſe Verzierungen wagen ſie gar nicht auszuwerfen, weil ſie ganz feſt glauben, daß ſie alsdann nicht einen einzigen Fiſch darin fangen würden. Den erſten Fiſch, welchen man in einem neuen Netze fängt, darf man nicht im Waſſer kochen, ſondern man muß ihn über dem Feuer röſten. Das Fleiſch muß dann ſorgfältig von den Gräten abgelöſt werden, ohne daß ein Glied getrennt wird; dann legt man die Gräten ins Feuer, und verbrennt ſie. Es iſt äußerſt wichtig, alle dieſe Regeln genau zu beobachten, denn ſonſt hat, nach ihrer Meinung, das Netz gar keinen Werth ***).

*) Schade, daß Hearne nicht [illegible] [illegible] um dieſe Flechtenart (Lichen) genauer beſchreiben [illegible] [illegible] angeben zu können, ob ſie eine neue, oder ſchon bekannte, [illegible] ſey. Wäre ſie nicht [illegible], ſo könnte ſie vielleicht von Menſchen und Thieren genoſſen, oder wohl gar, wie das Isländiſche Moos, als Arzney mit Nutzen gebraucht werden. F.

**) Dies iſt eine Benennung der kleinen Fiſchotter, (Lutreola L.), welche von den Schweden in Amerika zuweilen auch Mänk und Minx genannt wird. F.

***) [illegible] [illegible] [illegible] Gräten unterbrochen, oder [illegible] verbrannt werden müſſen, [illegible] [illegible] das Leben eines [illegible].

Wenn ſie in Flüſſen, oder kleinen, zwiſchen zwei Seen befindlichen, Kanälen fiſchen, ſo könnten ſie zwei, drei, oder mehr Netze zuſammenbinden, ſich ſo über den ganzen Kanal ausbreiten und alle, nicht gar zu kleine Fiſche fangen; aber das thun ſie nicht, ſondern halten die Netze in beträchtlichen Entfernungen von einander, und zwar in der abergläubiſchen Idee, daß ſonſt ein Netz auf das andere eiferſüchtig werden, und ſie dann nicht das Mindeſte fangen würden.

Bei dem Angeln haben ſie andre, eben ſo eigenſinnige Gebräuche. So oft ſie einen Haken auswerfen, verſtecken ſie vier bis ſechſerlei Dinge unter dem Köder, die als eine Art von Zaubermittel wirken ſollen. In der That iſt der einzige Köder, deſſen ſie ſich bedienen, nach ihrer Meinung, eine Zuſammenſetzung von Zaubermitteln, in ein Stück Fiſchhaut eingenähet, welches in der Figur einige Aehnlichkeit mit einem kleinen Fiſche hat. Die eingenäheten Ingredienzien ſind Stückchen Schwanz und Fett von Bibern, After und Zähne von Ottern, Gedärme und Schwänze von der Musk-Ratze, Hoden von Eichhörnchen, geronnene Milch aus dem Magen von ſaugenden Hirſch- und Büffelkälbern, Menſchenhaare, und unzählige andre eben ſo ſeltſame Dinge. Man glaubt übrigens, daß die verſchiedenen Fiſcharten nicht einerlei lieben, und ändert daher den Köder, je nachdem ſich in einem Fluſſe oder einem See vorzüglich dieſe oder jene Fiſchart befindet.

Von der Verſchwendung der Indianer, die ihnen dann ſehr oft Mangel zuzieht, und von ihrem Stehlen in der Faktorei habe ich ſchon oben geſprochen und will mich daher hier nicht wiederholen.

Wenn zwei Truppe von Indianern einander begegnen, ſo beobachten ſie allerlei ſonderbare, einem

Europäer ſehr auffallende Ceremonien. Sobald ſie ſich einander bis auf zwanzig oder dreißig Schritt genähert haben, machen ſie Halt, ſetzen oder legen ſich auf den Boden nieder, und ſprechen einige Minuten lang nicht eine Sylbe. Endlich unterbricht einer von ihnen (gemeiniglich ein ältlicher Mann, wenn ein ſolcher in der Geſellſchaft iſt) das Stillſchweigen, und erzählt dem andren Trupp alle die Unglücksfälle, die ihm und ſeinen Gefährten, ſeitdem ſie einander nicht geſehen, zugeſtoßen ſind, und eben ſo alle Todesfälle oder andre traurige Ereigniſſe, die ſonſt jemand während eben dieſer Zeit erlebt hat. Iſt der erſte mit ſeiner Rede fertig, ſo hält einer von dem andren Trupp eine ähnliche; und beide Partheien pflegen jedesmal Armuth und Hungersnoth vorzugeben. Meiſtentheils fangen einige Zuhörer bald an, zu ſeufzen; und nicht lange, ſo erheben ſie ein lautes Geſchrei. Bisweilen hört man zuletzt Männer, Weiber und Kinder gemeinſchaftlich heulen. Beſonders ſind die jungen Mädchen bei ſolchen Gelegenheiten mit ihren Thränen und Klagen ſehr freigebig, ob ſie gleich im Grunde nur deshalb weinen, weil ſie auch Andre es thun ſehen. Wenn die erſten Ausbrüche des Schmerzes vorüber ſind, nähern ſie ſich einander allmählig, und jedes Geſchlecht macht unter ſich Geſellſchaft. Haben ſie Tabak bei ſich, ſo geben die Pfeifen ringsum, und die Unterhaltung wird bald allgemein. Da ſie einander gleich bei dem erſten Zuſammentreffen alle üble Nachrichten mitgetheilt haben, ſo können ſie jetzt nur noch gute erzählen; und dieſe wirken dann ſo ſchnell, daß, ehe noch eine halbe Stunde vergeht, in jedem Geſichte Heiterkeit zu leſen iſt. Herrſcht nun nicht wirklicher Mangel, ſo macht man einander oft allerlei kleine Geſchenke an Lebensmitteln, Ammunition und andren

Sachen: bisweilen ohne weitere Abſicht, noch öfter aber in der Hoffnung, ein gröſſeres Gegengeſchenk dafür zu bekommen.

Sie haben nur wenige Beluſtigungen. Die vorzüglichſte beſteht darin, daß ſie mit Bogen und Pfeilen nach einem Ziele ſchieſſen. Auſſerdem werfen ſie auch mit Keulen, und tanzen, doch das leztere immer nur bei Nacht. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Indianer, ob ſie gleich eine beſondre Nation ausmachen, doch keinen eigenthümlichen Tanz, und eben ſo wenig eigenthümliche Lieder haben, ſondern beides von den Hundsrippen, oder von den ſüdlichen Indianern entlehnen. Die Tänze der erſteren von dieſen beiden Nationen ſind ſehr leicht; ſie beſtehen nehmlich nur darin, daß man die Füße wechſelsweiſe, ſo ſchnell und ſo hoch als möglich, von dem Boden aufhebt, und dabei den Körper völlig in Ruhe bleiben läßt. Die Hände werden dabei geſchloſſen vor die Bruſt gehalten, und der Kopf vorwärts geneigt. Bei dieſer Beluſtigung ſind ſie immer ganz nackend, ausgenommen, daß ſie um die Lenden eine Bekleidung haben, die aber doch zuweilen auch abgeworfen wird. Ihr Geſang iſt weiter nichts als eine häufige Wiederholung der Sylben: hi, hi, ho, ho, u. ſ. w., die durch längeres oder kürzeres Verweilen bei dieſer oder jener Sylbe, und durch Erhöhung oder Senkung der Stimme, etwas Geſangähnliches bekommt, und die verlangte Wirkung thut. Dieſen Geſang begleiten ſie mit einer Trommel, und bisweilen auch mit einer Klapper in Form einer Oelflaſche, die aus einem Stücke trockner Büffelhaut beſteht, und in der einiges Schrot oder einige Kieſel umgeſchüttelt werden.

Der Tanz der Weiber iſt zwar vollkommen anſtändig, aber noch weniger von Bedeutung, als der

männliche. Eine ganze Menge von ihnen ſtellt ſich in eine gerade Linie, und nun ſchieben ſie einander ein wenig von der rechten zur linken, und dann wieder von der linken zur rechten Seite, ohne dabei die Füße aufzuheben; und wenn die Muſik anhält, machen ſie alle auf einmal eine kleine Beugung mit dem Leibe und dem Knie (faſt wie ein linkiſcher Knicks), und rufen in einem hellen, feinen Ton: Hi-hi, ch-o-o-o!

Noch haben ſie einen andren Zeitvertreib, der darin beſteht, daß einer ein Stückchen Holz, einen Knopf, oder ſonſt etwas Kleines, verſchiedne male aus einer Hand in die andre ſteckt, und dann ſeinen Mitſpieler fragt: in welcher Hand iſt es? Wer richtig räth, bekommt einen Holzſpahn als Marke; und wer am Ende die ſämmtlichen Marken (zehn, funfzehn bis zwanzig) hat, gewinnt eine einzige Ladung Pulver und Blei, einen Pfeil, oder ſonſt eine Kleinigkeit.

Die Weiber nehmen an keiner Beluſtigung der Männer, nicht einmal am Tanze, Antheil. Ihr ganzes Leben iſt eine zuſammenhängende Reihe von Beſchwerlichkeiten, ohne daß ſie die mindeſte Erholung und das mindeſte Vergnügen haben. Die häuslichen Arbeiten ausgenommen, in denen ſie von Jugend auf unterrichtet werden, ſcheinen ſie auch für nichts in der Welt Sinn zu haben und ſo kalt zu ſeyn, wie der Himmelsſtrich, den ſie bewohnen. Bei dem allen giebt es aber einige Ausnahmen unter ihnen, und ich glaube, daß nur milde Behandlung und Unterricht erforderlich wären, um ſie zu eben dem zu machen, was andre Weiber ſind. — Sie tragen ihr Haar lang, und nie aufgebunden, wie die ſüdlichen Irokeſinnen. Nicht Eine unter Fünfzigen hat einen Kamm; aber dennoch wiſſen ſie mit großer Ge-

Geduld und bewundernswürdigen Geſchicklichkeit, das Haar immer glatt und ordentlich zu halten.

Ihre hauptſächlichſten Krankheiten ſind eine Art von Skorbut, der mit der Krätze in ihrer ſchlimmſten Periode Aehnlichkeit hat, Auszehrungen und Diarrhöen. Der Skorbut iſt zwar ſehr beſchwerlich, doch nicht tödtlich, wenn nicht andre innerliche Uebel dazu kommen; die beiden andren Krankheiten aber raffen, mit einigen Nebenzufällen verbunden, eine Menge Perſonen von beiderlei Geſchlecht und von jedem Alter weg. Nur wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter, welches wahrſcheinlich davon herrührt, daß ſie von ihrer Jugend an große Beſchwerlichkeiten ertragen müſſen, um ſich und ihrer Familie Unterhalt zu verſchaffen.

Das erwähnte ſkorbutiſche Uebel ſcheint zwar nicht anſteckend zu ſeyn; doch hat es ſelten einer, ohne daß auch Alle, die mit ihm in demſelben Zelte wohnen, mehr oder weniger davon leiden. Dies beweiſt übrigens noch nicht, daß es anſteckend iſt; denn ſonſt würde eine einzige Familie es in kurzer Zeit dem ganzen Stamme mittheilen, welches aber nie geſchieht. Vielmehr ſcheinen alſo ſchlechtes Waſſer, und die Ungeſundheit einiger Arten von Fiſchen, die ſie bei ihrer herumirrenden Lebensart an dieſem oder jenem beſondren Orte fangen, daran Schuld zu ſeyn. Bei jüngeren Perſonen greift es immer Hände und Füße an, ſogar die flache Hand und die Fußſohlen. Aeltere bekommen es gemeiniglich um die Hüften, an den Knöcheln und dem Geſäße; an dem letzteren beſonders ſind die Beulen, oder Geſchwüre, wie man ſie wohl nennen kann, oft ſo groß, wie der obere Theil eines Mannsdaums. Am häufigſten zeigt ſich dieſes Uebel im Sommer, wo die Indianer ſich in der unfruchtbaren Gegend aufhalten; und es iſt, ob-

gleich nicht mit Gefahr verbunden, doch ſo hartnäckig, daß es vor allen Mitteln, die man zuweilen in der Factorei angewendet, nicht hat weichen wollen. Die Eingebornen ſelbſt brauchen dagegen gar keine Arzenei, ſondern überlaſſen der Natur die Heilung, welche dann niemals eher als in zwölf bis achtzehn Monathen zu erfolgen pflegt. Bei Einigen dauert es wohl Jahre, ehe ſie völlig geheilt werden, und auch dann bleiben bei Manchem, ſo lange er lebt, dunkelblaue Flecke zurück *).

Wenn angeſehene nördliche Indianer ſterben, ſo glaubt man gemeiniglich, ihr Tod ſey durch Zauberei bewirkt, und zwar von ſüdlichen Indianern oder von Eskimoern. Nur allzu oft fällt der Verdacht

*) Die hier beſchriebene Art von Flechten oder krätzartigem Ausſchlage rührt wohl weder von dem Eſſen gewiſſer Fiſche, noch von dem Waſſer her, ſondern von der Lebensart, welche die Nord-Amerikaner im Sommer führen. Sie verlaſſen alsdann, um den Moskitos und der Feuchtigkeit zu entgehen, die niedrigen, waldigen Gegenden, und ziehen in die höheren ſteinigen. Hier ſind ſie den ſcharfen, kalten Nord- und Nordoſt-Winden ausgeſetzt, und können, wegen der Stürme, Theils oft keine Zelte aufſchlagen, Theils ſich auch, da es an Holz fehlt, kein Feuer anzünden. Sie müſſen ſich daher oft auf dem naſſen Boden, hinter großen Steinen, gruppen- oder [illegible] niederlegen, und nun hindern Kälte und Näſſe die Ausdünſtung. Dazu kommt noch, daß ſie in dieſen Umſtänden oft mehrere Wochen lang kein friſches Fleiſch haben, ſondern das gewöhnlich getrocknete, geräucherte, zuweilen ſchimmelig gewordne und halb verfaulte, ungekocht und kalt eſſen müſſen. Natürlicher Weiſe werden dadurch die Säfte des Körpers immer ſchlechter. Tritt nun gute Witterung ein, können die Indianer ihre Zelte aufſchlagen und ſich Feuer anzünden: ſo ergießen ſich die in ihrem Blute angehäuften unreinen Theile in das Zellgewebe, und ſetzen ſich, da ſie ſcharf und ätzend geworden ſind, äußerlich in unreinen Ausſchlägen an. An der Handwurzel und an den Fußgelenken geſchieht dies zuerſt, weil vom Gehen und Arbeiten die Hände und Füße am meiſten erhitzt ſind. [illegible] können die Krankheit nicht heben, da ihre Veranlaſſung, die unreinliche Lebensart der Kranken, immer fortdauert. Z.

auf die letzteren; und daher verfolgt man denn dieſe armen, unglücklichen Leute unaufhörlich.

Die nördlichen Indianer ſind im Ganzen ſehr gefühllos, und können die äußerſte Noth ſolcher Perſonen, die nicht nahe mit ihnen verwandt ſind, ohne alles Mitleiden ſehen. Ich ſelbſt ſah einmal einen von ihnen das Stöhnen, die Zuckungen und das Krümmen eines Menſchen nachäffen, der unter den quälendſten Schmerzen geſtorben war; und die ganze Geſellſchaft, nur mich ausgenommen, brach darüber in ein lautes Gelächter aus.

Nie begraben die nördlichen Indianer ihre Todten, ſondern ſie laſſen die Leichen immer liegen, wo ſie geſtorben ſind, ſo daß ſie wahrſcheinlich von wilden Thieren und Raubvögeln gefreſſen werden. Das iſt auch der Grund, weshalb man Füchſe, Wölfe, Raben u. ſ. w. nicht anders als im höchſten Nothfalle ißt.*)

Bei dem Tode eines nahen Verwandten zerreißen ſie aus großer Betrübniß alle ihre Kleider, und gehen nackend, bis ihnen jemand, der weniger betrübt iſt, wieder andre giebt. Ihre Trauerzeit währt dann ein volles Jahr, das ſie nach dem Monde und den Jahreszeiten beſtimmen. Sie haben aber dazu keine beſondre Kleidung, ſondern ſchneiden ſich nur die Haare ab, und heulen beinahe unaufhörlich. Selbſt im Gehen, beim Eſſen, bei Unterhaltungen mit An-

dern,

*) Daß es bei den nomadiſchen Völkern im Norden von Amerika Sitte iſt, todte Leichname den wilden Thieren und Raubvögeln zu überlaſſen, kann nicht befremden. Ihre Mühe dem Verſtorbenen ein Grab zu bereiten, wäre gewiſſermaßen verloren, da ſie bei ihrer herumwandernden Lebensart vielleicht nie wieder an die Stelle hinkommen, wo er geſtorben iſt. — Die Kalmücken, Parſies und Südſee-Inſulaner thun eben das; bei ihnen liegt aber der Grund in ihren Religions-Begriffen.

dren, u. ſ. w. ſetzen ſie dieſes widerliche Heulen und Schreien fort; es iſt aber nur Sitte und Gewohnheit, woher es auch von Einigen zu einer Art von Geſang gemacht wird. Doch wenn ſie einmal ernſtlich über den Verluſt eines guten Freundes nachdenken, ſo thut es für den gegenwärtigen Augenblick ſolche Wirkung auf ſie, daß ſie ſich gänzlich ihrem Schmerz überlaſſen. Alsdann ſcheinen ſie (doch iſt es wohl ebenfalls nur Gewohnheit) ſehr mit einander zu ſympathiſiren. Ich habe in ſolchen Fällen oft mehrere Dutzende von ihnen zuſammen ſchreien hören, obgleich kaum Einige Urſache dazu hatten. Beſonders ſind die Weiber bei dergleichen Gelegenheiten ſehr verpflichtend; und da man ihnen in dieſem Falle keinen Zwang anthut, ſo ſchreien ſie denn auch aus Leibeskräften.

Nach einer Tradition, welche die Indianer haben, iſt der erſte Menſch auf der Erde ein Weib geweſen. Sie lebte eine Zeitlang allein, und ſuchte ſich Beeren, ihre einzige Nahrung. Dabei fand ſie einmal ein hundeartiges Thier, welches ihr in ihre Höhle folgte, und bald freundlich und zahm wurde. Dieſer Hund konnte ſich, ſagt man, in einen ſchönen jungen Mann verwandeln. Dies that er auch bei Nacht ſehr oft; doch wenn der Tag anbrach, nahm er immer wieder ſeine vorige Geſtalt an, ſo daß die Frau alles, was bei ſolchen Gelegenheiten vorging, für Träume und Täuſchungen hielt. Dieſe Verwandlungen hatten in Kurzem Folgen, und die Mutter der Welt war ſchwanger.

Nicht lange nachher kam ein Mann zum Vorſchein, der ſo groß war, daß ſein Kopf bis in die Wolken reichte. Er wollte die Erde, damals eine ſehr unförmliche Maſſe, ebnen. Als er dies gethan hatte, zeichnete er mit ſeinem Spazierſtocke alle Seen, Teiche und Flüſſe ab, und füllte ſie ſogleich

mit Waſſer. Nun zerriß er den Hund in Stücke. Die Gedärme warf er in die Seen und Flüſſe, und befahl ihnen, allerlei Arten von Fiſchen zu werden. Das Fleiſch zerſtreuete er über das Land, und es verwandelte ſich, auf ſein Geheiß, in mancherlei Arten von vierfüßigen Thieren. Auch die Haut riß er in kleine Stücke, und warf ſie in die Luft, wo allerlei Vögel daraus wurden. Hierauf gab er der Frau und ihren Kindern volle Freiheit, zu tödten, zu eſſen, und nicht zu ſparen; denn er hatte Allem geboten, ſich zu ihrem Gebrauch in Ueberfluß zu vermehren. Nun kehrte er dahin zurück, woher er gekommen war, und ſeitdem hat man nichts wieder von ihm gehört.

Von Religion haben die nördlichen Indianer übrigens noch gar keine Begriffe. Zwar ſingen ihre Zauberer Lieder, und halten lange Reden an einige wilde Thiere und Raubvögel, ſo wie an gewiſſe Weſen der Phantaſie, von denen ſie vorgeben, daß dieſelben ihnen bei der Heilung kranker Perſonen Beiſtand leiſten; doch fehlt es ihnen, wie ihren leichtgläubigen Nachbarn, gänzlich an allen Ideen von praktiſcher Religion. Einige tadeln die jungen Leute wohl, wenn ſie von gewiſſen wilden Thieren und Vögeln ohne Ehrfurcht reden; aber ſo wenig nachdrücklich, daß oft nur darüber geſpottet wird. — Von einem künftigen Leben haben ſie gar keine Vorſtellung, wie mir Matonabbi, der gebildeter war, und auch etwas von der chriſtlichen Religion wußte, mehr als einmal geſagt hat. Da ſie ſo ganz und gar nichts von Religion wiſſen, ſo haben ſie, um Matonabbi's eigne Worte zu gebrauchen, weiter nichts zu thun, als ſich „um ihren Vortheil, ihre Neigungen und Leidenſchaften zu bekümmern, und ſo gemächlich, ſo zufrieden als möglich, durch dieſe Welt zu gehen, oh-

ne in einer künftigen auf Belohnungen zu hoffen, oder ſich vor Beſtrafung zu fürchten.“ Bei dieſer Denkungsart ſind ſie, wenn es ihnen nicht an ihren Bedürfniſſen fehlt, die glücklichſten Menſchen auf der Erde; denn nichts als groſses Unglück, das ſie oder ihre Familie trifft, kann ihre Ruhe ſtören; kleineres achten ſie nicht. Gleich vielen andren unkultivirten Völkern, ertragen ſie körperlichen Schmerz mit vieler Standhaftigkeit; doch glaube ich, daß ſie hierin den ſüdlichen Indianern nachſtehen.

Hohes Alter iſt das gröſte Unglück für einen nördlichen Indianer; denn ſo bald er nicht mehr arbeiten kann, wird er, ſogar von ſeinen eignen Kindern, vernachläſſigt, und mit der gröſten Geringſchätzung behandelt. Man giebt den Alten ihr Eſſen zuletzt, und gemeiniglich das Schlechteſte, Ungenieſsbarſte; auch ſickt man die Felle, die niemand tragen will, für ſie auf die plumpſte Art zuſammen. Wahrſcheinlich ſind die Alten ſich bewuſst, daß ſie in der Jugend ihre Väter und Mütter eben ſo nachläſſig behandelt haben; daher unterwerfen ſie ſich ohne Murren ihrem Schickſale, welches bei ihnen von hohem Alter nun einmal unzertrennlich iſt. Sie ſehen geduldig der traurigen Stunde entgegen, wo man ſie, weil ſie nicht länger mit zu wandern im Stande ſind, allein zurücklaſſen wird, ſo daß ſie alsdann Hungers ſterben müſſen. So empörend, ſo unnatürlich der Europäiſche Leſer dies auch finden mag, ſo iſt es dennoch bei dieſer Völkerſchaft ſehr gewöhnlich; und wenigſtens ſtirbt die Hälfte der alten Perſonen von beiden Geſchlechtern in dieſem elenden Zuſtande.

Die nördlichen Indianer nennen das Nordlicht: Ed-thin; d. i. Rothwild *); und wenn dieſes

*) Ihre bildliche Vorſtellung hat einen Grund, an den man wohl nicht denken ſollte. Sie haben nehmlich bemerkt, daß,

Meteor ſehr hell iſt, ſagen ſie: in jener Gegend der Atmoſphäre ſey Rothwild in Menge; aber ſo weit gehen ihre Begriffe noch nicht, daß ſie ſich nun Hoffnung machten, von dieſen himmliſchen Thieren zu eſſen.

Außerdem haben ſie viele abergläubiſche Vorſtellungen von mancherlei Feen oder Geiſtern (in ihrer Sprache, Rant=e=na) welche ihnen oft erſcheinen, und die verſchiednen Elemente, Erde, Waſſer und Luft, bewohnen ſollen. Einem oder dem andren dieſer Geiſter ſchreiben ſie gewöhnlich jede Veränderung ihres Zuſtandes zu. Da aber nur ihre Zauberer dieſe Vorſtellungen bei ihnen unterhalten, ſo haben ſie keinen allgemeinen Glauben. Jeder von dieſen Gauklern weicht nehmlich in dem, was er von ſolchen Weſen ſagt, weit von den übrigen ab, und erzählt beinahe jeden Tag eine neue Grille, oder ein außerordentliches Ereigniß, das ihm, wie er vorgiebt, in einem Traume, oder auf der Jagd, von einer ſeiner Lieblings=Feen entdeckt worden iſt *).

wenn eine haarige Hirſch= oder Rehhaut in einer finſtern Nacht ſtark mit der Hand gerieben wird, elektriſche Funken herausſpringen, wie aus dem Rücken einer Katze. — Die ſüdlichen Indianer haben von dieſem Meteor eine eben ſo romantiſche, doch angenehmere, Idee. Sie glauben nehmlich, daß die Geiſter ihrer abgeſchiednen Freunde in den Wolken tanzen; und wenn das Nordlicht vorzüglich glänzend iſt, wobei es in Farbe, Geſtalt und Lage die ſtärkſten Abwechſelungen zeigt, ſo ſagen ſie: ihre verſtorbenen Freunde wären ſehr luſtig. A. d. Verf.

*) Dieſe Märchen von gewiſſen Feen in der Luft, der See und der Erde haben große Aehnlichkeit mit dem Aberglauben, der im nordöſtlichen Aſien bei den Anhängern der ſo genannten Schamaniſchen Religion Statt findet. Wirklich mögen ſie Bruchſtücke der Schamaniſchen Religion ſeyn, da wahrſcheinlich die Nord=Amerikaner über die Behrings=Straße aus Aſien gekommen ſind. F.

der
weit
off=
zu

Vor=
ih=
chei=
aſſer
bren
inde=
aube=
hä=
die=
von
und
r ein
giebt,
r ſei=

uſtern
Fun=
ge. —
e eben
auben
nde in
üglich
ſtärk=
benen

Gee
glau=
n der
Wirk=
igion
r die
S.